

Das Geheimnis des Militär-Konvois

von Ronald Holst

Die Zeit des Großen Nordischen Krieges (1700 – 1721) war für die Bevölkerung Holsteins eine besonders schwere Bürde. Dänemark und Schweden führten im Niederelbegebiet gegeneinander Krieg. Wie sollten die Menschen nördlich und südlich der Elbe satt werden, wovon sollten sie leben, wenn sie von beiden kriegführenden Parteien so ausgeplündert wurden? Wie konnte man die Jungfern und Frauen vor den gierigen Soldaten schützen? Und wie Jugendliche und junge Männer vor Aushebungskommandos von Freund und Feind bewahren? Kaum zu lösende Aufgaben. Ach, man sehnte sich zurück nach Friedenszeiten, auch wenn sie schwer genug gewesen waren.

Der Blankeneser Geschichte-Erzähler Ronald Holst hat einen Blick in diese schreckliche Zeit tun können und berichtet, wie es damals an der Niederelbe zugegangen ist, was die Menschen beim Fischfang auf der Nordsee, bei den Ochsentransporten oder bei den Fährfahrten nach Buxtehude leisten mussten und wie pfliffige Blankeneserinnen und Blankeneser der Kriegsfurie manchmal sogar ein Schnippchen schlugen.

Kapitel I

„Wir haben Glück, Leute. Der Wind kommt aus Südwest.

Er wird sogar noch auffrischen! Das riech ich schon.

Mit ihm laufen wir die Este abwärts wie auf einem wild gewordenen Pferd – und zum Schluss gehts ab über die Elbe nach Hause!“, murmelte Trine, während ihre Männer, einer nach dem anderen, ins Fährboot sprangen.

„Wat hett se seggt?“ fragte Clas Stehr, der als letzter ins Boot gesprungen war. Vorher hatte er die Taue lösen müssen, mit denen das Boot festgemacht war. Deshalb verstand er den Vormann, der eine Frau war, auch nicht.

„Wie hebbt Glück. De Wind steit good, hett se seggt!“

„Weet ick sülsen!“, erwiderte Clas’ patzige.

Die Männer machten es sich auf ihren Ruderbänken bequem.

Zum Glück würden sie auf der bevorstehenden Fahrt nicht rudern müssen. Weil sie die Ebbe, die Strömung und der Südwest sie nach Hause treiben würde.

Leider sollte man sagen. Besser wäre es gewesen, bei diesem nasskalten Januar-Wetter zu rudern. Denn sie saßen schon jetzt fröstelnd auf den Bänken und warteten, dass das Segel festgemacht wurde.

Einige waren sogar schon dabei, sich ihre Decke um die Hüften zu wickeln. Die hatten sie gebraucht, weil sie letzte Nacht in Buxtehude schlafen mussten.

Doch Trine Pieper, ihr weiblicher Vormann, verzögerte das Ablegen. Sie schien auf etwas zu warten.

Ein Ruderer nach dem anderen blickte sich um, danach auf den Turm von St. Petri.

„Watt iss? Worup teuft wi? Is all lat!“

Was mochte der Grund für ihre hinausgezögerte Abfahrt sein?

Schließlich kam das Buxtehuder Fährboot hinter ihnen auf, das Trine offenbar passieren lassen wollte.

Doch was war das?

Es legte sich hinter sie.

Einer von deren Bootsleuten hielt es mit einem Bootshakten am Kai fest.

„Man zu, wir folgen euch!“ rief dessen Vormann und grinste, weil er Trine durchschaut hatte.

Hinter ihnen herzufahren bedeutete, dass sie von den Buxtehudern bis Blankenese kontrolliert werden konnten.

„So’n Schiet!“

Trines Plan war geplatzt.

Der Grund dafür war einfach:

Blankeneser Fährboote durften Fracht und Passagiere nur nach Süden, also nach Buxtehude befördern, während die Buxtehuder Ladungen seit alters her nur nach Norden, nach Blankenese, schaffen durften. Denn die heimfahrenden Fähren mussten grundsätzlich leer fahren. Das verlangte das altgermanische Recht, sofern die beiden Ufer, die durch eine Fähr verbunden waren, unterschiedliche Stammesgebiete waren.

„Diese Regel stammte doch aus Urgroßmutterns Zeiten,“ fanden sowohl die Blankeneser wie auch die Buxtehuder. Deshalb versuchten sie immer wieder zu mogeln, indem sie auf Rückfahrten heimlich Waren oder Passagiere mitnahmen. Sofern das rauskam war es Anlass zu Streitigkeiten, die vor Gericht zu enden pflegten.

„Leute, der Buxtehuder achterraus will overschlau sein! Aber ich weiß, wie wir ihn trotzdem an der Nase rumführen!“ murmelte Trine so leise, dass es nur die Männer auf der nächsten Ruderbank mitbekamen. Dabei grinste sie übers ganze Gesicht.

„Man tau!“ murmelte Clas Stehr erwartungsvoll.

„Ick frei mi all!“

Trine setzte ihr spitzbübisches Lächeln auf. Obwohl dabei zutage kam, dass ihr zwei Schneidezähne fehlten und ein dritter kohlrabenschwarz war. Doch das störte sie nicht.

Endlich stieß auch Trines Fährboot ab, gefolgt von den Buxtehudern. Beide ließen sich von der frischen Brise, der Strömung, vor allem aber von der einsetzenden Ebbe die Este hinabtreiben, ohne dass gerudert werden mussten.

Da die Besatzungen untätig auf ihren Bänken saßen, fand die nasse Kälte schnell einen Weg durch ihre Kleidung. Das war auch der Grund, warum sie ihre Dreispitze tief über die Ohren zogen und die Röcke bis obenhin zugeknöpft hielten. Doch all das half nichts. Die Kälte würde sie in den nächsten Stunden fest in den Griff nehmen.

Es sollte nicht lange dauern, da hatten der Wind Trines Boot um die erste Flussbiegung getrieben. Damit waren sie aus dem Sichtbereich der Buxtehuder. Kaum war das geschafft, befahl die Vormännin mit verhaltener Stimme:

„Ruder hebt an. Auf mein Kommando: Los!“

Wirklich, sie ließ - trotz ihres unbeladenen und schnellen Boots -, trotz Ebbe, Strömung und frischem Wind, rudern!

„Nu begriep ick!“ ließ sich Clas Stehr vernehmen und schnalzte mit der Zunge. Endlich war ihm ein Licht aufgegangen.

Er kapierte auch, warum Trine die hohe Schlagzahl beim Rudern verlangte, begriff, warum sie plötzlich pfeilschnell die Este hinabschiessen sollten.

„Schwarze Fracht übernehmen“ hieß das Zauberwort.

Das bedeutete, dass Passagekosten von Fahrgästen oder Fracht nicht an den Fährverwalter, sondern an sie als Besatzung ging!

„Leute, wir müssen einen gehörigen Vorsprung vor den Buxtehudern rausholen! Denn wir brauchen Zeit für die Übernahme der Fracht, mit der ein Ruderboot in Estebrügge auf uns wartet.“

Auf einmal begann die Bootsfahrt schweißtreibend zu werden.

Röcke wurden aufgeknöpft, Dreispitze flogen auf die Bootsplanken. Einige zogen sogar noch weitere Kleidungsstücke aus. Aber das war übertrieben.

„Und? Watt springt bi disse Plackerei rut?“ bohrte Clas Stehr, der wieder nur an das Eine dachte.

„Hol Du dien Muul, Clas. Mit di hev ick noch’n Gang to moken!“

In der Tat: Gestern, auf dem Herweg, war Clas die Fahrgäste mal wieder viel zu heftig um Trinkgeld gegangen. Trine konnte solche Situationen nicht ertragen.

Mitten auf der Elbe hatte er den armen Leuten bei einem Schneeschauer gedroht: „Entweder ein anständiges Trinkgeld oder ihr landet bei dem Schietwetter auf der Sandbank da drüben!“ Dabei

hatte er auf ein fast überspültes Eiland gezeigt, das trotz des Schneeschauers in Sicht gekommen war.

„Das gibt mal wieder Ärger mit dem Pinneberger Landdrost!“ schoss es Trine durch den Kopf. Aber was sollte sie machen? Ihre Leute hatten bei dem Hungerlohn auf der Fähre doch kaum etwas zu beißen. Keiner kriegte seine Familie wirklich satt, obwohl sie alle neben der Fährarbeit noch fischten. Sie waren doch auf jeden Zuverdienst angewiesen.

Übrigens auch Trine.

Schon als junge Frau hatte sie mit dem Besprechen begonnen.

Warzen zunächst, dann auch Gürtelrose.

Schnell war ihre Gabe im Dorf bekannt geworden.

Der eine oder andere zog sie auch bei sonstigen Krankheiten und Kümmernissen zu Rate. Doch sie musste vorsichtig sein. Schließlich war bekannt, wie schnell man in den Ruf kommen konnte, mit dem Teufel im Bunde zu stehen.

Auf diese Weise wurde man plötzlich zur Hexe.

Es konnte sogar passieren, dass man ohne viel Federlesen einen Hexenprozess am Hals hatte, in einem Folterkeller und auf die Streckbank kam und schlussendlich auf dem Scheiterhaufen endete.

Von ihrer Mutter hatte Trine erfahren, welche Wirkung Heilkräuter bei verschiedenen Krankheiten haben konnten. Diese Kräuter sammelte und trocknete sie und bot sie zum Verkauf. Sofern es ihre Zeit erlaubte.

Auch Harm hatte schon als kleiner Junge beim Sammeln geholfen und erfuhr dabei das eine oder andere über deren heilende Wirkung.

Das schnelle Rudern auf dem sechs Kilometer-Törn bis zum sie erwartenden Ruderboot zehrte an den Kräften. Denn nach jedem Schlag mussten sich die Männer zurückwerfen, gingen wieder in die Beuge und zogen die Riemen abermals durch.

Offenbar fiel das Buxtehuder Boot schneller als gedacht zurück. Nicht nur, weil es schwer beladen war. Nein, es war bauchig und breit, wie Fahren eben sein müssen. Solche Kähne sind viel langsamer als Trines langes, schlankes Boot.

Die Buxtehuder hatten außerdem den Amsterdamer Post-Reiter samt Pferd an Bord, sieben Handwerksburschen und zahlreiche schwere Apfelkisten. Mit einer Fracht wie dieser konnte man keine Wettfahrt gewinnen, schon gar nicht gegen Trines Boot.

„Watt kriegt wi denn?“ mahnte Clas noch einmal und rieb den Daumen am Zeigefinger, während er mit dem Rudern aussetzte. „Das werdet ihr sehen, wenn wir die Kisten dem Ewer „Anna“ übergeben haben. Der wartet vor Wittenbergen auf uns!“, entgegnete die langsam genervte Trine. „Clas, merk Dir mal: Erst muss der Bär erlegt werden, bevor sein Fell verteilt wird. Das muss auch Dir mal klar werden.“

Clas wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel von der Stirn und fraß den Groll über Trines unbefriedigende Antwort in sich.

„Ich weiß lieber vorher, was ich krieg!“, brummelte er.

Auch die anderen hätten das gern gewusst, denn diese verrückte Schinderei machten sie nur, um ein wenig Extra-Geld zu bekommen. Schließlich wollten sie mehr als nur „Katzendreck“ erhalten!

Jedenfalls kostete sie dieser Morgen eine Menge Schweiß. Das konnte man jetzt schon sagen.

Nicht dass Clas und Trine Spinnfeind gewesen wären.

Im Gegenteil: Clas war impulsiv, sagte immer was er dachte. Ohne Rücksicht auf sein Gegenüber. Und wenn es sein musste, wenn er damit besser überzeugen konnte, setzte er auch Fäuste ein.

Trine dagegen war kopfgesteuert, argumentierten nach Überlegung. Trotz ihrer unterschiedlichen Temperamente und Charaktere waren beide seit Kindesbeinen befreundet, standen füreinander ein, vor allem, wenn einer von ihnen von Dritten angegriffen wurde.

Nach geraumer Weile sah Trine den Kirchturm von Estebrügge aufkommen. „Lüd, geit los!“, ließ sie leise wissen und befahl das Segel loszumachen.

Im gleichen Augenblick hörte man einen Pfiff.

Er kam aus dem Dachfenster eines der Häuser auf der Deichkrone.

Das Signal für „reine Luft“.

Schon tauchte aus einem Graben ein schwer beladenes Beiboot auf und wollte längsseits gehen.

Doch das Manöver misslang, weil die Strömung den Kahn mit dumpfem Bums gegen die Fährre drückte, sodass er auf Backbord eine immer gefährlichere Schlagseite bekam. Der Augenblick, in dem Wasser ins überladene Ruderboot schwappen und es zum Sinken bringen würde, stand kurz bevor.

In dieser Situation passierte ein zweites Malheur:

Bei dem Versuch, das krängende Beiboot von der Fährre zu lösen, fiel ein Mann aus dem Ruderboot ins eiskalte Wasser.

Ängstlich klammerte er sich an die hochragende Steuerbordwand.

So bedauerlich es für den armen Kerl auch war, es stabilisierte die Lage des Ruderboots.

In dieser Situation gab Trine das Kommando:

„Zuerst die Ware, dann der Mann. Egal wie kalt das Wasser ist!“

Augenblicklich begannen die Männer mit der Übernahme der Obstkisten.

„Immer so stauen, dass man die Dinger von Land nicht sehen kann, Leute! Und werft zum Schluss das alte Segel drüber. Wenn es geht, ein bisschen dalli! Los, los, macht schon! Das Buxtehuder Boot kommt jeden Moment auf!“

Wie jeder gute Kapitän hatte Trine ihre Augen überall:

Bei der Übernahme der Kisten, bei ihren Männern, bei dem krängenden Ruderboot. In erster Linie aber musste sie nach den Buxtehudern Ausschau halten. Denn nun hörte man schon Stimmfetzen, die ihnen der Südwest zuwehte. Sie konnten also jeden Augenblick aufkommen!

„Los jetzt! Sie werden gleich hier sein.“

Kaum war die letzte Kiste im Fährboot, wriggte der junge Kerl sein Ruderboot zurück in den Graben, zog seinen im Wasser bibbernden Kumpel neben sich her und war verschwunden. Der arme Bursche im Wasser war inzwischen vermutlich blau gefroren.

Trine ließ das Segel wieder anschlagen. Zudem griffen ihre Männer in die Ruder. Abermals schoss ihr Kahn mit dem Ebbstrom flussab. Vorbei an den Häusern und Gärten von Estebrügge. Hier wie dort wurden sie von Bekannten begrüßt.

„Is man good, datt wie datt olle Segel öber de Kistn trocken harn! Sunst kunn jeden Hans un Franz sähn, dat wi Fracht in 't Boot hebbt!“, högte sich Clas.

Nachdem sie das Städtchen passiert hatten, ließ Trine das Rudern einstellen. Augenblicklich zogen die Männer ihre tropfnassen Riemen ein und versuchten eine entspannte Position einzunehmen.

Einige hängten sich ihre Schlafdecken über die Schultern und dösten. Denn nach der Plackerei waren alle geschafft.

Zum soundsovielten Mal strich Trine ihre grauen Haare aus dem Gesicht. Doch der Südsüdwest wehte sie immer wieder vor die Augen. Deshalb nahm sie sich vor, beim nächsten Mal ein Tuch umzubinden, um damit ihre langen Strähnen zu bändigen.

Die vor ihnen liegende Fahrstrecke würden entspannter werden.
Aber auch hundekalt. Da mussten sie durch.
Sie zog den Umhang gegen den eisigen Wind über den Kopf und fast vor die Augen. Das konnte sie, weil sie ihr Schiff wie auch den Flusslauf beinahe im Schlaf kannte.
Seit Kindesbeinen war sie mit Beidem vertraut.
Schon ihr Großvater, aber auch der Vater hatten als Vormann auf dieser Fähre gedient und Klein-Trine mitgenommen. Das färbte ab wie Blaudruck. Wegen dieser Erfahrungen wurde sie als erstes Weib zum Vormann eines Fährboots bestimmt. Sowas hatte es an der ganzen Nordseeküste noch nicht gegeben. Doch obwohl sie klein und zart schien, wurde sie von ihren Fährknechten als Respektsperson, als „Shipmaster“ akzeptiert. In allen nautischen Fragen. Leider nicht beim Benehmen gegenüber Passagieren.

Ihr zu Füßen lag ihr fünfzehnjährige Enkel Harm.
Trotz seiner Jugend ein vollwertiger Ruderer.
„Was hat der Junge schon für breite Schultern.
Und das in seinem Alter.
Genau wie mein Jakob.
Gott hab ihn selig!“ murmelte sie.
Als kleinen Butt hatte sie ihn immer „Min lütten Flachskopp!“ wegen seiner blonden Mähne genannt. Das mochte er schon lange nicht mehr hören. „Aus Kindern werden eben Leutel“ überlegte sie laut, worauf Harm mit den Augen blinzelte.
„Is wat, Oma?“
„Ich hab´ nur laut gedacht, Jung. Schlaf man weiter!“
Der schob seinen löchrigen Dreispitz wieder vors Gesicht und schlang seine Decke noch enger um sich.
Ihm war kalt. Saukalt. Was Wunder.
Er trug, wie alle anderen auch, unter seinem Rock ein nur dünnes Leinenhemd und zu Kniebundhosen keine Strümpfe. Dafür hatte er Stroh in seinen Holzpantinen, um die Füße wenigstens etwas zu wärmen.

Trine hatte schon länger erkannt, das Harm reifer als seine Altersgenossen war. In körperlicher Entwicklung, aber auch was seine Charakterbildung betraf. Vielleicht rührte das daher, dass der Junge in seinem kurzen Leben schon viel Schweres erlebt hatte?

Trine war stolz auf ihren Enkel. Trotz seiner Jugend arbeitete er wie ein ausgewachsener Kerl. Anders würde es auch nicht gehen. Denn Trines einziger Sohn, Harms Vater, war vor 11 Jahren auf See geblieben. Dann, vor sieben Jahren, hatte sich der blanke Hans Harms Opa, Trines Mann geholt. Und Harms Mutter? Die war schon bei der Geburt des Jungen im Kindbett verstorben.

„Wenn ich nicht auf der Fähre arbeiten könnte, stünde es schlecht um uns!“, lautete Trines gebetsmühlenartig gemurmelter Satz, den sie wie ein Dankgebet vor sich hinsagte. Und dabei lebten Beide sehr bescheiden.

Zu Hause gab es nichts anderes als Fischsuppe oder Fischbrei. Selten Mehlbündel. Diese schwer im Magen liegende Speise kam nur sonntags auf den Tisch, wenn überhaupt.

Die Wasservögel, die Harm hin und wieder auf einer der Elb-Inseln schoss, wurden nie von ihnen verzehrt, sondern verkauft. Abnehmer fanden sich für solche Leckerbissen genug.

Zum Glück hatte Harm vor zwei Jahren bei Elbfischer Möhlmann als Junge, als „Moses“, anfangen können. Natürlich erhielt er keinen Lohn. Den würde er bekommen, wenn er zum Bestmann aufgestiegen war. Stattdessen erhielt er ein Fischdeputat. Deren wertvolle Fische wurden verkauft. Nur die Weißfische kamen bei ihnen auf den Tisch. Zum Glück erlaubte Fischer Möhlmann Harm, zwischendurch Fährfahrten auf Trines Kahn zu machen. Auf den dabei erhaltenen Zuverdienst waren sie dringend angewiesen.

Bei diesem Gedanken fiel Trine ein, dass die Männer aus „Westen“ übermorgen mit der nächsten Fährfahrt dran sein würden. Denn der Ruderdienst ging im Dorf reihum.

„Westen“ war, wie der Begriff schon sagte, der westliche Teil von Blankenese. Dort musste sie diesmal eine Mannschaft zusammentrommeln.

„Am besten schick ich den Jungen los, die acht Leute zu suchen, die ich für die Fahrt brauche,“ war Trines Überlegung.

Was war noch zu erledigen? Sie überlegte weiter, während sie den Stand des Segels begutachtete. Alles war in Ordnung.

Anschließend schaute sie wieder auf den Flusslauf.

Dabei fiel ihr Blick auf einen Habicht, der von zwei Krähen attackiert wurde. Er war wohl in ihr Revier geraten. Doch der Greif flog unbeirrt weiter, obwohl ihn die schwarzen Vögel wieder und wieder bedrängten. Einmal flogen dunkle Federn durch die Luft. Vermutlich ein Beweis, dass eine der Krähen dem Habicht zu nahegekommen war. Dann versuchten die schwarzen Räuber Höhe zu gewinnen, um den Habicht im Sturzflug zu attackieren. Der schien zu ahnen, dass es sich um einen Scheinangriff handeln würde. Nach längerem Geplänkel verstärkte eine dritte Krähe das Angreiferduo.

Nun endlich suchte der Habicht das Weite.

Trine hing dem Kampf der Vögel nach, wobei ihr klar wurde:

So wie die Krähen müssen auch wir es machen!

Uns zusammentun, wenn Feinde in unser Revier einfallen!

Nur dann haben wir eine Chance.

Noch während sie den entschwindenden Vögeln nachhing, registrierte sie am Horizont eine dunkle Wolke.

Brannte es am Nordufer?

Wegen der Deiche konnte sie nicht erkennen, wo genau der Brandherd sein mochte.

Vielleicht handelte es sich um Reet, das kokelnden Jungen angezündet hatten? Doch danach sah es nicht aus.

Als sie um die nächste Flussbiegung kamen, war die Wolke noch bedrohlicher und schwärzer geworden. Nun konnte man den Ort des Feuers auch besser lokalisieren: Es musste sich um einen Brand in Blankenese handeln.

„Das fehlt noch!“ schimpfte sie, denn sie hatte schon öfter erlebt, dass der Brand eines einzigen Reetdachs schnell auf Nachbarhäuser überspringen und einem ganzen Dorf den Roten Hahn aufsetzen konnte.

„Oma, was schimpfst Du denn nun schon wieder?“, meldete sich Harm und richtete sich auf.

Bevor Trine antworten konnte, hatte sie den aufkommenden Ewer bemerkt an dessen Bug unübersehbar Titke Rasche stand, ein alter Bekannter aus Blankenese.

Titke konnte man aus Meilenentfernung am wehenden, weißen Bart erkennen. Außerdem war er der Einzige, der an Wintertagen diesen breiten Wollumhang trug.

„... Schwedische Truppen...!“

Seine anderen Erklärungen verwehte der Wind.

Doch diese beiden Wörter genügten, den Schrecken einer feindlichen Besetzung in Zusammenhang mit dem schwarzen Rauch wachzurufen.

Wie auf Kommando starteten die Fährknechte über die Bordwand.

Sie wollten mehr von dem hören, was sich während ihrer Abwesenheit in Blankenese zugetragen hatte. Mit einem Schlag war alle Müdigkeit vergessen. Denn urplötzlich sorgte sich jeder um seine Lieben wie die Habe.

Inzwischen war Titke Rasches Ewer auf ihrer Höhe und legte mit eleganter Halse an Steuerbord an.

„Fahrt auf keinen Fall nach Blankenese. Schwedische Dragoner sind heute früh in unser Dorf eingefallen und machen derzeit Quartier. Zum Unterhalt ihrer Truppe verlangen sie Unmengen

an Brot, Bier, Tabak und Branntwein - sowie Hafer und Heu für ihre Pferde. Da Peter Breckwoldt, ihr kennt den alten Sturkopp ja, den schwedischen Major nicht in sein Haus lassen wollte, ihn stattdessen hochkantig vom Grundstück geworfen hat, haben sie ihn erschlagen und sein Haus angezündet!“, stammelte Rasche und zeigte mit dem Daumen auf das in seinem Rücken lodernde Feuer.

„Ich bin gerade dabei, mein Boot in Sicherheit zu bringen, wie es die anderen auch gerade machen. Die Frage ist nur, wohin? Denn es wird ja wohl nicht lange dauern, dann sind diese verfluchten Schweden auch auf der südlichen Elbseite!“

„Damit wirst Du leider recht haben, Titke!“, entgegnete Trine und grübelte, wo sie ihr Boot vor den Schweden in Sicherheit bringen konnte.

„Hamburg! Wahrscheinlich ist Hamburg der einzig sichere Platz.

Ich werde meinen Kahn nach Hamburg bringen!“, ließ sich Titke vernehmen und strich grübelnd über seinen Bart.

Blankenese hatte vielleicht 200 Feuerstellen, sprich Haushaltungen. Meist lag deshalb auch nur eine Kompanie Soldaten in dem kleinen Fähr- und Fischerdorf. Dauerhaft, wohlgemerkt. Die einquartierten Soldaten wurden immer erst dann abgezogen, wenn irgendwo ein Konflikt entbrannte, in den die Soldaten eingreifen mussten.

Zogen verbündete Truppen durchs Land, mussten auch für sie Quartiere bereitgehalten werden. Denn man kannte zur Zeit des Großen Nordischen Krieges (1700 – 1721) so gut wie keine Kasernen.

Besaßen die einquartierten Soldaten Familie, musste auch sie in Privathaushalten untergebracht werden. Allerdings durfte, der königlichen Verordnung entsprechend, nur ein Viertel einer Kompanie verheiratet sein, also Frau und Kinder haben.

Berücksichtigt wurde bei der Einquartierung die Größe des Hauses und die finanzielle Situation des Haushaltsvorstands. Wohlhabendere mussten ständig Soldatenfamilien aufnehmen, weniger betuchte bekamen nur zeitweise Einquartierungen, manchmal sogar nur „einen ledigen Kerl“.

Ganz Arme zahlten einen kleinen monatlichen Geldbetrag anstelle der Aufnahme eines Soldaten. Der Soldaten beherbergende Haushalt musste „ein Bett stellen“ und ihn an „Feuer und Beleuchtung teilhaben lassen“. Manchmal gehörten auch „Salz und Saur“ (Mahlzeiten) zum „Dach überm Kopf“ der Soldaten. Sofern sie an den Mahlzeiten der Hausbewohner teilnahmen, wurde das (meist) aus der Regimentskasse bezahlt. Offiziere mussten sich auf eigene Kosten eine Wohnung mieten.

Da die einquartierten Soldaten ihren Sold in der Regel im Stationierungs-Ort ausgaben, sprang wenigstens für den Krämer etwas heraus. Doch die bescheidenen Wohnverhältnisse im Fischerdorf Blankenese riefen nicht nur bei den gastgebenden Familien, sondern vor allem bei den einquartierten Soldaten ernsthafte Beanstandungen hervor. (In der Regel bewohnte jede Fischer-Familie nur eine winzige Kammer. Aus Platzgründen schliefen die Eltern in einem Alkoven, die Kinder auf dem Dachboden!)

Erst letztes Jahr passierte es, dass sich ein verantwortlicher Offizier weigerte, einen seiner Soldaten in einem bestimmten Haus einzuquartieren, „weil der Wirth ein schlechtes Bett hielt und sich mit den einquartierten Soldaten gemeiniglich zu schlagen pflegt“.

Wieder waren die Schweden in Holstein eingefallen und verheerten das Land. Sie waren nicht mehr aufzuhalten, nachdem sie am 30. Dezember 1712 die Schlacht bei Gadebusch gewonnen hatten. Sieben Tage später eroberte sie Oldesloe, danach Pinneberg. Kurz darauf schickten sie sich an, das stolze Altona zu besetzen.

Ob die Schweden die Stadt an der Elbe, Augensterne des dänischen Königs, brandschatzen würden? Das war eine Frage, die Altonas Bürger bewegte! Aus Rache für die Zerstörung Stades etwa, dass von den Dänen erst letzten September mit einer gewaltigen Kanonade dem Erdboden gleichgemacht worden war? Damals wurden 152 Stader Häuser zusammengeschoßen. Das entsprach einem Viertel der Stadt. Schwedenkönig Karl XII. tobte und schwor ihnen Rache.

Jetzt waren die gefürchteten schwedischen Rächer in Blankenese erschienen.

Was würde das bedeuten?

Musste auch Trine das Fährboot in Sicherheit bringen?

Schließlich war es nicht ihr eigenes. Sie war nur Vormann.

Und was war mit der „Schwarzen Fracht“, den Obstkisten, die sie an Bord hatte? Eigentlich sollte sie die dem Ewer „Anna“ vor Wittenbergen übergeben, der sie danach weiter nach Hamburg bringen würde. „Die „Anna“ könnt Ihr vergessen! Die ist längst geflüchtet,“ berichtete Titke.

Für Trine war es wichtig, wo sie ihren Harm vor schwedischen Aushebungskommandos versteckte. Denn sie wollte auf keinen Fall, dass man ihn in deren gottverdammte Armee presste. Nach Blankenese durfte sie ihn deshalb auf keinen Fall mitnehmen!

Wäre es vielleicht besser, er führe mit Titke nach Hamburg?

Dort wäre er bestimmt in Sicherheit.

Beim Anblick des brennenden Hauses fiel Trine das Gespräch mit einem der gestrigen Fahrgäste ein.

Das war für sie wie ein Menetekel.

Der Passagier hatte ihnen vom Großen Nordischen Krieg erzählt.

„Der tobt schon seit anno 1700, wenn auch in weit entfernten Ländern! Mal kämpften die Schweden unter Karl XII. gegen die Dänen. Dann wieder gegen Russen und Sachsen. Zum Glück hat sich das Kriegsgeschehen während der letzten 12 Jahre in weiter Ferne abgespielt. Irgendwann stieg Dänemark sogar ganz aus dem Krieg aus. Seit ein paar Monaten haben sie sich wieder in den Konflikt eingemischt.

Hier bei uns im Nordwesten.“

Schon länger hatte man orakelt:

„Gnade uns Gott, wenn zwischen den Dänen, die das Land nördlich der Elbe beherrschen, und den Schweden, die große Ländereien südlich der Elbe ihr Eigen nennen, wieder Krieg ausbricht. Die Fähr Blankenese -Buxtehude spielte dann eine kriegswichtige Rolle und wäre für den Verlauf der Kampfhandlungen in unserem Gebiet sicher entscheidend!“

Letztes Jahr war diese lange befürchtete Konstellation eingetreten.

Der Krieg hatte Blankenese erreicht.

„Männer, ihr habt gehört, was Titke gesagt hat?

Ich überlasse es Euch, mit ihm nach Hamburg zu fahren.

Ich selbst werde unser Boot nach Wedel führen und dort die „Schwarze Fracht“ löschen, sofern der Ort noch feindfrei ist.

In Wedel wohnt die Schwester von Herrn Brunswick, dem Hamburger Empfänger der Fracht.

Mein Harm wird allerdings mit Titke ins schwedenfreie Hamburg fahren.“

Damit stieß sie ihren Enkel in Titkes Boot.

„Machs gut, Jung!“ rief sie ihm noch nach und wartete darauf, ob sich weitere Ruderknechte entschließen würden, mit Titke zu fahren. Doch alle blieben auf ihren Bänken.

So ruhig Trine auch schien, so sehr hatte sie die Nachricht von der Besetzung Blankeneses und ihre plötzliche Trennung von Harm aufgewühlt. Was würde nun aus ihrem Enkel werden?

Ihr Lebensplan war nach diesem kurzen Gespräch mit Titke zum Scherbenhaufen geworden.

Heidenangst überkam sie.

Titke Rasche wendete seinen Ewer Richtung Hamburg.

Gerade als das Buxtehuder Fährboot aus der Este aufkam.

Jetzt wartete Trine darauf, dass die Buxtehuder in Rufweite waren. Mit sich überschlagender Stimme schrie sie ihnen die schlechten Nachrichten zu. Doch wegen der „Schwarzen Fracht“ wollte sie sich nicht in den Kahn schauen lassen. Hielt Abstand. Außerdem würden sie sich

beeilen müssen, nach Wedel zu kommen. Denn auch dieser Ort besaß eine Fähre. Eine viel bedeutendere als Blankenese. Daran haben die Schweden bestimmt ein noch viel größeres Interesse als an unserer.

In diesem Augenblick wurde Trine von Clas Stehr auf etwas hingewiesen:

„Titke hat beigedreht und segelt uns nach.“

Trine blickte verstört achterraus.

Abermals sah sie Rasche an seinem Bug stehen und wild die Arme schwenken, während sein heller Umhang hoch über seinem Rücken flatterte. Es dauerte, bis sie die Situation begriff. Sie ging auf Gegenkurs und fuhr dem Alten entgegen, während die Buxtehuder stur auf Blankenese und seine Rauchsäule zuhielten.

Kaum war ihr Boot in Titkes Nähe, begann er zu rufen. Doch zunächst konnte sie kein Wort verstehen. Erst als die Kähne Seite an Seite lagen, wiederholte Rasche in sachlichem Ton: „Trine, dieser Dösbaddel da,“ dabei zeigte er auf seinen Bestmann, „hat mir - nachdem wir in verschiedene Richtungen auseinander gesegelt waren - gesagt, dass Wedel all lang von den Schwedischen besetzt ist. Deshalb solltest Du auf keinen Fall dorthin!“

Für diese Warnung war ihm Trine unendlich dankbar.

„Männer, dann sollten wir uns trotz des ablaufenden Wassers nach Hamburg aufmachen! Dort werden wir unsere „Schwarze Fracht“ bei Brunswick am Reichenfleet abliefern.“

„Ich würde zu gern wissen, was diesmal unsere „Schwarzer Fracht“ ist“, unterbrach sie Clas Stehr. „Apfelkisten“, erklärte Trine trocken. „Wie? Dafür son Tamtam?“

Harm war zurück in Trines Boot gesprungen und hatte auf seiner angestammten Bank Platz genommen. Danach ruderten beide Boote, eines im Kielwasser des anderen, zum Reichenfleet in Hamburg.

„Sag mal, Oma, bei wem sollen wir die „Schwarze Fracht“ denn abliefern?“

Als Trine ihm die Adresse nannte, ging ihr auf, wie dumm es gewesen wäre, die Ware nach Wedel zu bringen. Selbst wenn dort die Schwester von Herrn Brunswick lebte. Was sollten die Obstkisten dort? Außerdem könnte die Dame ebenfalls geflüchtet sein.

Für Augenblicke zweifelte sie an sich.

Zum Glück wurden sie auf dem Weg nach Hamburg von keinem schwedischen Schiff attackiert, schon gar nicht mit schwedischen Kanonen bestrichen. Die Männer Karls XII. trauten sich offenbar noch nicht, für Hamburg bestimmte Schiffe zu kontrollieren oder gar zu konfiszieren. Das wäre noch ein Politikum.

Als sie Stunden später an Brunswicks Speicher festmachten, war man hoch erfreut über die Lieferung, die man im Stillen schon abgeschrieben hatte. Deshalb bekamen sie einen leicht erhöhten Frachtlohn. Doch Donnerkiel, Clas Stehr war auch damit nicht zufrieden. Das gab er lautstark zum Besten. Aber man ging nicht darauf ein.

„Siehste. Trotz Deines großen Mauls ist unser Lohn auch nicht größer geworden! Da kannst Du noch so viel meckern!“, kriegte er von Mitruderern zu hören. Dafür erfuhren sie aufregende Neuigkeiten vom Verwalter des Speichers, dessen Titel „Vice“ war. Der wusste viele dramatische Geschichten von Altonaer Flüchtlingen zu erzählen.

Der Speichervice schien ein gemütlicher Mann zu sein. Jedenfalls sprach sein dicker Bauch, sein faltenlos-rosiges Gesicht und sein frech sitzender Dreispitz dafür. Über seiner Trommel von Bauch spannte sich seine grüne Schürze, die breite Taschen für Frachtpapiere und Warenmuster besaß. Seine Kniebundhosen waren vom drallen Körperbau zum Platzen ausgefüllt. Auch nahm

er seine Tonpfeife nie aus dem Mund, ob sie nun kalt war oder brannte. Selbst wenn er sich unterhielt, nahm er sie nicht aus dem Mund. Deshalb wippte sie zum Takt seiner Wörter und Sätze immer lustig auf und nieder.

„Jetzt´ hebbt se ogg Blanknes bi de Bux!“ lachte der Vice schadenfroh. „Denn der schwedische General Stenbock ist mit seinem Bauern-Heer kurz vor Neujahr (1713) in Holstein eingefallen. Seine wie Bauernlummel gekleidet Soldaten sehen nicht wie königliche Grenadiere aus. Mit Holzschuhen und Schaffellen laufen sie rum und sollen sich wie Barbaren benehmen. Vor allem aber lechzen sie nach Rache für das von den Dänen zerstörte Stade. Übrigens: Wer sich ihnen nicht anschließt oder nicht kooperiert, bekommt den berüchtigten „Schwedentrunk“ zu kosten. Das ist ein Krug voller Jauche, den sie ihren Opfern ins Maul schütten, wenn sie nicht verraten wollen, wonach sie suchen oder was sie wissen wollen. Oder sie bestreichen die Fußsohlen ihrer Opfer mit Salz und lassen eine Ziege daran lecken...!“

Nach diesen schauerlichen Nachrichten schaute der Speichervice auf Trine und ihre Männer, suchte festzustellen, ob sie den Blankenesern wohl einen tüchtigen Schrecken eingejagt hatten. Erst danach zündete er seine Pfeife wieder an.

„Obwohl - ihr Holsteiner seid ja nun mal keine Dänen. Ihr werdet von den Hannemännern nur verwaltet. Aber das macht für General Stenbock keinen Unterschied!“ Um diese Aussage zu unterstreichen, zuckte der rotwangige Vice mit den Schultern, während seine in der linken Maulecke befindliche Pfeife auf und nieder wippte.

Nachdem er von einem seiner Knechte neue Frachtpapiere erhalten hatte, die er unbesehen in seine Schürzentasche schob, fuhr er fort: „Wegen der in Holstein eingefallenen Schweden herrscht offenbar heillose Angst bei Euch. Manche Altonaer Familie ist schon vor Tagen mit Hab und Gut zu uns nach Hamburg geflohen. Unter ihnen der gesamte Altonaer Magistrat samt dessen Präsidenten Claussen.“

Speicher-Vice Schuback klopfte vorsichtig die Asche aus seiner zerbrechlichen Ton-Pfeife, um sie anschließend wieder zu stopfen. Dann drehte er einen Fidibus aus altem Papier, entzündete ihn an einer Tran-Lampe und gab seinem Knösel damit Feuer. Wohlriechende Rauchwolken umhüllten ihn wie Weihrauch einen katholischen Geistlichen, während er seinen Bericht fortsetzte.

„Der schwedische Major Palme versuchte mit dem Altonaer Magistrat Kontakt aufzunehmen, doch der war, wie gesagt, ins sichere Hamburg getürmt, also nicht zu erreichen. Verärgert soll Palme von den zurückgebliebenen Deputierten eine ungenannte Kontributionszahlung verlangt haben.

„Ist sie hoch genug, beeindruckt ihr General Stenbock.

Wenn nicht, habt Ihr die Folgen selbst zu tragen!“

Doch die Deputierten gingen nicht auf seinen Ratschlag ein.

Sie planten den schwedischen General mit Appellen und Flehen von möglichen Geldzahlungen abzuhalten.

Natürlich glückte das nicht.

Weil sich die Deputierten uneinsichtig zeigten, drohte Major Palme:

„Ich werde meinen Soldaten ab sofort erlauben, sich ihr Quartier – wo immer sie es wünschen - selbst zu nehmen.“ Noch wirksamer war seine Drohung, seinen Soldaten unter Umständen auch Plünderungen zu erlauben.

Um Schlimmeres zu verhindern, versuchte man Palme zu beschwichtigen. Beispielsweise versprachen sie ihm und seinen Männern vier halbe Tonnen Bier. Denn auf Kontributionszahlungen und Lebensmittellieferungen wollten sie sich noch immer nicht

einlassen. Im Gegenteil. Mit saudummen Sprüchen versuchten sie ihn hinzuhalten: „Brot? Brot köhnt wi nich beschaffen. De Adress vun denn Bäcker hebbt wi forgeeten!“

Doch plötzlich kam alles anders:

Denn Oberst Stenbock traf unerwartet früh in Altona ein. Augenblicklich sorgte er für Ordnung, kaum dass er in der Stadt Quartier genommen hatte.

Mit harter Hand griff er durch.

Faule Ausreden ließ er sich nicht bieten.

Stattdessen setzte er die Deputierten kurzerhand gefangen, ließ sie nach Pinneberg schaffen und bestand auf einer sofortigen Kontributionszahlung von sage und schreibe 50.000 Talern.

Augenblicklich.

Das war jedoch noch längst nicht alles.

Rachedürstend drohte er dem blühenden Altona das gleiche Schicksal an wie Stade: „Ich lasse die Stadt in Schutt und Asche legen, wenn meine Forderungen nicht augenblicklich erfüllt werden!“

Einen Grusel-Schauer nach dem anderen hatte der Bericht des Speicher-Vice Trine und ihren Männern über den Rücken gejagt.

„Ich hab´ noch mal ´ne ganz andere Frage!“ traute sich Trine an ein anderes Thema. „Kann Er vielleicht einen jungen, anstelligen Mann für seinen Speicher gebrauchen? Falls ja, könnte ich ihn gleich hierlassen!“ Damit hatte sie natürlich Harm gemeint.

Der Speicher-Vice tat erstaunt.

War aber auch ein wenig enttäuscht, dass man mit keiner Äußerung des Schreckens auf seinen Bericht eingegangen war.

„Da muss ich erst mal mein´ Prinzipal (den Inhaber) fragen! Annerns geit dat nich! Abers, lass ihn man trotzdem hier!“

Harm wurde von seinem Rudernachbarn angestoßen.

„Hess heuert? Du schallst doar blieven!“

Nachdem sich der Junge bequemte aufzustehen, musste er das Schulterklopfen der Mit-Ruderer erdulden und – weit schlimmer – sich von Oma Trine die Wange streicheln lassen.

„Mok dat good, Jung!“

Um diese peinliche Prozedur abzukürzen, sprang er mit einem Riesen-Satz aus dem Fährboot zur Speichertür und stieß Trines Kahn gleichzeitig ab.

Sie wollte mit ihren Männern zu Hein Wrage auf den Kuhwerder, der Elbinsel gegenüber der westlichen Hamburger Bastion St. Johannis.

Ihr Bekannter lebte schon lange auf der Elbinsel.

Dort flickte Hein, seit Trine denken konnte, Säcke und flocht Weidenkörbe. Bei ihm wollte sie mit ihren Leuten die nächste Ebbe abwarten, um in den frühen Morgenstunden zurück nach Blankenese zu rudern.

Obschon es Schlafenszeit war, arbeitete Hein Wrage noch. Deshalb gab sein kleiner Ofen auch zu dieser späten Stunde immer noch ein wenig Wärme ab. „Leute, nehmt Platz, wo immer es geht!“ forderte er die späten Gäste auf. Sie scharten sich um den Ofen, rieben die Hände aneinander und stampften mit den Füßen auf, um wenigstens ein bisschen warm zu werden. Weil ihnen das nur langsam gelang, nahmen sie umherliegende Säcke, um sich darauf zu setzen, zu legen und zu wärmen.

Nachdem sich Hein ins Oberstübchen zurückgezogen hatte, grübelte Trine über den verfloßenen Tag. Leider hatte der mit vielen dunklen Erlebnissen aufgewartet. Trotzdem: Was immer auch passiert war oder passieren mochte, Harm war vor den Schweden in Sicherheit. Ihn in Hamburg zu lassen war eine goldrichtige Entscheidung, fand sie.

Doch sie machte sich wegen ihrer Fehlentscheidung von heute Nachmittag Vorwürfe: Warum wollte sie die „Schwarzen Fracht“ nach Wedel bringen? Nur weil dort Brunswicks Schwester lebte?

Das war doch wohl ziemlicher Bockmist!

Sie hätte, trotz des Ebbstroms, gleich nach Hamburg fahren sollen. Musste sie diese falsche Entscheidung auf ihr Alter zurückführen?

Immerhin war sie schon 61!

So etwas durfte ihr nicht noch einmal passieren, ermahnte sie sich und war bedrückt. Wenn sowas bekannt werden würde wäre es aus mit ihrer Aufgabe als Vormann. Schließlich gelang es ihr, ein wenig zu schlummern. Doch nachdem das Ofenfeuer niedergebrannt war, kühlte das Haus rasch aus. Da half auch kein dritter um die Hüften geschlungener Sack. Ihr war eiskalt.

Weil sie die Kälte nicht schlafen ließ, registrierte sie den Tidenwechsel als Erste und weckte die anderen.

„Opstahn. Geit los!“

Leider hatte der Wind gedreht. Jetzt kam er aus Nordwest, begleitet von nasskaltem Schlagschnee. Direkt von vorn schlug er ihr ins Gesicht. Missmutig machten die Männer die Fähre klar.

Was würde sie zu Hause erwarten, nachdem die Schweden eingefallen waren?

Peter Breckwoldt hatten sie erschlagen und obendrein sein Haus angezündet!

Was passierte noch?

Das war die Frage, die alle beschäftigte.

„Ob wir Kontribution zahlen müssen? Ob sie auch uns die Daumenschrauben anlegen, von denen Titke Rasche gestern gesprochen hat? Futter für die Pferde, Bier, Branntwein, Tabak, Brot, alles sollen wir kostenlos liefern – und vor allem Jungfrauen.

Letztere werden sie sich gegen unseren Willen nehmen!“

Trine hatte ihren Schal ein Stück weit über Mund und Nase gezogen, damit sie trotz des Schneesturms nach vorn blinzeln konnte. Sonst wäre sie bei diesem Schiet-Wetter blind.

Kapitel II

Major Palme war ein hagerer Typ von vielleicht 50 und maß einen Meter siebzig. Auffällig war der Schmiss über seinem faltigen, wettergegerbten Gesicht. Wegen seines schütterten grauen Haares fiel die Narbe besonders auf. Von seinem rechten Ohr fehlte ein Stück. „Abgeschossen“, gab er zum Besten, wenn man ihn auf sein verstümmeltes Hörorgan ansprach.

Zu seinen kleinen Schwächen gehörte der Genuss von Kautabak.

Daher rührte auch das braune Rinnsal, dass meist aus seinem linken Mundwinkel durch die Bartstoppeln rann. Das tropfte an besagter Narbe entlang, die nicht nur über der linken Wange verlief, sondern auch die Lippen kreuzte. War das der Grund, warum er seinen Mund nicht mehr richtig schließen konnte? Schaute man an ihm runter, erkannte man auf seinem blauen Uniformrock zahlreiche braune Kautabakspuren.

Nachdem Palme das Vorkommando in Altona geführt hatte erteilte ihm Oberst Stromberg Befehl, den Fährbetrieb von Blankenese ins Alte Land und nach Buxtehude unter schwedische Kontrolle zu bringen und – was immer auch passierte - zu halten. Denn nur mit einer intakten Fähre waren Truppenbewegungen und Nachschub in die schwedischen Herzogtümer Verden und Bremen zu bewerkstelligen. Zusätzlich sollte Stromberg das von den Dänen besetzte Stade zurückerobern.

Ohne Fähre konnten er diesen Plan vergessen.

„Wo zum Teufel blieb der große Fährewer? Der müsste doch längst zurück sein? Nottelmann, ich will wissen, wo der Kahn steckt! Hat er mich verstanden?“ schrie Palme den Fährverwalter an und zog wutentbrannt seinen Degen. Palme kam aus Vorpommern und diente schon seit seiner Jugend in der schwedischen Armee, mit der er manche Bataille erfolgreich überstanden hatte. Der Schmiss im Gesicht und sein fehlendes Stück Ohr zeugten davon. Ihm ging auch der Ruf voraus, selbst schweigsamste Gefangene zum Reden bringen zu können. Zumindest gab er das gern zum Besten, wenn ihm ein Gefangener zum Verhör zugeführt wurde.

„Herr Major, ich schwöre bei allem, was mir heilig ist, dass ich nicht weiß, wo das Boot steckt! Er hat doch mitbekommen, dass ich die ganze Zeit hier gewesen bin!“

Nach dieser Entschuldigung wollte sich Fährverwalter Nottelmann auf seinen Stuhl sinken lassen, doch Palme hielt ihn am Kragen gepackt, sodass er nach Atem ringend stammelte: „Ich kann doch nicht hellsehen, wo der verdammte Kahn steckt!“

Noch immer hielt Palme den kleinen Nottelmann am Schlafittchen. Der suchte seinen Angstschweiß mit einem Taschentuch von der Stirn zu tupfen. Doch Palme spießte das Tuch mit seinem Degen auf und begann den zitternden Fährverwalter mit der Tuch-beflaggten Stichwaffe unter dem Kinn zu kitzeln.

Um der Degenspitze zu entgehen, hob der kleine Nottelmann seinen Kopf hoch und höher. Doch Palmes Degen folgte, während er zischte: „Freundchen, wenn er mir nicht die Wahrheit sagt, ist es um ihn geschehen!“

Den Fährverwalter packte panische Angst, so dass aus seinem anfänglichen Zittern eine Schockstarre geworden war. Denn die Degenspitze konnte ihm jeden Augenblick den Hals aufschlitzen!

„Melde er mir sofort, wenn er was vom Fährkahn hört! Verstanden?“ Nottelmann nickte devot und hoffte, damit entlassen zu sein. Tatsächlich steckte Palme seinen Degen auch wieder in die Scheide. Doch dann knallte er dem Fährverwalter einen weiteren Befehl an den Kopf.

„Morgen früh will ich eine Liste von allen Teilen, die zum großen Fährewer, zu den Prähen, zum kleinen Postewer und zur Postjolle gehören! Hat er mich verstanden?“ Der Verwalter nickte fähig, obwohl er nicht ganz begriff, was Palme damit anfangen wollte.

„Und noch eines: Ich will, dass der Abgang vom Zollhaus zum Landeplatz der Fähre in den nächsten zwei Wochen in einwandfreien Zustand versetzt wird. Wie er das schafft, ist seine Sache!“

Während der Major das befahl, wischte er sich das braune Kautabak-Rinnsal mit dem Ärmel vom Mund, schob sich ein neues Stück von dem Zeug über die Lippen, um schnaubend fortzufahren: „Dieser dänische Schlendrian muss endlich aufhören.“

Merke er sich: Ausspülungen und mannstiefen Löcher in der Fährzufahrt dulde ich nicht. In den letzten Monaten sind die Löcher nach jedem Regenguss tiefer geworden, so dass irgendwann überhaupt kein Wagen mehr herauf- oder hinunterfahren konnte. Das hört ab sofort auf. Hat er mich verstanden? Ich muss schließlich zu jeder Tages- und Nachtzeit und in beide Richtungen Fuhrwerke, Kanonen, Pferde und Soldaten über den Fluss setzen können. Ich wiederhole: Sollte sich der Zustand nicht innerhalb der nächsten zwei Woche bessern, werde ich ihn vors Kriegsgericht bringen! Was das bedeutet, weiß Er ja wohl!“

Nachdem Nottelmann das Majors-Zimmer schweißnass verlassen durfte, machte er sich übellaunig an die Zubehörliste des Postewers. Den Auftrag hatte er doch wohl richtig verstanden? Oder?

Der große Fährewer war mit Trine Pieper unterwegs. Wahrscheinlich war sie mit Kahn und Mannschaft getürmt, als sie die Rauchsäule über Blankenese gesehen und vom Einfall der Schweden gehört hatte. Vom Zubehör des großen Ewers konnte er deshalb keine Aufstellung machen.

Der Fährverwalter stolperte am Strand umher und fragte schließlich Fischer Meyer nach dort lagerndem Postewer-Zubehör. Der überlegte, erbat sich eine Prise Kautabak und als ihm die gewährt worden war, fing er leise an:

„Hier ein altes und ein neues Segel, dort ein Mast, zwei Schwerter, ein Steuer und ein Hellmholz, dann drei Riemen, eine Treuel-Leine, vier alte Daggen-Leinen, drei Daggen, zwei kleine Anker, außerdem eine Brücke zum Beladen von Pferden und Rindern, dann noch eine Schaufel und zwei Wagen-Bäume.“ Danach suchte Meyer die weitere Umgebung ab, schaute vorsichtshalber auch in den Bootsschuppen, um festzustellen, ob wirklich alles zum Postewer Gehörende auf seiner Liste stand.

Anschließend ging er zur Jolle, die fast neu war.

Sollte Trines großer Ewer irgendwann wiederauftauchen, würde er auch dessen Zubehör auflisten. Weiter mochte er im Augenblick nicht denken. Wo aber war er, der große Ewer?

„Sollte er nicht wiederkommen, werden die Schweden verlangen, dass wir Blankeneser augenblicklich ein Ersatzboot beschaffen. Auf unsere Kosten natürlich! Das würde ihnen ähnlichsehen!“

„Dann sind da noch die beiden Prähme,“ überlegte er laut, nachdem er die Liste für den Postewer abgeschlossen hatte. Die viereckigen Lastschiffe werden für den Transporte von Fuhrwerken, Kutschen, Kanonen und Vieh-Herden genutzt und müssen von einem Fährboot geschleppt werden.

Diese komischen Listen über das Fährzubehör aufzustellen, war für ihn ein Kinderspiel. Doch was um alles in der Welt wollte Palme damit anfangen? „Ob er denkt, wir würden das Zubehör klauen?“

Der zweite Befehl hatte es allerdings in sich! Er war mit unendlicher Mühe und noch größtem Ärger verbunden: Die Ausbesserung des steil abfallenden Wegs vom Fährhaus zum Landeplatz der Fähre. Obwohl es sich dabei um eine kaum 100 Meter lange Wegstrecke handelt, war dessen Instandhaltung schon immer die schwierigste Aufgabe des Fährverwalters gewesen. Die Instandhaltung war nämlich Sache der umliegenden Gemeinden. Das war vor langer Zeit vertraglich so geregelt worden. Leider hatten sich die Bauerndörfer schon seit Jahrzehnten vor der Pflege gedrückt. Wie oft war er, Nottelmann, bei den zuständigen Dorfschulzen erschienen und hatte sie aufgefordert ihrer Pflicht nachzukommen und den Weg zur Fähre endlich auszubessern. Denn der wurde wöchentlich von der vierspännigen Thurn und Taxis-Postkutsche benutzt, die von Hamburg kam und über Bremen nach Amsterdam fuhr. Mehrfach hatte sich deren Leitung über den katastrophalen Wege-Zustand beim Pinneberger Landdrost beschwert, weil es zu Radbrüchen und verletzten Pferdebeinen gekommen war.

„Wenn Er den Fährweg nicht bis dann und dann in Ordnung bringt, werden wir uns nach einem anderen Elb-Übergang umsehen müssen,“ hatte man dem Fährverwalter geschrieben, mit Kopie an den Landdrost von Pinneberg. Doch nichts war geschehen.

Ähnliche Beschwerden hatten Viehhändler geäußert, die jedes Frühjahr ihre Ochsenherden bei Blankenese über den Strom setzten.

Doch wie sollte Nottelmann die sturen Bauern aus den umliegenden Dörfern dazu bewegen, ihren säumigen Pflichten nachzukommen? Ihm standen doch keine Strafmaßnahmen zur Verfügung. Die einzige Möglichkeit war, die Dorfschulzen in einem neuerlichen Gespräch davon zu überzeugen, dass das schwedische Militär ihr Dorf niederbrennen würde, wenn der Zugang zum Blankeneser Strand nicht augenblicklich in Ordnung gebracht werden würde.

Inzwischen gab es eine weitere Entwicklung:

Die Postkutsche von Thurn und Taxis fuhr von Hamburg nur noch bis Blankenese, setzte dort Fahrgäste und Fracht ab und ließ allein die Fahrgäste über die Elbe setzen. In Buxtehude wartete die Anschlusskutsche, die die Reisenden weiterbeförderte. Kaufmännisch war das sicher richtig. Doch dadurch entgingen der Fähre hohe Einnahmen.

Mitten in Nottelmanns Überlegungen platzte die Neuigkeit, dass Trine mit dem großen Fährer von Hamburg aufkäme. „Wenigstens das!“, flüsterte der kleine Fährpächter in seinen Bart und atmete tief durch.

Als Trine mit eineinhalb Tagen Verspätung auf dem Blankeneser Strand lief, kam es trotz Schneetreibens zu einem kleinen Menschauflauf. Durch ihn versuchte sich der Fährverwalter einen Weg zu bahnen, was ihm nur mit Mühe gelang. Mit Winken und Rufen suchte er Trine auf sich aufmerksam zu machen, um mit ihr so schnell es ging zum schwedischen Major zu eilen. Nachdem Trine und ihre Ruderknechte aus dem Boot gestiegen waren bellte er den weiblichen Vormann an:

„Wo hat sie bloß gesteckt? Sie macht sich ja keine Vorstellung, was die Schweden für einen Rochus auf sie haben!“

„Wieso Schweden? Ich dachte, Dänen seien in Blankenese eingefallen! Deshalb sind wir zunächst nach Hamburg geflüchtet. Denn als wir die große Rauchwolke gesehen haben, ahnten wir Schreckliches. In Hamburg hat man uns gesagt, dass uns die Dänen bestimmt nichts tun! Die brauchen uns doch, vor allem aber unseren Fährer und seine Mannschaft. Stimmt das etwa nicht? Deshalb sind wir so schnell es ging zurückgekommen!“

„Diesen Blödsinn muss sie dem schwedischen Major erzählen. Er ist es, der seit gestern für die Fährre verantwortlich ist. Ich hoffe nur, er nimmt ihr diese Lügen-Geschichte ab!“

Trine hatte ihre Leute auf ihre Version vom dänischen Einfall eingeschworen. Dennoch war sie unsicher, ob man ihr die abnehmen würde. Auch wusste sie nicht, ob die Buxtehuder Bootsleute geplaudert hatten. Ihnen hatte sie gestern nämlich zugerufen, wer wirklich in Blankenese eingefallen war. Aber offenbar hatten sie nichts erzählt.

Nottelmann packte Trine grob am Arm, um sie hinauf zu Palme ins Fährhaus zu schieben. Das gefiel weder Clas Stehr noch Trines Leuten. Clas ging sogar dazwischen, riss Trines Arm los, den der Verwalter umklammert halten wollte, und bellte ihn an: „Sie geht freiwillig zu Deinem Schweden. Ohne wie eine Mörderin abgeführt zu werden!“

Daraufhin drehte sich Trine lächelnd um:

„Lass man, er tut doch nur seine Pflicht! Nicht wahr, Herr Nottelmann?“ Der jedoch ging grimmig schweigend neben ihr, peinlich darauf achtend, dass sie ihn auch wirklich begleitet. Im Geheimen jedoch hatte er Angst, dass die Menschenmenge etwas gegen ihn unternehmen könnte. Dann sähe er alt aus.

Doch die Beiden stapften den Hügel zum Fährhaus unbehelligt hinauf, in dem Palme mit dem Dorfschulzen und einigen anderen Männern tagte. „Herr Major, der große Fährer ist jetzt da!“, meldete Nottelmann erleichtert und fuhr fort: „Den Vormann hab ich auch gleich mitgebracht!“, dabei schob er Trine in den Raum. Als er „Vormann“ und nicht „Vorfrau“ sagte, huschte ein Lächeln über die gespannten Gesichter der Anwesenden, nur Palme blieb konzentriert bei der Sache.

„Er geht sofort runter und erstellt die Zubehör-Liste von dem endlich aufgetauchten Kahn. Verstanden?“ Dann wandte er sich den anderen zu, um mit ihnen die Einquartierung des 400 Mann starken Hochfürstlich Württembergischem Regiments 218 zu besprechen, dessen Stationierung in Blankenese bevorstand. Es handelte sich um Truppen, die mit den Schweden verbündet waren.

Zusätzlich diktierte er dem Dorfschulzen alle damit verbundenen Kontributionspflichten. Zu Trine machte er eine abwimmelnde Handbewegung, die offensichtlich bedeuten sollte zu verschwinden. Es dauerte, bis Trine das begriff.

In sich gekehrt lief sie nach Hause, wollte zu ihrer Kammer, die ohne Harm leer sein würd! „Wie es ihm im fernen Hamburg wohl ergeht?“

Als sie durch die Grottdöör (Tür zur Hausdiele) ins Gebäude trat, hörte sie aus ihrer Kammer Männer-Stimmen.

„Wer mochte das sein?

Was wollten der oder die in ihrer Kammer?

Harm war es jedenfalls nicht.

Waren es vielleicht Diebe?“

Da sonst keine Mitbewohner zu sehen waren, riss sie ihre Kammertür auf und erschreckte zwei unbekannte Kerle, die auf ihrer Stubenbank hockten.

„Was macht Ihr hier?“, schrie sie die Männer an.

„Wir veschpern! Dasch sieht ma do!“, lautete deren unverständliche Antwort. Da Trine Brot und Wasser auf dem Tisch registrierte, ahnte sie, was gesagt sein konnte. Es stellte sich heraus, dass es zwei württembergischen Grenadiere waren, die zu einem Vorkommando gehörten und seit gestern auf unbestimmte Zeit bei ihr einquartiert waren. Für sie bedeutete das, die nächste Zeit bei den Kindern auf dem Dachboden schlafen zu müssen. Denn für mehr als zwei Personen war in ihrer Kammer, beziehungsweise in ihrem Alkoven, kein Platz.

Früher hatte ihr eine Nacht unter dem Dach nichts ausgemacht. Aber jetzt, im Alter, tat ihr die winterliche Kälte unter nacktem Reet nicht gut. Ihr gemütlicher Alkoven, der am wärmenden Schornstein lag, war von den Soldaten belegt, genau wie Tisch und Bank in ihrer Kammer. Auch in der Küche, die sie mit anderen Hausbewohnern teilen musste, war kein Platz, sich aufzuhalten oder sich gar zu setzen.

Dann registrierte sie, dass auch aus den Nachbarkammern fremde Laute schallten. Vermutlich waren es ebenfalls Württemberger. Müde setzte sie sich auf die Treppe zum Oberstübchen und überlegte.

„Als erstes muss ich an Brot und Käse in meiner Kammer kommen, um endlich was in den Magen zu kriegen. Vielleicht kann ich meine Speisen dann auf dem Dachboden verstecken?

Danach muss ich mich um mein Schwein kümmern.

Das wird genauso hungrig sein, wie ich.

Ob es wohl noch da ist?

Dann fiel ihr ein, dass sie für die nächste Fährfahrt genügend Ruderer zusammentrommeln müsse. Da Harm nicht mehr da war, musste sie selbst von Haus zu Haus rennen, um die Leute zusammen zu kriegen.“

In diesem Moment kam Else, ihre Nachbarin, ins Haus und setzte sich zu ihr auf die Stufen. „Mir haben sie auch zwei Kerle einquartiert, genau wie Dir, Trine! Da wir zunächst annahmen, dass Du mit dem Fährboot getürmt bist, wollten wir alle vier in Deine Kammer stecken. Aber jetzt?“

Sie schien einen Augenblick zu überlegen:

„Ist ja man Glück, dass Du wieder da bist. Das wichtigsten aber ist, dass Dein Harm in Sicherheit ist! Um meinen Claus mach ich mir auch schon Sorgen, obwohl der Bengel erst zwölf ist. Denn die Schweden holen jeden zum Militär. Die kriegen alles fertig.“

Trine ergriff Elses Hand und drückte sie.

„Das wollen wir doch nicht hoffen!“

Weiter fuhr sie fort:

„Ich glaube, wir können von Glück sagen, dass wir die Württemberger zur Einquartierung bekommen haben und nicht diese schwedischen Berserker!“ Darin konnte ihr Else nur recht geben.

„Sag mal, ich mach´ mir Gedanken, wie ich an mein Essen komme? Wenn das die Soldaten sehen, bin es los! Die haben doch bestimmt einen Bärenhunger?“

Else hatte eine Idee. „Ich zeig den Kerlen Haus und Hof, erklär ihnen, wo der Abtritt und die Pumpe ist während Du Dein Essen still und leise aus Deiner Kammer holst!“

Mit diesem Plan kam Trine endlich dazu ihren Hunger zu stillen.

Doch als sie zu ihrer Sau in den Stall wollte, wurde sie wehmütig. Ende März sollte sie geschlachtet werden, um Trine und Harm für den Rest des Jahres mit Fleisch- und Wurstwaren

zu versorgen. Doch auf dem Weg zum Stall wurde sie von fünf plötzlich auftauchenden Soldaten festgehalten.

„Was hascht da? Geb´ sie das her!“

Sie musste ihnen die Fischabfälle aushändigen, die für´s Schwein gedacht waren. „Man stelle sich vor, die rauben Abfälle!“

„Womit soll ich denn jetzt mein armes Tier füttern?“

Else half mit Eicheln aus, die sie noch vom letzten Herbst besaß.

„Haben sie denn solchen Hunger, dass sie Abfall fressen müssen?“ Jedenfalls wusste Trine das Verhalten der Württemberger nicht anders zu deuten.

Dafür machte sie sich auf den Weg durch das Dorfviertel, das „Westen“ hieß und aus etwa 50 Fischerhäusern bestand.

In jedem der Gebäude wohnten zahlreiche Familien. Und überall drängten sich Männer, die auf der Fähre rudern wollten. Denn sie alle benötigten einen Zuverdienst, um ihre Lieben satt machen zu können. Doch pro Haus durfte sich immer nur ein Mann zum Rudern melden. Das war die Regel. Beim nächsten Mal kam dann ein anderer aus dem Haus an die Reihe.

Der Weg durch den Blankeneser Westen führte sie auch am Haus von Clas Stehr vorbei. Der sägte vor dem Haus Feuerholz.

„Hess all heuert,“ überschlug sich seine Stimme, „der Schwede will, dass die Zufahrt zum Strand in Ordnung gebracht wird. Da bin ich mal gespannt, ob Lütt´ Nottelmann das diesmal schafft!“

In der Tat, die Zweifel hatten alle.

„Palme wird ihm schon Feuer unterm Hintern gemacht haben. Der duldet keine fadenscheinigen Entschuldigungen und erst recht keine Verzögerung. Der wird sich bei Nottelmann wie bei den Elbdörflern durchzusetzen wissen.“, entgegnete Trine mit fester Stimme.

Dann gab es noch etwas anderes:

Clas Stehrs Nachbarin hatte Gürtelrose. „Wenn Du Zeit hast, geh doch mal rüber zu ihr und besprich sie? Sie leidet furchtbar.“

Als Trine die Mannschaft für den nächsten Morgen beisammen hatte, ging sie zu Clas´ Nachbarin zum Besprechen.

Trotz des winterlichen Wetters lungerten überall Württemberger mit ihrer komischen Sprache und weißen Uniformen herum. Auf Trine wirkten sie höchst bedrohlich, weil sie nicht nur unersättlichen Hunger hatten, sondern hinter jedem Weibsbild her waren, wie der Teufel hinter einer armen Seele. Selbst als alte Frau hatte sie Sorge, man könnte ihr etwas antun.

Einquartierungen waren jedes Mal eine elende Plage. Egal, ob es die eigenen Dänen oder fremde Truppen waren. Sollte man nicht irgendwann mal erreichen können, wenigstens keine eigenen Truppen aufnehmen zu müssen?!

„Ich weiß, das ist ein frommer Wunsch!“, beantwortete sie ihre Gedanken. Zu diesem Zeitpunkt konnte sie noch nicht ahnen, dass das Anliegen schon ein paar Jahre später, nämlich unmittelbar nach dem Großen Nordischen Krieg, 1721 vom dänischen König erfüllt wurde.

Lütt´ Nottelmann machte sich mit bösen Vorahnungen auf den Weg nach Rissen. Er hatte schlicht und einfach Angst, dass er der Aufgabe nicht gewachsen war, die Nachbardörfer zur Ausbesserung des Fährweges bewegen zu können. Denn bisher war es ihm nie gelungen, die Elb-Dörfer dazu zu kriegen, den Fährweg in Ordnung zu bringen. „Dazu werde ich sie bei diesem Besuch sicher auch nicht überreden können.“

Schließlich saß er sieben renitenten Rissenern gegenüber:

„Leute, die Schweden werden Euch den Roten Hahn aufs Dorf setzen, wenn Ihr nicht innerhalb einer Woche den Weg zur Fähre in Ordnung bringt. Denkt daran, was sie mit Altona gemacht haben! Stimmt Euch mit den anderen Dörfern ab und richtet es innerhalb der vorgegebenen

Zeit. Sonst kriegt ihr gewaltigen Ärger! Und wenn Ihr nicht spurt, verabreichen sie jedem von Euch den gefürchteten Schwedentrunk.“

Nottelmann zählte jedem der von ihm besuchten Dorfschulzen auf, was er und seine Leute zu machen haben, obwohl das allseits bekannt war:

Groß Flottbek musste 16 Fuder Heide aber keinen Busch zu liefern.

Rissen 24 Fuder Busch und Heide bereitstellen.

Sülldorf 12 Fuder Busch und Heide.

Schenefeld hatte nur 20 Fuder zu liefern.

Osdorf 16 Fuder.

Klein Flottbek acht Fuder Heide, aber keinen Busch.

Dockenhuden 16 Fuder Busch und Heide und

Nienstedten acht Fuder Heide.

Die Bauern jammerten, woher sie auf die Schnelle Material und Gespanne nehmen sollen. Jetzt, mitten im Winter. Denn bei jedem Fuder handelte es sich um einen Ackerwagen samt Pferde-Gespann. Zusätzlich zum Transportmittel kämen Material sowie die Arbeitskraft der Knechte, die das Buschwerk zu richten hätten hinzu, damit der Abgang in Ordnung käme.

„Wir haben besseres zu tun! Außerdem handelt es sich bei der aufgezählten Menge um den Jahresbedarf und nicht um das, was man für die augenblickliche Reparatur benötigt!!!“, entgegneten einige spitzfindig.

„Nottelmann, frag doch Deinen Schweden mal, wie wir den Weg bei diesem Schietwetter reparieren sollen!“ stichelte man in jedem der tributpflichtigen Dörfer.

„Wenn Euer Dorf von den Schweden angesteckt werden soll, dann lasst das mit der Reparatur ruhig sein. Erfüllt Eure Pflichten einfach nicht! Ihr werdet schon sehen, was Ihr davon habt!“, drohte Nottelmann, dem die Galle überzulaufen drohte.

Von Rissen machte er sich auf den Weg nach Sülldorf, Schenefeld, Osdorf, Klein- und Groß Flottbek, Nienstedten und zurück nach Dockenhuden und Blankenese. Für diesen Winter-Törn benötigte er – inklusive nerviger Gespräche – zwei volle Tage. Dafür hatte ihm seine Frau Kleidungsstücke zum Wechseln in sein Felleisen gepackt.

Verblüffenderweise lieferten die Rissener als erste das geforderte Material und begannen obendrein mit der Ausbesserung des Weges. Ausgerechnet das ärmste Elbdorf erfüllte die säumigen Pflichten als erste. Das hätte Nottelmann nie und nimmer erwartet!

Leider fehlten nach zehn Tagen immer noch die Lieferungen aus Schenefeld, Groß Flottbek und Osdorf. Daraufhin wurde der Fährverwalter mit schlotternden Knien bei Palme vorstellig, der bei ihm in Einquartierung lag und gestand, dass er sich in einigen Dörfern nicht habe durchsetzen können.

Palme schickte daraufhin drei schwedische Dragoner zu besagten Dörfern, die zur Drohung schon mal brennende Fackeln in Händen hielten. Komisch: Plötzlich wurden die letzten der fehlenden 120 Fuder Material geliefert und 79 Männer traten an, den Weg hinunter zum Strand – trotz Schneetreibens - in Ordnung zu bringen.

„Zum Glück hatte es nicht gefroren! Deshalb konnten die anstehenden Arbeiten ohne Verzögerung erledigt werden!“, rapportierte Nottelmann dem Major.

„Das wurde aber auch allerhöchste Zeit!“

Sand und Steine waren bewegt worden, um die tiefsten Löcher aufzufüllen. Vom Fährhaus bis zum Strand wurden Stämme in kurzen Abständen quer zur Fahrtrichtung verlegt und mit Buschwerk und Heide armiert, um ein Fortspülen des Erdreichs bei Sturz- oder Dauerregen zu verhindern. Das nicht verwendete Material kam in einen Verschlag neben dem Fährhaus. Dort wurde es für weitere Ausbesserungsarbeiten gelagert.

Vom Morgen bis zum Dunkelwerden waren die Männer am Hämmern und Schippen, Stampfen und Karren, um den Weg wieder befahrbar zu machen. Fährverwalter Nottelmann und der schwedische Major überwachten die Arbeiten mit zahlreichen unangemeldeten Kontrollen. Zum Glück gab es dabei nur wenige Zwischenfälle.

Einmal war ein Fuhrwerk durchgegangen, als ein Hund den Pferden eines Gespanns in die Läufe beißen wollte. Kurz vor Abschluss der Arbeiten passierte dann aber doch noch etwas, dass die Blankeneser erregte:

Einer der Knechte, oder war es ein freier Bauer? wurde von Palme angebrüllt, er solle gefälligst schneller arbeiten. „Klei mi an Mors!“ hatte der geantwortet, nicht ahnend, dass der schwedische Major aus Pommern stammte und Platt wie er sprach!

Palme war über diese Unbotmäßigkeit empört. So durfte man nicht mit einem Offizier des schwedischen Königs umspringen. Wütend galoppierte er auf den renitenten Bauern zu, zog seinen Säbel und war dabei, ihm dessen Breitseite über den Rücken zu ziehen. Zumindest sah es für einen Augenblick so aus. Tatsächlich hatte der Landmann genau auf diesen Moment gewartet, Palmes Bein gepackt und ihn vom Pferd gerissen. In einer fließenden Bewegung stürzte er sich auf den am Boden Liegenden und hätte ihn auf der Stelle erwürgt, wären Palme nicht drei, vier Dragoner zur Hilfe gesprungen. Sie rissen den renitenten Bauern hoch und nahmen ihn gefangen. Man hat nie wieder von dem armen Kerl gehört.

Tatsächlich! Die lange verschleppten Instandsetzungsarbeiten wurden zur Zufriedenheit des Majors beendet. Endlich hätte die Thurn & Taxis-Postkutsche den Weg zum Strand ohne Schwierigkeiten befahren können, doch die Kostenersparnis durch die Regelung, die Fahrgäste an der nördlichen Anlegestelle absetzen und an der südlichen mit einer anderen abzuholen (und umgekehrt) war für Thurn & Taxis wirtschaftlich zu interessant, als dass man die alte Regelung wieder eingeführt hätte.

Die stärkste Belastung des Weges würde Anfang März beginnen und bis Mitte April dauern. Denn wie jedes Jahr erwartete Nottelmann für besagte Zeit an die 10.000 Rinder, die mit der Fähre über den Fluss nach Buxtehude gebracht werden mussten. Für ihn als Fährverwalter waren das die aufreibendsten Wochen des Jahres - und die ertragreichsten.

Denn innerhalb von sechs Wochen wechselten auf dem Wedeler Viehmarkt bis zu 40.000 Rinder den Besitzer. Rund um die Hatzburg und Wedel standen die Wiesen während dieser Zeit voll mit schwarzbuntem Vieh. Überall muhte es, Straßen und Wege waren mit Kohschiet bekleckert, sodass man nicht in Lederschuhen laufen mochte, sondern nur noch Holzpantinen trug. Und die derben Rufe der Treiber, Viehzüchter und Aufkäufer gellten durch Straßen und Wege.

Überhaupt: der Ochsenmarkt von Wedel war weit und breit das spektakulärste Ereignis des Jahres. Viel buntes Volk, zahlreiche ambulante Händler, die allen möglichen Tand anboten und noch mehr Schaulustige strömten aus der weiteren Umgebung in den kleinen Flecken. Vor allem junge Mägde und Knechte, aber auch Seeleute und Fischerjungen freuten sich seit Weihnachten auf dieses Spektakel. Und sie beäugten nicht nur die Rinder. Nein, sie ergötzen sich an den Angeboten der fliegenden Händler. Vor allem aber besuchten sie die Tanzvergnügen. Die sorgten für Kurzweil, bei der man dem anderen Geschlecht näherkommen konnte. Außerdem fanden viele jungen Burschen wieder mal Gelegenheit, ihre Kräfte zu messen.

Sollte es nämlich ein Dahergelaufener wagen, eine der Schönen aus ihrem Dorf anzusprechen, gar mit ihr zu tanzen, schlugen die Wellen gespielter Empörung hoch.

„Wir treten unsere Hühner selbst!“, lautete der Spruch, mit dem nachfolgende Auseinandersetzungen begannen.

„Woeen hett di denn makt?“ wurde der Gegner beschimpft.

Dann flogen die Fäuste, dann floss Blut. Und manch einer musste Zähne spucken. Doch die Sieger im Saal musste achtgeben, dass der Verlierer, gestärkt um die Mithilfe seiner Dorfgenossen, nicht vor dem Tanzboden auf ihn wartete.

Dann ging die Klopperei in die nächste Runde.
Sollte es aber keine Schlägerei gegeben haben, hatte der Ochsenmarkt auch kein Vergnügen bereitet.

Trotzdem fanden verblüffend viele in Wedel den Partner fürs Leben. Wo sonst hätten man ihn oder sie auch kennenlernen können, wenn man das ganze Jahr auf einem abgeschiedenen Hof oder einem Ewer Gott weiß wo schuften musste? Deshalb nannte man diesen Markt auch „Heiratsmarkt“.

Nachdem das Magervieh von den Aufkäufern erworben worden war, wurden die Rinder von den neuen Besitzern über die Elbe gesetzt und nach Süden oder Südwesten getrieben. Die Mehrzahl der Tiere brachte die Wedeler Fähre nach Horneburg. Der kleinere Teil ging über Blankenese nach Buxtehude. Das waren manchmal immer noch stolze 10.000 Stück Vieh, die innerhalb von sechs Wochen über den Strom gesetzt werden mussten.

Dieser Ansturm stand jedoch erst in zwei Monaten an, musste dann aber in kürzester Zeit abgewickelt werden. Das hörte sich leicht an, war aber schwerste Knochenarbeit. Doch noch war nicht klar, ob der Viehmarkt dieses Jahr überhaupt stattfinden würde. Grund war der „Große Nordische Krieg“. Denn der hatte jetzt auch auf ihre Region übergegriffen. Doch über dieses düstere Szenario wollte der Fährpächter lieber noch nicht nachdenken.

Kapitel III

Es war ein kalter, diesiger Januarmorgen, an dem Trine mit düsteren Ahnungen zur Fähre hinabging. Würden ihr Schwein und ihre Hühner noch da sein, wenn sie aus Buxtehude zurückkäme? Vielleicht wären ihre Viecher dann auf Nimmerwiederschen verschwunden? Doch bevor sie weitergrübeln konnte, stieß sie auf drei Männer, die zu ihrer Rudermannschaft gehörten. „Wieviele bringen wir heute rüber?“, fragte einer.

„Sind wohl wieder Soldaten, die nicht zahlen?“, lachte ein anderer. Der blonde Wilken machte darauf aufmerksam, dass die Tide bald in Stauwasser, dem halbstündigen Wasser zwischen Ebbe und Flut, übergehen wird. „Wir sollten zumachen!“, lautete seine Einschätzung, die mehr Ermahnung war.

Tatsächlich standen ein paar Gestalten am Strand, die offensichtlich mit nach Buxtehude wollten. Auch der alte Breckwoldt hielt mit seinem Einspanner vor der Fähre. Es war ein Wunder, dass es seine klapperige Mähre auch diesmal geschafft hatte, die schwere Last der Säcke und Ballen durch den Sand zu ziehen. Danach galt es, die Waren auf die Fähre umzuladen.

Einer der Reisenden löste sich aus der Gruppe, kam auf Trines Männer zu und fragte interessiert: „Leute, wie lange brauchen wir nach Buxtehude?“

Trine blieb stehen, überlegte einen Augenblick: „Wir fahren bei Stauwasser über die Elbe und nutzen die in die Este strömende Flut. Mit ihr werden wir nach Buxtehude getragen. Wenn wir dort ankommen, wird die Kirchturmuhre von St. Petri drei Mal geschlagen haben.“ Der Frager schaute die anderen Männer verwirrt an.

„Stimmt das, was die Alte sagt?“

„Kunnst Di op verlooten! Se is uns’ Vormann!“ kam die Antwort wie im Chor.

Trine wandte sich an Fährverwalter Nottelmann, der die Reisenden zum Boot begleitet hatte und bestätigte, dass die Passage von allen bezahlt worden war, ihre Reisepapiere in Ordnung seien und der Zoll die üblichen Stichproben gemacht habe. Die Grenzabfertigung war, wie immer, oben im Fährhaus erfolgt. Da das südliche Elbufer Ausland war, mussten die Kontrollen immer sehr genau sein.

Im Fährhaus befanden sich neben der Gaststube auch die Schlafplätze für Reisenden, die am Nordufer nächtigen mussten. Auch der Passageverkauf, der zu Nottelmanns Aufgaben gehörte, fand hier statt. Obendrein waltete Zollinspektor Bohn im Fährhaus seines Amtes. Er und seine Grenzgendarmen bewachten das Elbufer zwischen Teufelsbrück und Wedel. Schließlich wohnten Ehepaar Nottelmann, Zöllner Bohn und Familie, sowie ein paar der Grenzgendarmen im Fährhaus.

Übrigens: Sie alle mussten die Einquartierungen von Soldaten dulden, wie jeder andere Haushalt auch. Dem Fährverwalter hatte man beispielsweise Major Palme ins Quartier gegeben.

Weil die Menschen im Fährhaus eng an eng beisammen wohnten, kam es häufiger zu Streit. Meistens ausgelöst durch Zöllner Bohns Frau. Schließlich erreichte ihr Mann, dass seine Frau und er zum Mühlenberg zogen. Ein Aufatmen ging daraufhin durchs Fährhaus. Endlich hörten die ewigen Streitereien auf.

Ganz Blankenese freute sich über ihren Umzug zum fernen Mühlenberg. Denn es gab noch einen weiteren Grund: Nach Bohns Wegzug konnte man viel ungenierter schmuggeln.

„Ich bin der Zöllner-Olsch unendlich dankbar!“, ließ Clas verschmitzt wissen und zwinkerte mit dem rechten Auge.

Die Fracht von Breckwoldts Wagen war längst auf dem Ewer, als drei schwedische Soldaten im Schweinsgalopp gelaufen kamen und mitgenommen werden mussten. Trine schaute Nottelmann fragend an, bohrte dann süffisant:

„Haben die Herren auch bezahlt?“

Lütt´ Nottelmann schüttelte still den Kopf.

Das war mal wieder eine dieser provokanten Trine-Fragen, denn alle wussten: Soldaten, Militär-Pferde und Wagen sowie ihre gesamte Bagage mussten kostenfrei transportiert werden. Doch nicht nur das ärgerte Fährverwalter wie Ruderknechte. Viel größer war ihr Unmut über die Häufigkeit unbezahlter Militärfahrten.

Die zermürbten.

Kaum war die Fähre am Ziel, musste sie schon wieder los.

Ohne dass die Mannschaft ausgetauscht worden wäre oder sich hätte ausruhen können. Das unglaublichste aber war, dass sie militärische Güter und Soldaten auch auf ihren Rückfahrten transportieren mussten, ohne damit gegen irgendein überkommenes Gesetz zu verstoßen. Das galt nicht fürs Militär.

Als Trine nach dieser Fahrt heimgekehrt war, hagelte es Hiobsbotschaften. Denn in der Zwischenzeit waren privat gehaltene Schweine, Schafe, Ziegen und Kühe zur Versorgung der im Quartier liegenden Truppen beschlagnahmt, ein Teil bereits geschlachtet und einiges davon verzehrt worden. Dazu gehörte auch Trines Schwein.

„Wahrscheinlich ist es eine Frage der Zeit, dann müssen wir auch Hühner, Gänse und Enten abliefern!“ vermutete Else, als Trine wütend aus ihrem leeren Stall zurückgekehrt war. Da war kein Grunzen mehr, kein Quieken.

„Wie soll es bloß mit uns weitergehen?“

Harm war nicht mehr da, brachte deshalb auch kein Fischdeputat nach Hause. Dafür musste sie als alte Frau den Fährdienst mit deutlich erhöhtem Arbeitseinsatz leisten.

Für jede Hin- und Rückfahrt waren mindestens 12 Stunden notwendig. Für manche Truppen- und Nachschubtransporte musste sie – wie gesagt - die nächste Fahrt unmittelbar an die gerade abgeschlossene hängen, sodass sie schnell auf 24 Stunden Dienst, ohne Pause, kam. Und oft auch ohne Heuer.

Was die Bevölkerung beinahe noch mehr aufgeregt hatte, war die Zerschlagung der Nienstedtener Kirchenfenster. Schwedische Soldaten hatten sich nämlich des Bleis in den Fenstern bemächtigt, um daraus Gewehr- und Pistolenkugeln zu gießen. Als das zwei Nienstedtener Landmänner verhindern wollten, wurden sie von schwedischen Kürassieren

erschossen. Seit der Zeit sangen die Angehörigen des Kirchspiels, sofern kein Schwede in der Nähe war:

Die Schweden sind gekommen,
haben alles mitgenommen,
habens Fenster eingeschlagen,
haben Blei davongetragen,
haben Kugeln daraus gegossen,
und zwei Bauern erschossen. *(Nach F.M. Böhme)*

Doch die Gemeinde hatte Glück im Unglück: In Nienstedten waren es – außer den beiden Bauern - nur Fenster, die zerstört wurden. In anderen Gemeinden hatte man ganze Bleidächer von den Kirchen gerissen, um genügend Material für Kugeln zu erhalten.

Demnächst musste Trines Garten, der sie ernährte, bestellt werden. Wenn die Arbeit auf der Fähre weiter so zeitraubend war, konnte sie das Pflanzen vergessen. Folge würde sein, dass ihr zur Erntezeit Früchte und Gemüse fehlten, von denen sie lebten.

Obendrein fehlte ihr die Zeit, zu spinnen und zu weben. Damit entfiel ein weiterer Nebenverdienst. Schließlich konnte sie auch nicht mehr Besprechen oder Heilkräuter sammeln. Auch dazu reichte die Zeit nicht. Es gab keine Minute für bezahlte Nebentätigkeiten, weil sie ununterbrochen auf der Fähre eingesetzt wurde. Ein beklemmendes Jahr das hoffentlich, hoffentlich bald zu Ende gehen würde.

Noch bevor die letzten Fahrgäste in Buxtehude von Bord gegangen und alle Güter entladen waren, setzte Schneefall ein. Die weiße Pracht dämpfte jedes Geräusch und überdeckte das Land. Doch am Buxtehuder Kai warteten schon diverse Fuhrwerke, die unter dem Schneetuch eingeschneit waren. Trine ging zu einem der Wagen und fragte einen Sergeanten, was sie an Lasten dabei hätten und ob sie die mitnehmen sollten!

„Wo denkt Ihr hin! Das sind keine Lasten, sondern schwedische Kriegsverletzte. Die müssen über die Elbe gebracht werden! Und zwar von Euch. Sie kommen aus dem Raum Stade, wo sie bei Gefechten mit den Dänen verletzt wurden.“

„Bei dem Schnee und Schietwetter sollen sie rüber?“, fragte Trine noch einmal und fuhr fort: „Aber Fuhrwerke können wir doch nicht an Bord nehmen!“

„Herrgott noch mal, natürlich sollt Ihr keine Fuhrwerke, sondern die Verletzten rüberbringen! Das ist ja wohl klar!“ schimpfte der Sergeant und schüttelte den Kopf. Und als sei er durch Trines Fragerei an Wichtigeres erinnert worden, befahl er einem der Soldaten mit der Verladung der Verletzten zu beginnen.

Grenadiere mit Kopfverbänden, mit Armen in der Schlinge oder Humpelnde kamen zuerst ins Boot. Sie mussten in den Bug der Fähre, also vor den Mast. Danach brachte man Schwerverwundete auf Bahren ins Fährboot. Ein Unteroffizier hatte die Fläche vorher sorgfältig mit Stroh gepolstert.

Das Stöhnen und Wehklagen der armen Teufel war nicht zu überhören. Viele hatten nicht nur heftige Schmerzen oder fieberten. Sie froren obendrein bei der winterlichen Witterung. Was Wunder, seit dem frühen Morgen warteten sie bei Minustemperaturen auf die Überfahrt auf dem Kai.

Der Sergeant ging vor dem Ablegen noch einmal durch die Reihen der Verletzten, blieb bei jedem Einzelnen der 33 stehen, sprach ermunternde Worte und ließ zwei Krüge mit Schnaps zurück.

„Das ist Medizin gegen die schlimmsten Schmerzen. Aber nur für Schwerverletzten. Ist das klar?“ Trotz dieser Einschränkung freuten sich alle über diese gehaltvolle Medizin.

Bevor er das Fährboot verließ, warf er noch ein Segeltuch über die Schwerverletzten, sodass sie wenigstens vor Schnee und Regen geschützt wurden, jedoch im Dunklen liegen mussten. Während der Fahrt ging einer der leichten Verletzten zu seinen Kameraden, hob die Plane und wischte Fiebernden den Schweiß von der Stirn, gab ihnen zu trinken. Manchmal auch aus dem Krug mit dem Hochprozentigen. Trotzdem waren zwei der Männer verstorben, noch bevor sie die Elbe erreichten.

„Was machen wir mit ihnen? Der Elbe übergeben?“ fragte Clas Stehr seemännisch.

„Du hast wohl ´nen Vogel! Womit sollen wir ihre Leichen denn beschweren? Wir haben doch keine Steine und auch kein altes Metall an Bord. Außerdem sind wir nicht auf dem Meer und die Verstorbenen sind auch keine Seeleute, sondern Grenadiere des schwedischen Königs, die wir tot oder lebendig in Blankenese abliefern müssen. Sonst werden wir für ihr Fehlen verantwortlich gemacht und können nicht belegen, ob wir sie haben desertieren lassen. Dafür würden sie uns vors Kriegsgericht bringen.“

Das war Trines realistische Einschätzung.

Tatsächlich stand Palme am Blankeneser Strand, um die Anzahl der Verletzten mit den übergebenen Papieren zu vergleichen. Als er von den beiden Todesfällen erfuhr, drohte er zu explodieren. „Wie könnt Ihr es wagen, Männer, die Euch anvertraut sind, sterben zu lassen! Das wird Folgen haben!“, lautete seine Drohung, die eine leere Drohung blieb.

Für die Verwundeten hatte er Fuhrwerke requirieren lassen, mit denen die armen Teufel abgeholt werden sollten.

„Ja, und dann?“ erkundigte sich Clas, getrieben von naiver Neugier. „Um Verletzte vom Strand in den Ort zu fahren, muss man doch keine Fuhrwerke beschlagnahmen! Die kann man kurzzeitig ausleihen!“

„Das geht nicht, denn wir werden einen Teil der Verletzten weiter nach Norden verlegen. Dafür nutzen wir die beschlagnahmten Fuhrwerke.

Anschließend nehmen wir Wagen und Zugtiere für die schwedische Armee in Dienst!

Zufrieden?“ ließ sich der genervte Palme aus und drehte sich auf der Hacke um.

„Und was passiert mit den armen Hunden, die hierbleiben?“ Dabei zeigte Stehr auf die unter der Plane liegenden Verletzten.

„Die kommen zu Euch in Pflege und sollen möglichst schnell wieder aufgepäppelt werden, damit sie weiter für unseren hochverehrten König kämpfen können!“

Im gleichen Atemzug ließ Palme eine weitere Nachricht fallen:

„Bevor ich es vergessen: Die Rechnung für die Gespanne und Wagen geht an Euren Dorfschulzen. Die muss durch ihn bezahlt werden, verstanden?“

Allen Dorfbewohnern war bekannt, dass der Dorfschulze keinen roten Heller mehr in der Gemeindekasse hatte. Deshalb wird er die Kosten mal wieder auf die Blankeneser Haushalte umlegen, da war sich Clas sicher.

Zuhause fand Trine eine aufgelöste Else.

„Wat hess denn, Deern?“ erkundigte sie sich und streichelte der Weinenden den Kopf.

Else stammelte etwas von „Apotheke“.

Irgendwann verstand Trine auch das Wort „Krohns Wunderessenz“.

Sie reimte sich zusammen, dass ihre Nachbarin die Wunderessenz in der Altonaer Apotheke besorgen wollte.

Wahrscheinlich für ihren kranken Mann.

„Abers, wi hebt nix op de hoge Kant. Un op Kredit gev se nix. Jetz, wo de Swedschen und de Wütenberger bi uns in Quartier liggt!“

Sie sagte immer noch „Wütenberger“ und nicht Württemberger.

Wegen deren Anwesenheit bekam sie die Wunderessenz für ihren schwindsüchtigen Mann nur noch gegen Barzahlung.

„Scheunen Schiet!“

Ihr armer Knud musste die nächsten Wochen ohne lindernde Medizin durchstehen und obendrein auf dem eiskalten Dachboden schlafen.
„Hoffentlich übersteht er das.“
Und sie, Trine, konnte nicht helfen.
Doch die Geldnot war nicht Elses einziger Kummer.
Nein, sie wurde ständig von den Soldaten begripscht.
Auch von denen, die bei ihr einquartiert waren.
Wo immer sie ging oder stand, strichen die Kerle um sie herum, wie Köter um eine läufige Hündin. Es war schrecklich. Mindestens sechs Arme sowie vorn und hinten Augen waren notwendig, um die Attacken der Unholde abzuwehren.
„Wenn das mein Knud sieht, krieg ich es mit ihm zu tun!
Als ob es mir Spaß macht, von denen begripscht zu werden.“
„Soll ich mal mit ihnen sprechen?“ bot sich Trine an.
Doch davon hielt Else überhaupt nichts.
„Glaubst Du, die lassen von mir ab, nur weil Du sie darum bittest?“
Nee. Denen muss man anders kommen.“
Die beiden Frauen überlegten, was man in diesem Fall machen könne. Doch die meisten ihrer Pläne waren einfach nur kindisch.
Keiner würde Erfolg versprechen. Bis sie auf eine gewagte Idee stießen.
Die stoppte nicht nur Elses Tränenfluss, sondern ließ sie tränennass strahlen. Doch nach einer Weile verdüsterte sich ihr Gesicht.
Von einem Plan wie diesem wollte sie lieber Abstand nehmen. Er war zu schamlos.

„Else, Du entscheidest, was Du machst!“ ließ sich Trine daraufhin aus. Mit diesen Worten trennten sie sich.

Am übernächsten Tag zog Else ihre Nachbarin in den Garten, schaute sich sichernd um, ob vielleicht nicht doch ein unerwünschter Zuhörer in der Nähe sei. Dann flüsterte sie:
„Die geilen Wütenberger.... Du weißt schon!“ Trine nickte und bohrte:
„Hast Du eine Idee?“
„Das ist es ja. Kaum hatten wir uns vorgestern getrennt, kniffen sie mir wieder in den Po und begripschten meine Brüste. Als einer dann mal auf dem Abtritt war, hab´ ich die Gelegenheit genutzt den anderen um Rat zu fragen. Zumindest hab´ ich so getan. Zunächst hab´ ich ihn beschworen, mein Anliegen unbedingt für sich zu behalten. Dann hab´ ich gebeichtet, dass mein Mann Seemann und immer wieder Monate von zuhause weg ist. Das stimmt ja auch. Weiter hab´ ich erzählt, dass ihm manchmal das häusliche Bett fehlt. Als sich mein Knud nach Monaten in Holland mal wieder einsam fühlte, muss er sich wohl angesteckt haben. Jedenfalls geht es ihm seit der Zeit schlecht, hab´ ich gesagt.
Und seine Krankheit wird immer schlimmer.
Das ist ja auch der Grund, warum er zu Hause bleiben muss.
Was kann man bloß gegen so eine Krankheit machen, hab´ ich den Wütenberger gefragt. Du als Soldat bist doch auch viel unterwegs.
Du musst sowas doch wissen. Ich hab´ sogar noch gebohrt:
Ob ich mich wohl bei meinem Ollen angesteckt hab´?
Der Kerl machte blöde Augen und fing an zu salbadern.
Seit der Stunde halten sich die Kerle fern, tatschen mich nicht mehr an, ja, sie nehmen mich überhaupt nicht mehr zur Kenntnis.“
„Na bitte. Hoffentlich hält das an!“ schoss Trine dazwischen und gab ihr einen zusätzlichen Rat:
„Male Dir jeden Morgen Pickel ins Gesicht und tu so, als seien das Anzeichen einer Krankheit, die man da unten hat. Du weißt schon!“
Das war ein wirklich extremer Vorschlag.
Die Württemberger waren – mit Ausnahme von Else – weiterhin hinter allem her, was einen Rock trug. Eine echte Plage.

Besondere Mühe kostete es, die Blankeneser Ehemänner, Väter, Brüder und Söhne zu beruhigen, sie von roher Gewalt abzuhalten, denn blindwütig zuzuschlagen wäre Widerstand gegen die Besatzungstruppen, der mit dem Tod bestraft wurde. Aber wie sollte man sich der geilen Kerle sonst erwehren?

Übrigens, einer Jungfer war es gelungen, einen Württemberger im Bootschuppen zu „umgarnen“. Der hatte sich ihr nicht nur aufdringlich genähert, sondern wollte sie nicht aus dem engen Bootschuppen lassen, aus dem sie Feuerholz holen musste. Geistesgegenwärtig gaukelte sie ihm vor, ihn liebevoll „umgarnen“ zu wollen. Während sie ihm das immer wieder zuflüsterte, wickelte sie ihn unter süßen Worten in ein Fischernetz, so dass er irgendwann darin gefangen war. Zum Schluss hat sie seinen zuckersüßen Mund mit Segeltuch zum Schweigen gebracht und den menschlichen Kokon obendrein mit ein paar Tampen verschnürt.

So konnte er nicht um Hilfe rufen.

Gut verpackt blieb er eine ganze Nacht in dieser misslichen Lage, bevor der Arme vom Bruder und Vater der Jungfer befreit wurde.

Da war die junge Frau schon längst bei Verwandten in Hamburg, also außer Reichweite des Brünftigen und seiner Kameraden.

Sie konnte auch nicht bestraft werden.

In diesem Augenblick hörten Else und Trine Rufe, die aus dem Haus kamen.

„Tan´ Trine, Tan´ Trinel!“

Das war Trines Neffe, der Enkel ihres Bruders.

Trine lief, um zu sehen, was es gab.

„Ich komm ja schon!“ rief sie und eilte gemessenen Schrittes durch den Garten.

„Was ist denn los?“

Dort traf sie den Jungen, der einen völlig verstörten Eindruck machte. Nicht nur, dass er außer Atem war. Nein, er brachte vor Aufregung kein Wort heraus!

„Was ist denn, Jung? Beruhige Dich doch!“

Nach einige Minuten stammelte der Zehnjährige endlich: „Opa Jochim,“ das war Trines Bruder,

„Opa Jochim ist ein Baum auf den Kopf gefallen. Du musst kommen! Schnell!“

„Hat er sich verletzt?“

„Opa Jochim liegt im Schnee und rührt sich nicht!“

Trine raffte ihre Kleider und rannte, so schnell sie konnte, zum Haus ihres Bruders. Tatsächlich lag er neben der gefällten Kastanie im Schnee, wurde von Neugierigen umstanden, während sich seine Frau über ihn beugte und einen Spiegel vor seinen Mund hielt!

„Er atmet nicht mehr! Oh Gott. Er ist toot!“ kreischte sie, raufte sich die Haare und schrie ihren Kummer heraus. Durch Mark und Bein ging es den Umstehenden.

Trine bahnte sich den Weg durch die Ansammlung und beugte sich über ihren Bruder. Schon an seiner verrenkten Haltung meinte sie zu erkennen, dass Jochim tot sei.

Sie brachte keinen Ton heraus.

Wie in einen Eispanzer gehüllt kam sie sich vor.

Nachdem sie sich von Jochims Ableben überzeugt hatte, hielt sie ihre Rechte ratlos vor den Mund und blickte auf den Toten, während ihre Schwägerin mit rührendem Eifer versuchte ihren Mann wider besseres Wissen zu reanimieren.

Hoffte sie wirklich, er würde noch einmal ins Leben finden?

„Tan´ Trine, kunnst Du Opa mit Din Bespreeken nich wedder labendig mooken?“ fragte ihr kleiner Neffe ängstlich.

Es dauerte, bis Jochims Frau wie auch die Umstehenden akzeptiert hatten, dass Opa Jochim unwiderruflich tot war.

„Wie konnte das bloß passieren?“, wollte Trine wissen.

„Dein Bruder wollte unsere Kastanie fällen, weil sie unseren Garten so schattig gemacht hat!“ antwortete ihre Schwägerin, von Schluchzern unterbrochen. „Außerdem wollten wir mit dem Holz während des Winters kochen und heizen!“

Tatsächlich lag der Baumriese, der vor ihrem Haus gestanden hatte, über dem Vorgarten. Obendrein hatte er eine Bresche in die Ligusterhecke gerissen und den Weg vor dem Grundstück blockiert.

„Als Jochim vorhin Keile in den Baum geschlagen hat, war das Ding plötzlich zur falschen Seite gekippt.

Darauf war er nicht gefasst.

Deshalb hat ihn der Riese erwischt!“

Ein paar Männer aus der Nachbarschaft machten sich daran, den Toten zu bergen und in der Diele des Fischerhauses aufzubahren. Auch die einquartierte Württemberger halfen mit. Zu der Zeit war Jochims kleiner Enkel aber schon auf dem Weg nach Nienstedten, um den Pastor zu holen.

Zufällig kam Palme am Haus von Trines Bruder vorbei und machte augenblicklich Rabatz. „Was ist hier los? Auf Barrikadenbau steht Kerker. Wer von Euch ist für diese Absperrung verantwortlich? Wer ist der Grundstückbesitzer? Den werde ich Mores lehren?“

Trine bedeutete dem Schweden ins Haus zu kommen.

Vor dem aufgebahrten Toten blieb sie stehen, um leise aber eindringlich festzustellen: „Hier liegt der, den Ihr sucht. Die gefällte Kastanie hat ihn erschlagen!“

Unsicher blickte sich Palme um und brachte nach einer Weile heraus:

„Das Ding da draußen muss trotzdem aus dem Weg geräumt werden.

Umgehend. Sonst ist die Verteidigungsfähigkeit von Blankenese gefährdet.“ Damit machte er auf dem Absatz kehrt und verschwand.

Jan, ein Sohn des Toten, fragte in die Runde: „Wer hilft mir beim Absägen der Kastanien-Äste, damit der Weg wieder freikommt?“

Im Nu hatten sich Helfer gefunden. Abermals gehörten zwei Württemberger dazu.

Trotz des winterlichen Wetters kamen sie beim Sägen schneller als gedacht voran. Das lag nicht zuletzt daran, dass jemand eine große Säge aufgetrieben hatte, die zum Zuschneiden von Schiffsplanken benutzt wurde. Damit legten sich die Männer ins Zeug.

Der Pastor traf gerade ein, als der kalte Wintermond aufging. Einen Augenblick blieb er bei den im Mondlicht sägenden Männern stehen und musterte den gefällten Baum, der Jochim begraben hatte. Genauso schweigend beobachteten die Helfer den Gottesmann. Der schlug ein Kreuz und murmelte: „Der Herr behüte Euch, Männer!“ Dann ging er schweigend ins Haus, zum Leichnam des Verunfallten und zu dessen Anverwandten.

Drei Tage später wurde Breckwoldts Einspänner dazu benutzt, Jochims Leichnam zur Nienstedtener Kirche zu bringend. Wie immer bei Beerdigungen war der Karren mit schwarzen Tüchern behängt, genau wie seine Mähre auch. Jochims Hinterbliebene waren arme Leute, die nur über wenig Geld verfügten. Sie konnten sie sich noch nicht mal einen Sarg für ihren Großvater leisten. Deshalb wurde der Tote in Tücher gewickelt und darin begraben. Ein unauslöschlicher Makel.

Um das auszugleichen, bemühte sich Pastor Sörensen, den Verstorbenen in seiner Trauerrede auf besondere Art zu würdigen. Auf diese Weise erhielten die Hinterbliebenen wenigstens ein wenig Trost. Wie stark sie von des Pastors Worten aufgerichtet wurden, merkte man am kräftigen Gesang des Lutherlieds „Ein feste Burg ist unser Gott“, das am Schluss der Trauerfeier gesungen wurde!“

Kapitel IV

Kaum hatte Trine ihren Fährkahn vom Reichenstraßen-Speicher abgestoßen, wurde Harm, der seinen Leuten wehmütig nachschaute, vom Speicher-Vice am Arm gegriffen: „So, nun wollen wir uns mal an die Arbeit machen – und keine Maulaffen feilhalten!“ Damit schob er den Jungen in den Speicher, wo eine Partie prall gefüllter Kornsäcke darauf wartete, auf den zweiten Boden (2. Stock) getragen zu werden.

„Von wegen! Erst mal den Prinzipal fragen...!“

Die Kornladung war mittags mit einem Ewer gekommen. Nun mussten sie auf dem 2. Boden verstaут werden.

„Puh, die Säcke sind ja schwer wie Mühlsteine!“, stellte Harm fest und stöhnte. „Junge, das ist bester Weizen. Den hat unser Prinzipal aus einem Konkurs erworben! Jetzt, wo wieder Krieg ist, bringt er uns leicht das Vier- bis Sechsfache des Einkaufswerts, wenn nicht noch mehr,“ erklärte der Speichermeister stolz.

Harm probierte einen dritten Versuch, und hatte erst damit Erfolg. Es gelang ihm unter Mühen den Sack auf seinen Rücken zu bringen. Damit stolperte er mit vor Anstrengung zitternden Knien die ausgetretene Treppe zum ersten Boden hinauf. Doch dabei stieß er immer wieder an Ecken oder an die niedrige Decke. Jetzt musste er noch zum 2. Boden. Schweißtriefend kam er dort an, musste die schwere Last auch noch auf die gegenüberliegende Seite des Speichers zur Luke schaffen, die zur Straßenseite führt.

Ein Sack folgte dem nächsten. Doch sie schienen nicht weniger zu werden. Als er meinte, endlich alle auf dem 2. Boden zu haben, zeigte ihm der Vice ein weiteres Dutzend, dass unbemerkt in einer Ecke lagerte. Wären nicht die beiden Knechte gekommen, die tagsüber auf einem im Elbstrom liegenden Schiff gearbeitet hatten, er hätte die letzten Säcke nicht mehr auf den Boden schaffen können.

St. Nikolai schlug zum neunten Mal, als die Arbeit endlich fertig war. Schon lange hatte ihn fürchterlicher Hunger geplagt. Doch er hatte die Rechnung ohne Schuback gemacht. Nach dem Transport der Kornsäcke musste der Speicher gereinigt werden. Schließlich erwartete man am nächsten Morgen eine Ladung Wollballen. Dafür musste er Platz geschaffen und die Säcke mit Holzkohle, die an verschiedenen Stellen lagen, gemeinsam an einem Platz sammeln. Danach hatte Harm die staubige Speicherfläche zu fegen und zu wischen. Und das alles bei dem funzeligen Licht einer einzigen Tranlampe. St. Nikolai läutete zur elften Stunde, als es das lang ersehnte Essen gab. Sie bestand aus Wassersuppe und einer Kanne Dünnbier. Dünnbier, weil man das Fleetwasser nicht trinken durfte. „Davon wird man sterbenskrank,“ klärte man ihn auf. Dann kam die Frage nach einem Schlafplatz.

„Such Dir irgendein Plätzchen im Speicher - und ein paar leere Säcke zum Zudecken. So machen wir es alle!“ riet ihm ein alter Hausdiener und klopfte ihm beruhigend auf die Schulter. Nach der schweren Arbeit fiel Harm augenblicklich in tiefen Schlaf, aus dem er gerissen wurde, als Schubacks lautes Organ unüberhörbar durch den Speicher donnerte:

„Aufstehen, ihr faulen Hunde!

Wie lange wollt Ihr eigentlich noch pennen?“

Von wegen „pennen“!

Jetzt, wo er wach war, tat ihm jeder einzelne Knochen weh.

Außerdem fror ihn, denn draußen herrschte Winterwetter. Schließlich war der Speicher nicht geheizt. Und er hatte sich tatsächlich nur mit Säcken zudecken können.

Die winterliche Morgenstunde war es noch stockdunkel. Nur über dem Stehpult des Vice brannte eine Kerze. Sie war die einzige Lichtquelle auf dem Boden.

Was würde er bei dieser Beleuchtung alles zu erledigen haben?

Er fürchtete sich vor Aufgaben wie gestern.

Außerdem plagte ihn schon wieder brüllender Hunger.

Doch er hoffte, dass es vor der Arbeit ein kräftiges Frühstück geben würde.

Das ließ auf sich warten. Denn zuallererst war Ware aus einer Schute zu entladen, die mit der Nachtflut am Speicher festgemacht hatte. Sie musste dringend abgefertigt werden, damit sie mit demselben Hochwasser ablaufen konnte. Erst als St. Nikolai die zehnte Stunde geläutet hatte, gab es einen Kanten Brot und ein Heißgetränk. Doch das sättigte Harm nicht. Auch hatte er nicht genug Zeit, die trockenen Happen hinunterzuschlingen. Deshalb stopfte er das restliche Brot in die Hosentasche, als es wieder an die Arbeit ging.

„Sei froh, dass Schuback das nicht gesehen hat. Brot vom Frühstückstisch mitzunehmen ist nämlich streng verboten! Wenn er das gesehen hätte, würdest Du dafür die Peitsche zu schmecken bekommen!“ flüsterte ihm ein alter Knecht, als sie gemeinsam eine Kiste auf seine Sackkarre drückten.

Die folgenden Tage war Harm im Speicher tätig, dann wieder auf einer Schute oder im Bauch eines Schiffs, das im Strom ankerte. Arbeit gab es genug. Tagein, tagaus. Die einzigen erholsamen Pausen waren die Gespräche mit Fuhrleuten, Bootsführern und Boten, die etwas bei Brunswick abzuliefern oder abzuholen hatten. Von einem erfuhr er, wie schrecklich sich die Schweden und Württemberger in Blankenese benehmen. Ganz offensichtlich waren es keine Leute von Traurigkeit. Schamlos warfen sie sich an die Weibsbilder, hieß es. Auch sollen sie alles Vieh zur Verpflegung ihrer Truppen konfiziert haben.

Von einem anderen erfuhr Harm, dass im Augenblick keine Soldaten ausgehoben werden. Er brauche also keine Angst zu haben, zum schwedischen Militär gepresst zu werden.

Der Junge fragte beinahe jeden, ob das auch wirklich stimme, denn er wollte auf schnellstem Weg zurück nach Blankenese. Schon recht bald war ihm klar geworden, dass er bei Brunswick entsetzlich ausgenutzt wurde. Doch Schuback passte auf wie ein Schießhund, dass keiner seiner Leute entwischte. „Wenn Du auf die Idee kommst abzuhausen, weiß ich Mittel und Wege, Dich zurückzuholen. Darauf kannst Du Gift nehmen!“

Im Anschluss an diesen Satz berichtete er, wieviel Zeit und Mühe es jedes Mal koste, einen Neuen mit den komplizierten Aufgaben des Speichers vertraut zu machen. Das seien für Herrn Brunswick jedes Mal hohe Investitionen, die sich erst dann auszahlten, wenn ein Knecht ein paar Jahre blieb. „Bis auf ganz wenige Ausnahmen ist es mir gelungen, jeden Burschen wieder einzufangen, der sich verdünnsiert hat. Das unterstützt zum Glück auch unser Senat. Denn wo kämen wir Kaufleute hin, wenn jeder Hans und Franz selbst entscheidet, wie lange er für seinen Prinzipal arbeitet.“ Deshalb würde man auch nach Harm fahnden, wenn er wegliefe. Doch es kam anders. Drei Wochen nach Harms Beginn im Speicher passierte eine alles verändernde Geschichte.

An jenem Tag hatte er kurz vor dem Aufstehen ein menschliches Rühren. Noch war es dunkel, als er an die Fleetluke trat, um sein Wasser abzuschlagen. Weil er seine schlafenden Kollegen nicht wecken wollte, ging er so leise wie möglich zur Speichertür und öffnete sie vorsichtig. Kaum stand die Luke spaltbreit offen, sah er unter sich einen Kahn, in den Kisten und Ballen geladen wurden.

Und das vor Tau und Tag!

„Wer schafft zu dieser frühe Stunde Waren aus unserem Speicher, ohne dass wir Knechte die Arbeit machen müssen?“ Leider konnte er wegen der Dunkelheit keine Personen erkennen. Schade.

Um selbst nicht entdeckt zu werden unterdrückte er den Blasendruck und wartete mucksmäuschenstill auf das, was dort unten weiter geschah. Die Situation kam ihm äußerst seltsam vor.

Reimer, einer der Speicherknechte, torkelte mit dem gleichen Bedürfnis zur Luke.

„Mook Platz!“, gähnte er. „Pst!“ kam es eindringlich von Harm, der ihn zurückschob. „Hol schnell die anderen. Da unten tut sich was Merkwürdiges!“ Doch der alte Reimer stand so lange begriffsstutzig herum, dass Harm ihm einen Rippenstoß geben musste. „Los Reimer! Schnell!“ Murrend torkelte er zu den anderen und suchte sie zu wecken. Schließlich gafften sie zu viert aus der leicht geöffneten Luke.

Leise Rufe hallten aus der Schute.

Antworten schienen aus dem Parterre des Speichers zu kommen.

„Das war doch die Stimme von ...!“

Nein, mit Sicherheit hatte Harm sie nicht identifiziert, dazu war das Gehörte zu kurz. Aber es klang zumindest, wie ...?

Plötzlich lehnte ein Mann aus der Luke unter ihnen, reichte den Bootsleuten Papiere. Dabei konnte Harm die Gestalt erkennen:

Es war ... ja, natürlich, es war Schuback!

Auch die anderen hatten ihn erkannt.

Doch um welche Ware es sich handelte, die zu dieser unmöglichen Zeit und ohne ihre Hilfe fortgeschafft wurde, blieb wortwörtlich im Dunkeln. Trotzdem hatte Harm im schummerigen Licht sieben Ballen und vier Kisten gezählt.

„Wir sagen zunächst niemandem was! Verstanden? Erst wenn ich es erlaube, dürft ihr darüber sprechen!“, befahl der alte Speicherknecht, als sie ins Innere des Lagerhauses getreten waren und nicht mehr gehört werden konnten. Ergeben nickten sie.

Harm kam als Erster die Stiege hinunter. Schuback, der einen nervösen Eindruck machte, sprach ihn mit puterrotem Kopf und schnaubend wie ein Herbststurm an.

„Bist wohl schon lange auf, was?“

Als Harm mit den Schultern zuckte, ihm „Guten Morgen“ wünschte und auf Anweisungen wartete, musterte ihn Schuback mit durchdringendem Blick.

Hatte der Bengel vielleicht doch etwas mitbekommen?

Harm versuchte ein möglichst unbedarftes Gesicht zu machen.

„Sag mal, warst Du vorhin an der Luke?“

Harms Gegenfrage kam etwas gequält: „Welche Luke?“

Das klang nicht überzeugend.

Aber Schuback ging nicht darauf ein.

„Wer schnüffelt, wird mit Wasser und Brot bestraft!“

Harm schluckte. „Wieso bestraft? Ich hab´ doch nichts gemacht!“

Doch der Speicher-Vice schwieg.

Der Junge hatte von den anderen erfahren, was mit einer „Wasser- und Brot-Strafe“ gemeint war. Fleetwasser trinken müssen, von dem man sterbenskrank werden konnte, dazu verschimmeltes Brot essen. Doch er trollte sich den anderen entgegenzugehen, die jetzt erst die Speichertreppe herunterkamen.

Endlich gab Schuback Arbeitsanweisungen.

Bei nächster Gelegenheit sprach Harm Jan an.

„Jan“, entrüstete er sich leise, „Schuback hat mich eben bestraft. Ich soll geschnüffelt haben. Weil ich aus der Luke geschaut hab!“ Der Alte nahm das zur Kenntnis, sagte aber kein Wort. Schicksalsergeben setzte Harm seine Arbeit fort.

Der Vormittag verlief, ohne dass etwas passierte. Doch gegen Mittag, sie waren gerade dabei, Holzkohle in eine Schute zu verladen, hörten sie ein lautes Gespräch, dass von Schubacks Stehpult kam.

„Was ist da denn los?“ fragte jemand, während alle zum Stehpult gafften. Schließlich erkannten sie, dass es Jan war, der mit Schuback immer lauter diskutierte.

„Du kannst gehen. Brauchst nie wieder zu kommen! Hau ab!“ hörte man Schuback brüllen. In der Tat, diese Reaktion war zu erwarten gewesen. Denn der meist gemütlich aussehende Speicher-Vice konnte beim kleinsten Problem explodieren. Daraufhin rief Reimer diejenigen zusammen, die heute früh Zeugen der heimlichen Verladung gewesen waren. Gemeinsam gingen sie zu Schuback. Der wurde nervös, als Reimer mit den Worten ansetzte: „Wir alle haben heute früh beobachtet, wie Kisten und Ballen aus unserem Speicher in eine uns unbekannte Schute verladen wurden! Das können wir vor jedem Gericht beschwören.“

Der Speicher-Vice wollte etwas entgegnen, als Reimer ihm abermals ins Wort fiel. „Harm, was haben wir heute früh aus der Luke gesehen?“

„Sieben Ballen und vier Kisten hab´ ich gezählt, die vor Tau und Tag in eine Schute geladen wurden. Das kann auch ich beschwören. Mit Sicherheit werden sie im Lagerbestand fehlen. Vielleicht sollten wir Prinzipal Brunswick darüber informieren, wenn er kommt. Wir wollen doch nicht, dass uns irgendjemanden verdächtigt Waren gestohlen zu haben!“

„Unverschämtheit! Was bildet Ihr Euch ein!“, platzte Schuback dazwischen. Doch als in diesem Augenblick der Prinzipal in seinem Zweispännner vorfuhr, wurde der Vice plötzlich ganz leise. Als sich dann die Gelegenheit bot, trat Reimer vor den Dienstherrn und nahm nach einem unverhofften Hustenanfall Anlauf zu einer stotternden Rede:

„Schönen Tag auch, Herr Prinzipal! Der Bengel hier,“ dabei zeigte er auf Harm, „ist ein tüchtiger Jung, Herr Prinzipal. Nun wurde er heut früh mit einer Wasser- und Brot-Ration bestraft, weil er lange vor Dienstbeginn beobachtet hat, wie Kisten und Ballen von einer Schute aus unserem Speicher geholt wurden. Das alles geschah ohne uns. Aber wir alle können das bezeugen!“ Brunswick blickte verwirrt zu Schuback und wollte die Angelegenheit schon an seinen Speicher-Vice delegieren. Doch als Reimer nochmals betonte, dass es ihm zunächst um die Bestrafung des Jungen gehe, verlangte der Prinzipal eine Erklärung vom Vice.

„Die Ware wurde versehentlich geliefert, Herr Brunswick!“

„Wo sind die Papiere? Und warum haben Sie das zu dieser ungewöhnlichen Zeit und dann ohne unsere Männer gemacht? Dafür haben wir die Leute doch!“

„Es waren sieben Kisten und vier Ballen. Und alle waren so schwer, dass man sie nur mit einer Sackkarre bewegen konnte!“ meldete sich der alte Jan aus der zweiten Reihe.

Schuback, der neben dem Prinzipal stand, war zum buckelnden Zwerg geworden. „Ich will die Lieferpapiere sehen und danach entscheiden. Und das mit Wasser und Brot für den Jungen sollte Er fallen lassen!“ lautete die abschließende Einschätzung des Prinzipals, bevor er in sein Comptoir hinaufstieg. Darauf scheuchte Schuback seine Leute wieder an die Arbeit.

„Wenn Brunswick Schuback rauswirft, braucht er einen Neuen,“ meinte Jan bedächtig. „Das wird keine leichte Entscheidung für unseren Herrn und Meister sein.“

So war es auch. Obwohl die Knechte jeden Augenblick mit einem heiligen Donnerwetter rechneten, tat sich bis zum frühen Nachmittag nichts. Dafür nahm die schwere Arbeit ihren gewohnten Gang. Das Essen war weiterhin schlecht und wie immer zu wenig. Allerdings erhielt Harm die „normale“ Essensration. Damit war seine Bestrafung dann wohl vom Tisch. Trotzdem blieben die Männer gespannt wie Flitzbogen und harreten der Dinge, die da kommen würden.

Tatsächlich ging Brunswick zusammen mit Schuback durch jeden Winkel des Speichers, bis es im Parterre zu einem Wortwechsel kam. Daraufhin band der Speicher-Vice seine grüne Schürze ab, rollte sie zusammen und warf sie wütend in eine Ecke. Dann ergriff er seine Jacke, um wortlos aber türenknallend zu verschwinden. Nachdem Schuback fort war, ging der Prinzipal auf seine Leute zu und erklärte kurz angebunden, „Jan, Er übernimmt bis auf weiteres die Aufgaben von Schuback. Und zwar so lange, bis ich einen Neuen gefunden habe!“

Als der Prinzipal zurück in sein Comptoir wollte, ging Harm aufgeregt auf ihn zu und erklärte, dass die Speicherarbeit zu schwer für ihn sei. Er könne sie nicht länger ausüben und bitte, entlassen und entlohnt zu werden.

„Aufhören mag ja noch angehen,“ fand Brunswick, „aber Geld für eine Arbeit verlangen, in die er, Harm, gerade erst eingewiesen war, das sei zu viel.“ Deshalb schloss der Prinzipal mit den Worten: „Wenn er wirklich bei Brunswick aufhören will, könne er seine sieben Sachen packen und sei hiermit entlassen.“

Diese Worte fielen in dem Augenblick, als St. Nikolai drei Mal den Nachmittag eingeläutet hatte. Enttäuscht trollte sich Harm, sagte seinen Kollegen „Tschüss“ und verließ den Speicher.

„Wenn ich mich beeile, bin ich noch vor Dunkelwerden in Blankenese!“, hatte er ausgerechnet.

Trine hätte Brunswicks Backsteinspeicher vom Wasser aus ohne Schwierigkeiten gefunden. Für so etwas hatte sie einen sechsten Sinn. Doch von der Straßenseite sahen die Fleet-Speicher alle gleich fremd für sie aus. Welcher mochte Brunswicks Speicher sein?

Wo konnte sie ihren Harm finden?

Das Beste wäre, sie würde den Vice ausfindig machen. Dann würde sie auch wissen, wo Harms wäre. Wie hieß der Dicke mit der Piep im Maul man noch? Nach einigem Überlegen fiel ihr der Name wieder ein. „Schuback? Das war doch sein Name?!“

Sie musste ihren Enkel unbedingt finden, denn morgen Mittag stand Jochims Beerdigung an, zu der Harm als sein Patenkind unbedingt kommen musste.

Ihre Jolle, mit der sie eine Lieferung Räucherfisch nach Hamburg gebracht hatte, machte sie an den Vorsetzen fest. Die paar Schritte zum Reichenfleet ging sie schnellen Schrittes und begann mit der Suche nach dem Speicher. Nachdem ihr die Namen „Schuback“ und „Brunswick“ eingefallen waren, lief alles ganz einfach. Sie fragte die mit einem Kreisel spielende Kinder nach Brunswicks Speicher. Und tatsächlich erhielt sie Auskunft, dass er drei Häuser weiter zu finden sei. Doch als sie das Lagerhaus betrat und nach Schuback fragte, wurde sie scheel gemustert.

„Wieso gucken die so?“, durchzuckte es sie.

„Das muss doch ein wichtiger Mann sein.“

Dann kam ein Älterer, der noch einmal nach ihrem Begehr fragte.

„Ich habe meinen Enkel Harm vor ein paar Wochen hiergelassen.

Herr Schuback wollte sich um ihn kümmern.

Nun bin ich hier, um ihn...“

Sie wurde unterbrochen.

„Harm ist vor einer Stunde weg! Er arbeitet nicht mehr hier.“

„Wieso? Hat er was ausgefressen?“ stammelte Trine.

„Nein, nein! Keine Sorge. Alles in Ordnung!“, entgegnete der alte Mann, obwohl wirklich nicht alles in Ordnung gewesen war.

Zumindest nicht, was den Vice betraf.

Trine bedankte sich und ging im Laufschrift zur Jolle, um mit einsetzender Ebbe zurück nach Blankenese zu segeln. Denn sie wollte unbedingt vor ihrem Enkel zuhause sein.

Harm traf auf dem Heimweg einen Blankeneser Bekannte.

„Na, wo geit?“ fragte er. „Wat givt Neiges?“

Der Mann erzählte von der Plage der Einquartierung. Doch plötzlich stockte er: „Sag mal, weißt Du eigentlich, dass Dein Onkel Jochim verunglückt ist?“ Danach folgte die Unfall-Geschichte, die seinem Patenonkel das Leben gekostet hatte.

„Morgen ist seine Beerdigung.“

Schweigend gingen sie nebeneinanderher. „Wie gut, dass ich rechtzeitig bei Brunswick aufhören konnte,“ schoss es dem Jungen durch den Kopf. Doch als er zu Hause ankam, war seine Oma nicht da.

„Hett se di nich afholt? Damit Du bi Onkel Jochims Beerdigung dobi büst?“

„Nein, ich bin zufällig hergekommen, Tante Else!“

Im Verlauf des Gesprächs erfuhr Harm von den tiefgreifenden Problemen mit den württembergischen Soldaten. „Eure Kammer ist mit zwei Soldaten belegt. Wohl oder übel musst Du bei den Kindern unter dem Dach schlafen, genau wie wir und Trine auch. Übrigens: Die Soldaten haben all unser Vieh, das Geflügel ausgenommen, geklaut und aufgefressen!“, empörte sich Else. Damit war er grob über die Geschehnisse der letzten Wochen informiert.

Zwei Stunden nach Harms Eintreffen landete Trine mit ihrer Jolle in Blankenese und freute sich, ihren Enkel heil und gesund wiederzusehen. „Jung, büst dünn geworden!“ stieß sie aus, kaum dass sie ihn erblickte. Das war bei der harten Arbeit und der schlechten Verpflegung auf dem Speicher auch kein Wunder.

Kapitel V

Es war Februar. Harm arbeitete abermals als Junge auf Fischer Möhlmann Ewer. „Jetzt beginnt mal wieder die Zeit Stint mit dem Harmennetz zu fangen,“ erklärte Harm seiner Oma. „Das Netz verankern wir auf dem Elbgrund und drehen es alle sechs Stunden gegen den Strom, immer mit der Öffnung gegen die Tide. Damit die Stinte rein schwimmen, sofern wir unser Netz an der richtigen Stelle verankert haben.“ Trine tat erstaunt. Natürlich wusste sie alles über den Stintfang wie auch über das Harmennetz. Und das seit ihrer Kindheit. Sie tat aber so, als höre sie davon zum ersten Mal.

„Ein Harmen umzusetzen ist jedes Mal Knochenarbeit, die bei diesem eiskalten Februar-Wetter erledigt werden muss. Zu allem Überfluss kann man das nur zu zweit machen, weil das Netz für einen allein zu schwer ist. Dafür springt beim Stintfang mehr raus als bei allen anderen Fängen.“ Wie gesagt, Trine kannte diese Dinge.

Trotzdem hörte sie ihrem Enkel geduldig zu.

Es tat ihr gut, dass Harm Feuer für den Fischer-Beruf gefangen hatte. Doch der Stintfang würde erst einmal Harms letzte Fischer-Arbeit sein. Denn nach Ostern begann die Zeit der Ochsendrift, für die sowohl Fischer Möhlmann wie auch Harm auf der Fähre benötigt wurden.

Deshalb musste Trine ihrem Enkel immer wieder vom Rindergeschäft erzählen. Und das in aller Ausführlichkeit. Er konnte nicht genug davon hören. „Bis zu 40.000 Ochsen,“ sagte sie zum hundertsten Mal und hob die Augenbrauen, „werden jedes Jahr zwischen Anfang März bis Mitte April in Wedel aufgetrieben. Direkt unter dem Roland verkauft man sie an Vieh-Händler aus dem Süden. Danach werden sie entweder bei Wedel oder aber bei uns in Blankenese über die Elbe gesetzt. Von den Fährhäfen der südlichen Elbseite treibt man das Vieh in die Mitte des Deutschen Reichs, an den Rhein, nach Flandern und Brabant.“

„Oma, was machen sie denn mit den Tieren?“

„Zunächst müssen die Ochsen wieder Fett ansetzen, wenn sie ihre Zielorte erreicht haben. Sobald sie sich dann dick und rund gefressen haben, wird ein Teil von ihnen geschlachtet, der andere kommt sehr viel später in die Fleischtöpfe!“

„Treibt man denn die 40.000 Tiere als eine Herde nach Süden, oder was?“, unterbrach sie der neugierige Bursche. In diesem Augenblick klopfte es und Clas Stehr steckte seine Nase durch die Tür.

„Ach, Du bist es Clas. Komm rein,“ rief Trine und rückte auf ihrer Bank zur Seite, um ihm Platz zu machen.

„Ich wollt nicht stören! Nur mal sehen, wie es Euch geht!“, entschuldigte sich ihr Jugendfreund „Du kommst gerade recht, denn Harm will schon wieder alles über die Ochsendrift wissen. Du bist auf dem Gebiet bist Du viel bewanderter!“ Damit wandte sie sich an Harm: „Du musst

wissen, dass Onkel Clas als junger Bengel sogar mal in Ripen (Ribe) vom Ewer seines Vaters abgesetzt wurde und eine Ochsenherde nach Blankenese getrieben hat! Stimmt doch, Clas?“

„Was? Ganz von Ripen hierher?“ bohrte Harm neugierig.

„Ach, das war eine verrückte Geschichte, Jung!“ holte Clas aus und setzte sich, während Trine ihm einen Pott mit Kornkaffee vom Ofen holte und Clas räuspernd begann:

„Unser Kahn war damals leck gesprungen. Die Reparatur sollte lange dauern. Deshalb hatte Vater, mein Schipper, beschlossen, dass ich nach Hause gehen und Mutter die Nachricht bringen sollte. „Danach kannst ja wiederkommen,“ hatte er gemeint.

Das musst Du Dir mal vorstellen.

Ripen liegt schließlich nicht um die Ecke, sondern ist weit mehr als 100 Seemeilen entfernt, ganz oben im Herzogtum Schleswig an der Nordsee.

Um heil nach Blankenese zu kommen, sollte ich einem Viehhändler beim Treiben seiner Ochsen helfen, hat Vater vorgeschlagen. „Dann gibt jemand auf Dich acht. Und Du kriegst zu essen und zu trinken und verdienst obendrein noch was!“, versuchte mir mein Alter die Sache schmackhaft zu machen. So bin ich zum Ochsentreiber geworden.“

„Ja, und? Hat es Dir gefallen?“

„Von gefallen kann keine Rede sein. Ich bin Seemann, wollte mit Vater und Bruder fischen. Mit Vierbeinern hatte ich noch nie was im Sinn. Du musst Dir vorstellen, es war Mitte Februar, als wir loszogen! Immer wieder schneite und fror es. Zum Glück hatte ich Pullover und Oelzeug dabei sowie meine Seestiefel. Aber Du hättest mal die Treiber sehen müssen, was für dürrtigen Klamotten die trugen. Die liefen rum wie an Sommertagen. Das war mir natürlich egal. Jedenfalls mussten wir 29 Rinder nach Wedel treiben.“

„Und wem gehörten die Tiere?“

„Unsere Herde gehörte einem reichen Ochsenhändler, der in jenem Frühjahr 200 bis 300 Rindern nach Wedel treiben ließ. Die waren in viele kleine Herden aufgeteilt. Jede einzelne wurde von zwei bis drei Treibern geführt.

Der Viehhändler selbst ritt hoch zu Ross neben seinen verschiedenen Herden und achtet darauf, dass nichts verkehrt gemacht wurde.“

Harm brauchte einen Augenblick, um das Gehörte zu verarbeiten.

Dann fragte er weiter: „Wie lange braucht man denn, Ochsen nach Wedel zu bringen?“

„Das kommt drauf an, woher die Viecher kommen!“, erklärte Clas. „Wir jedenfalls haben 10 Tage gebraucht. So ganz genau weiß ich das allerdings nicht mehr. Ist ja auch schon ein paar Jahre her. Eine Herde von Eiderstedt ist natürlich viel schneller in Wedel als eine aus Nord-Jütland. Das ist ja wohl klar!“

Harm warf ein paar neue Scheite Holz in den Bileggerofen, weil es Oma kalt geworden war. Er hatte ihr schon die beheizbare Fußbank, die Kieke mit dem kleinen Holzkohlefeuer bringen müssen, damit sie endlich warme Füße bekäme.

Clas fuhr fort: „Hektik darf es beim Ochsentrieb nicht geben. Man darf die Tiere immer nur langsam treiben. Nie mehr als 20 bis 25 Kilometer am Tag, sonst verlieren sie zu viel Gewicht.“ Das klang logisch, fand Harm.

„Der Herde voraus eilt der „Foderkaffer“, der Futterbeschaffer. Er hat die Aufgabe, in Gasthäusern, die überall am Ochsenweg liegen, das nächste Nachtquartier für Tiere und Treiber zu buchen.

Während die Ochsen abends in ein Gatter eingepfercht werden und zu fressen bekommen, gibt es für den Viehhändler, den Foderkaffer und seine Treiber ein kräftiges Essen sowie das Nachtlager.“

Harm setzte einen Kessel Wasser auf, um für Oma und Onkel Clas einen weiteren Eichelkaffee aufzubrühen. Vielleicht würde es Oma-Trine dann wärmer werden? Während er die Becher füllte, ließ er seinen Gedanken freien Lauf: „Meine Güte, wie kompliziert das Ochsgeschäft ist!“

Nach dem wärmenden Getränk fuhr Clas fort:

Sobald der Futterbeschaffer die Übernachtungen, Platz für die Tiere und das Essen gebucht hat, beginnt die Arbeit der Wirtsleute. Denn eigentlich ist jede Schlafstatt während des Ochsentriebs ausgebucht. Die Plätze für Herden und Männer werden schon ab Weihnachten durch die Wirtsleute vorbereitet.

Damit das Vieh nach jedem Tagesmarsch satt wird, erhalten immer zwei Ochsen ein Bündel Heu, dass sieben bis acht Kilo wiegen muss. Auch diese Bündel sind von den Knechten des Hauses während der Winterzeit vorbereitet worden. Doch dabei wird gemogelt, hat mir ein Foderkaffer erzählt. Mal beim Gewicht des Heus. Dann wieder mischen die Wirte Schachtelhalme ins Futter, so dass die Tiere nicht viel davon fressen. Es soll auch vorkommen, dass das nicht gefressene Heu eingesammelt wird, sobald die Herde aufgebrochen ist. Damit der Wirt es am nächsten Abend noch einmal verkaufen kann.“

„Wirklich? Sowas machen sie? Das finde ich gemein!“ empörte sich Harm.

„Nachdem wir Treiber unser Vieh versorgt hatten, gingen wir zum Essen in die Gaststube. Dabei war natürlich klar, dass die Mahlzeit und Übernachtung einer Rangordnung unterliegt. An oberster Stelle steht immer der Viehhändler, für den der Wirt eine besondere Stube und spezielles Essen bereithält.

Auf der Stufe darunter befindet sich der Foderkaffer, zusammen mit den Pferdeknechten. Erst dann kamen wir Ochsentreiber.

Meist mussten wir auf dem Heuboden schlafen!“

„Was habt ihr als Treiber denn zu essen gekriegt? Bei Brunswick auf dem Speicher gab’s zwei Mal pro Tag Wassersuppe, obwohl wir alle schwer schufteten mussten!“, unterbrach ihn der Junge.

„Treiber bekommen meist eine gewaltige Kümme Erbsensuppe, die von der Wirtsfrau persönlich aufgefüllt wird. Danach eilt sie zu den Händlern in die gute Stube und bedient dort. Wir Treiber hatten von der Arbeit an der frischen Luft immer einen Bären-Appetit. Man konnte getrost sagen, wir haben gefressen. Wieder und wieder musste die Kümme nachgefüllt werden.

Trotzdem war unser Hunger nicht zu stillen. Da die Mahlzeiten auf dem Hinweg kostenlos waren, haben wir ungeniert zugegriffen. Einige versuchten sogar, sich ein Stück Speck heimlich in die Tasche zu mogeln, um es später zu essen. Doch dafür musste ein günstiger Moment abgepasst werden, denn die Bedienung passte auf wie ein Schießhund. Einmal habe ich beobachtet, wie sich einer ein großes Stück Speck unter die Mütze geschoben hat. Unmittelbar danach kam die Wirtsfrau in die Stube und fragte, ob es geschmeckt hat, wobei sie vor allem den Speckdieb fixierte. Genau in dem Augenblick lief ihm ein Rinnsal Erbsensuppe, das noch am Speck haftete, unter seiner Mütze hervor und quer über die Stirn. Sogar in ein Auge tropfte es. Während wir uns vor Vergnügen den Bauch hielten tat er, als bemerke er nichts. Als die Wirtin rausgegangen war, musste er unter die Pumpe und sich Haare und Augen auswaschen. Selbst am nächsten Tag brannte sie ihm noch.“

Beim Erzählen merkte man, dass Clas in Erinnerungen schwelgte.

„Nach dem Essen teilt der Foderkaffer die Nachtwachen ein.

Die müssen darauf achten, dass kein Vieh wegläuft, sich nicht mit anderen Herden mischt oder gar gestohlen wird.

Alle Treiber, die Freiwache haben, sitzen derweil beim Kaffeepunsch, spielen Karten oder erzählen von alten Zeiten, bis sie todmüde in ihre Kojen sinken.

Damit Treiber ihre Herde lenken können, hat jeder einen mannsgroßen Stecken, mit dem er die Viecher dazu bewegt das zu tun, was er will. Die Stöcker haben vorn eine Bleikugel, damit die dickfelligen Tiere auch wirklich merken, wohin sie sollen!“

Als mal ein Tier krank wurde, hat unser Ochsenhändler es dem Wirt verkauft. Ein anderes Mal haben wir einen krank gewordenen Ochsen gegen einen gesunden getauscht. So stimmte die Zahl unserer Tiere wieder.

Jeder Morgen begann mit einem guten Frühstück. Kurz vor dem Aufbruch kriegte unser Foderkaffer die Rechnung, die er allerdings erst auf dem Rückweg bezahlen musste, nachdem die Herde verkauft und der Erlös in seiner Kasse war.

Nach dem Frühstück ging es mit der Treiberei wieder los, um vor abendlicher Dunkelheit das nächste Wirtshaus zu erreichen.

Nicht alle Treiber können den Weg nach Wedel ganz mitmachen. Mal wird einer krank, ein anderer hat zu Hause Verpflichtungen. Es gibt aber auch welche, die sich mit ihrem Baas nicht verstehen und deshalb abmustern. Deshalb lauern an einigen Gasthöfen junge Leute, die gern die Stelle eines Abgemusterten übernehmen würden. Diese Gasthöfe nennt man „luur up-Höfe“, weil da jemand auf eine Treibermöglichkeit lauert. Manchmal warten die Kerle tagelang, bis sie eine Heuer erhalten. Andere warten vergeblich. Doch Not zwingt die Männer, zusätzliche Verdienstmöglichkeiten anzunehmen.

Unterwegs hielten wir ab und zu an, um den Tieren eine Pause zu gönnen, in denen sie fressen und sich ausruhen konnten.“

Clas blickte einen Augenblick aus dem Fenster, um dann fortzufahren:

„Du hast vorhin gefragt, wie lange ein Viehtrieb dauert! Eine Drift vom Norden Jütlands nach Wedel kann mehr als 30 Tage dauern und das im Frühjahr bei Eis und Schnee, wie damals bei uns.“

Trine fror immer noch. War sie krank? Oder lag es am ausgegangenen Feuer? Prüfend fasste sie die Kacheln an. Sie waren nur noch lauwarm. „Jung, uns´ Ofen is kold. Du schallst Holt noleggen!“ Woraufhin Harm zur Oke (Toter Winkel im Haus) ging, in dem aus der Elbe gefischtes Treibholz trocknete.

„Ausgerechnet jetzt, wo Onkel Clas so spannend erzählt, muss ich für Holz sorgen!“ Der Junge ärgerte sich, griff trotzdem ein paar dicke Äste und ging nach draußen zum Sägebock. Während er handliche Stücke schnitt, dachte er über Viehdriften nach. Was mochten Treiber alles erleben?

Nachdem er Holz im Ofen nachgelegt hatte, fragte er Onkel Clas, der gerade mit Trine die Mannschaftspläne für die kommende Woche besprach:

„Sag mal, was sind das eigentlich für Burschen, die Ochsen über hunderte von Seemeilen treiben?“

„Keine zimperlichen Kerle! Sondern wettererprobte Bauernlummel. Meist treiben sie das Vieh bei schneeigem Vor-Frühlingswetter nach Süden. Trotz der tiefen Temperaturen trägt keiner einen Mantel oder vielleicht sogar Strümpfe. Und das bei einem Marsch von täglich bis zu 25 Kilometern. Im Höchstfall haben sie Kniebundhosen an. Seltener Stutzen ohne Füßlinge. Um ihre Füße zu wärmen, stopften sie sich einfach Stroh in ihre Holzschuhe.

Harm machte große Augen, als er das hörte. Doch es klang alles sehr logisch.

Clas fuhr fort:

„Als wir mit unserer Herde in Wedel ankamen, mussten wir sie in ein Gatter weit vor dem Ort treiben, damit sie sich nicht mit anderen Herden mischte. Dafür gab es auf den Weiden rund um Wedel hunderte von Gatter. Steht der eigentliche Verkauf an, werden die dafür bestimmten Herden auf den Marktplatz unter den Roland getrieben.“

„Und dann?“, wollte der Junge wissen, als ob er demnächst auch ins Ochsengeschäft einsteigen wolle.

„Als abgeschlossen gilt ein Handel, sobald Käufer und Verkäufer das vereinbarte Geschäft auf einer Schreibtafel notiert haben. Bei größeren Geschäften wird die Bezahlung über Hamburger Kaufleute abgewickelt, ansonsten regeln das die Geschäftspartner unter sich.“

Das war alles neu für Harm, der bisher nur mit Schiffen, Fischen und Fähren in Kontakt gekommen war. „Aber interessant ist es schon!“ war sein nachdenklicher Kommentar, bevor er fortfuhr:

„Was haben denn Hamburger auf dem Wedeler Markt verloren? Die sollen doch bleiben, wo sie herkommen!“

Doch Clas belehrte ihn!

„Hamburger Kaufleute können lesen, schreiben und rechnen. Im Gegensatz zu unseren Leuten und den meisten Viehhändlern. Die brauchen jemanden, der nicht nur schriftkundig ist, sondern der es versteht, größere Geldgeschäfte abzuwickeln! Das können nur Hamburger.“

Harm drängte noch eine Frage:

„Onkel Clas, wenn sich Käufer und Verkäufer nun nicht einig werden? Was dann?“

In diesem Augenblick war Harm ans Fenster getreten, um ein paar vorübergehenden Mädchen nachzugaffen. Deshalb fragte Clas Stehr amüsiert: „Hörst Du mir eigentlich noch zu?“

Erst nachdem sich Harm wieder umgedreht hatte, antwortete Clas: „Streitigkeiten werden durch ein Schiedsgericht unter dem Roland, also unter blauem Himmel, entschieden.“

Harm grübelte einige Zeit über das Gehörte, bevor er weiter fragte: „Wenn ein Viehhändler seine Tiere verkauft hat, dann hat er doch einen Batzen Geld eingenommen! Wie kriegt er das heil nach Hause? Du hast gesagt, dass manche 30 Tage gebraucht haben, nach Wedel zu kommen! Dann brauchen sie doch auch 30 Tage für den Weg nach Hause.“

„Das stimmt nicht ganz, denn die Viehzüchter selbst reiten auf edlen Pferden. Die sind natürlich schneller zu Hause als ein Bursche, der zu Fuß geht. Aber in der Tat ist es ein großes Problem, den Verdienst heil nach Hause zu bringen. Denn leider gibt es viel zu viele Spitzbuben, die danach trachten, Reisende auszurauben! Darum schließen sich Viehhändler zu Gruppen zusammen, um unbeschadet zu Hause anzukommen.“

Nachdem der alte Fahrensmann einen weiteren Schluck getrunken hatte, fuhr er fort: „Nun aber mal was anderes: Am Heer- oder Ochsenweg gibt es tausende von Grabhügeln. Das könnt Ihr Euch überhaupt nicht vorstellen. Manche sagen, dass es die Gräber von Riesen sind. Oft liegen die Hügel wie die Perlen einer Kette am Weg. Einer hinter der anderen. In Stenderup erzählte man mir, dass in einem dieser Gräber ein reicher König mit seiner Frau bestattet sei. Der mächtige Grabhügel ist von den Gefolgsleuten des Verstorbenen mit Helmen aufgeschüttet worden, sagten die Leute. Jeder durfte nur einen einzigen Helm voll Erde auf das Grab seines Herrn schütten. Um einen Hügel von dieser Größe entstehen zu lassen, muss er eine riesengroße Gefolgschaft gehabt haben!“

Während Onkel Clas wieder zu seinen Treiber-Erlebnissen wechselte, durchfuhr Trine ein neuer Gedanke: „Wegen des Krieges glaub ich nicht, dass es dieses Jahr einen großen Ochsenauftrieb gibt. Ich hoffe aber, dass das Geschäft mit den Rindern nicht ganz einbricht. Das wären zu trübe Aussichten für uns und unsere Fähr.“

„Irgendwie werden wir schon über die Runden kommen,“ vermutete Harm, ging vor die Tür und drückte ein Nasenloch zu, um den Rotz aus dem anderen zu blasen.

„Jung, Du musst noch Wasser holen. Uns' Woteremmers sind all leer!“, wurde er ermahnt, als er wieder in die Kammer trat. Zur Pumpe ging Harm immer gern, weil man dort Leute traf, die Neues erzählten.

Wer hat ein Kind bekommen?

Wem ging es schlecht?

Welches Schiff war überfällig?

Und welches ist gestern aufgekommen?

Was immer die Menschen in Blankenese bewegt, es wurde an der Pumpe verbreitet.

„Na, wat gifft Niges?“ war Omas obligate Frage, wenn er die Dracht (Trageholz) mit den gefüllten Wassereimern in der Küche abstellte.

Denn beinahe jedes Mal brachte er Neuigkeiten mit. Beispielsweise, was sich Major Palme nun schon wieder hat einfallen lassen.

Seit einiger Zeit behielt er einiges für sich.

Das waren die Gespräche mit oder über Mädchen.

Als er wieder ins Haus trat, kam Oma-Trine die Treppe vom Dachboden herunter und hielt ihm etwas Kleines entgegen. „Hier!“ sagte sie und drückte es ihm in die Hand. „Das ist noch von Opa. Du wirst jetzt langsam zum Mann und musst Dich hin und wieder rasieren. Dafür nimmst

Du Opas Rasiermesser. Ich weiß, du wirst es in Ehren halten!“ Stolz klappte Harm das Messer auf und begutachtete es von allen Seiten. Der Stahl war im Laufe der Jahre angelautet, doch es war ein wunderbares Stück. Umgehend suchte er einen Spiegel, um es auszuprobieren.

„Trocken geht nich, Jung. Musst Dich erstmal einseifen. Danach kannst Du Dich rasieren.“

Dieses Rasiermesser wurde Harms Schatz.

Nicht nur, dass es von seinem auf See gebliebenen Opa stammte, nein, mit diesem Geschenk war er zum Mann geworden. Es sollte sein ständiger Begleiter sein. Zur Aufbewahrung musste ihm Oma eine Tasche in den Hosenboden nähen. Direkt über der Gesäßfalte.

Das war die Stelle, an der er es immer bei sich tragen konnte, ohne dass es störte.

Kaum hatte er das Messer erhalten, lief Harm zu seinem Freund ins Nachbarhaus, um den neuen Schatz vorzuführen. Übermütig sprang er aus der Grootdör. Dabei bemerkte er einen Schlag zankender Möwen, der sich flügelnd und kreischend im Nachbargarten tummelte. An die zwanzig Vögel waren es, die mit durchdringenden Schreien versuchten, etwas von dem zu erhaschen, was dort lag.

„Fliegende Ratten“, nannte Oma diese Raubvögel.

Neugierig geworden trat Harm in den Nachbargarten. Dort lag eine Frau auf dem Boden, die einen Beutel Korn in der Hand hielt. Der war beim Fallen aufgegangen. Viele Körner lagen ausgeschüttet auf der gefrorenen Erde. Das also war es, was die Biester anlockte, wie Motten das Licht. Doch was machte die Frau auf der gefrorenen Erde? Man schrieb Februar, es war kalt und schneelig. Sah die Person nicht aus wie Tante Else? Er versuchte sie auf den Rücken zu drehen und aufzuhelfen. Dabei entdeckte er, dass sie eine blutige Wunde am Hinterkopf hatte und wohl schon länger hier gelegen hatte.

Sie war kalt. „Oma, schnell! Tante Else!“ rief er aufgeregt.

Erst nach seinem dritten Ruf trat Trine aus dem Haus, sah, was geschehen war und stürzte zu Else, beugte sich über sie, fasste an ihre Halsschlagader und registrierte, dass sie keinen Puls hatte. Weiter entdeckte sie die blutige Wunde am Hinterkopf:

„Sie ist ermordet worden. Ich glaub sogar, ich kenn den Mörder!“, orakelte sie. Harm schaute ungläubig, während sich immer mehr Menschen um sie scharten.

„Was ist mit Else, Trine?“

Seine Oma richtete sich auf.

„Ich möchte hier nichts sagen, weil manchmal auch Bäume Ohren haben!“ Während sich Trine also weiter in Schweigen hüllte, deutete Harm auf Elses blutige Wunde am Hinterkopf.

„Daran wird sie gestorben sein!“

Doch das war den Nachbarn zu wenig Information. Sie wollten wissen, ob es ein Unfall oder vielleicht sogar ein Verbrechen war.

„Ermordet? Wer war das?“, fragte ein ganz schlauer.

Alle wollten wissen, was wirklich passiert war.

Jemandem fiel ein, dass Elses Mann informiert werden müsse.

„Der Arme. Erst bekommt er die Schwindsucht und jetzt auch noch das! Hoffentlich behält er die Nerven und geht nicht auf den nächstbesten Wütenberger los!“ Er war schließlich bekannt dafür, leicht zu explodieren, egal wer sein Kontrahent war.

Als er am Leichnam seiner Else stand, schwor er mit unnatürlich roten Wangen und erhobener Faust „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“

Dieser alttestamentarische Schwur wurde von einem seiner Hustenanfälle unterbrochen.

Doch wer war der Mörder?

Das Hochfürstlich Württembergische Regiment 218 war nach Cranz auf die südliche Elbseite verlegt worden und die von Buxtehude zu erwartenden Schweden waren noch nicht da! Nach menschlichem Ermessen konnten es also niemand von denen gewesen sein. Allerdings war eine kleine Gruppe der Militärs unter Major Palme im Ort geblieben. Nach vielem Rätselraten stellte

man jedoch fest, dass auch sie mit einem Auftrag abgerückt waren und erst am Abend zurückerwartet wurden. Wer also hatte die gemeine Tat begangen? Das blieb zunächst ein Rätsel.

Noch vor Tagen hatte Trine nicht geahnt, dass zwei ihr nahestehende Menschen sterben würden. Von Trauer überwältigt saß die sonst in sich ruhende Vormannsfrau auf der Treppe zum Oberstübchen, hielt den Kopf in den Händen, weinte still vor sich hin, während ihr graues Haar wie eine Glocke um ihren Kopf hing.

In den folgenden Tagen machte das Gerücht die Runde, dass Palme ein Auge auf Else geworfen habe. Stimmt das? Musste man mit solchen Verdächtigungen nicht vorsichtig sein? „Erzählt das bloß nicht Elses Mann. Wenn der davon erfährt, bringt er Palme um.“ Doch wie konnte man herausbekommen, was hinter dem Gerücht steckte und ob Palme tatsächlich etwas mit Elses Tod zu tun hatte?

Bevor sich die Blankeneser intensiver mit dem Mord beschäftigten, waren weitere schwedische Truppen über den Strom zu holen. Zweihundertzehn Mann zählte der Rest einer Einheit, die aus Verden kam und sich vor den Dänen auf das Nordufer der Elbe zurückziehen wollte. Die Rückführung stand unter Palmes Leitung, der darauf drängte, die ersten Grenadiere schon mit dem Nachthochwasser aus Buxtehude zu evakuieren. Denn die Einheit hatte schwere Verluste erlitten und war in keinem guten Zustand. Die Soldaten mussten also dringend nach Blankenese, Verletzte waren zu behandeln, die Truppe musste sich ausruhen und aufgefrischt werden, bevor sie in neue Kämpfe geführt wurde.

„Eine Nachtfahrt Este-aufwärts, und das ohne Mondschein ist mehr als gefährlich!“ warnten die Fährleute.

„Das kann leicht das Boot kosten!“

Doch Palme wischte das Argument beiseite.

„Wir müssen das Risiko in Kauf nehmen!“ erklärte er kategorisch. Trines Ruderer waren darüber so aufgebracht, dass sie mehrfach zur Ruhe berufen werden mussten. Vorsichtshalber drängte sich Trine zwischen den wütenden Clas Stehr und Palme, weil er dem Major an die Gurgel wollte. Palme war deshalb im Begriff, seine schwere Reiter-Pistole aus dem Gürtel zu ziehen, die Trine zurückdrückte.

Trotz aller Bedenken startete Trine mit dem einsetzenden Nachthochwasser. Leider mit einem sehr nervösen Palme. Er meinte immer wieder befehlen zu müssen, wohin sie ihr Schiff zu steuern habe. Vielleicht, weil er hinter jeder Flussbiegung eine dänische Falle vermutete?

„Sind Sie hier Vormann oder ich?“, blaffte Trine ihn an.

Palme ging nicht auf die freche Bemerkung ein. Doch im Laufe der Fahrt wurde der fahrig Major ruhiger und begann schließlich sogar über Privates zu schwatzen.

„Sie glaubt ja nicht, wie wohl ich mich in Blankenese fühle.

Am liebsten würde ich für immer hierbleiben.

Auch heiraten würde ich gern noch mal.

Wenn ich nur die Richtige fände. So eine wie Else.“

„Wie Else?“ Trine glaubte nicht richtig gehört zu haben.

Aus welchem Grund erwähnte er ihre Nachbarin?

Sie war tot. Das musste der Mann doch wissen.

Aber schon im nächsten Augenblick war ihre Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was mit glucksenden Ruderlauten aus der Dunkelheit auf sie zusteuerte. Auch Palme hatte es gehört und legte sich als Beobachter in den Bug. Noch konnte man den dunklen Schatten nur schemenhaft erkennen, dessen Konturen immer wieder verschwammen. Rasch glitt das schwarze Etwas näher, obwohl man kaum Laute hörte, außer dem leisen Schmatzen eintauchender Riemen und dem Keuchen heftig rudender Männer.

Schließlich meinte Trine zu erkennen, dass der Aufkommer ein Boot voller Menschen sei.

„Etwa dänische Soldaten? Um Gottes Willen!“

Hatten die Kerle ihre Büchsen vielleicht schon auf sie angelegt?

Oder waren es Schweden?

Nachdem Palme leise gerufen hatte, kam die entlastende Antwort. „Gottlob, es sind Schwedische.“

Als sie auf gleicher Höhe waren, empfahl Trine dem Aufkommer halblaut, lieber die Ebbe abzuwarten, um dann erst die Este abwärts zu gleiten. Das sei weniger anstrengend und ging obendrein viel schneller. Doch die Soldaten waren von Angst geplagt, sie könnten Opfer eines feindlichen Überfalls werden. Deshalb ruderten sie mit aller Kraft gegen die auflaufende Flut.

Kurz vor Morgengrauen erreichte Trines Boot Buxtehude.

Auf dem Pier warteten bereits zahlreiche feldmarschmäßig ausgerüstete schwedische Soldaten. Kaum hatte das Boot festgemacht, wollten die Grenadiere in das noch nicht entladene Boot springen.

Doch ein Offizier schaffte Ordnung.

Andere Soldaten hielten die schnell errichteten Schanzen und Barrikaden rund um den Hafen besetzt. Obendrein mussten die dazu gehörigen Erdarbeiten fortgeführt werden.

Nach dem Ent- und wieder Beladen der Fähre war das Stauwasser abzuwarten, um erst mit einsetzender Ebbe zurück nach Blankenese zu fahren. Währenddessen lief Major Palme nervös am Hafenpier auf und ab und fragte ständig:

„Sag sie mir, wann geht es endlich zurück? In Blankenese wartet ein Berg Arbeit auf mich!“ Doch es war wohl mehr die Angst vor den Dänen, die ihn trieb, zurück zum sicheren Nordufer gebracht zu werden.

Schließlich kippte die Tide.

Das war der Zeitpunkt, zu dem Trine mit ihrer übervollen Fähre ablegte. Zurück blieben viele Schweden, die auf eine nächste Fähre warten mussten. Weil die Evakuierung dauern würde, waren vier Schanzen rund um den Pier errichtet worden. Denn man wollte sich bei einem Angriff verteidigen können und den Fährhafen so lange es ging halten.

Erst als die Rückfahrt begann, fiel Palme ein Stein vom Herzen. Er stand neben Trine, schaute auf den Fluss mit seinen Windungen und schwieg zufrieden. Bis er unvermittelt die Bemerkung fallen ließ: „Wie dumm von ihr! Ich hätte ihr doch viel mehr als ihr kranker Mann bieten können! Aber sie war immer nur abweisend. Rundweg abgelehnt hat sie mich.“

Nachdem sich Trine erkundigt hatte, wen er damit meine, kam ein „Ach, schon gut!“ Doch damit war nichts „gut“!

Trine hatte von nun an nur eines im Sinn: Sich noch mehr vor Palme in acht zu nehmen! Auf der Fähre hatte sie ihre Ruderer, die sie beschützten. Zu Hause würde das Harm machen. Doch wer beschützte sie in der Zwischenzeit? Dann kam ihr in den Sinn, dass sie vielleicht durch ihre Vormanns-Aufgabe auf der Fähre geschützt sei. Gute Vormänner gab es schließlich nur ganz wenige. Die musste man hüten, wie einen Augapfel, hieß es, denn sie waren kriegswichtig.

Nach vierundzwanzigstündiger Fahrt kam sie - ohne Pause – zurück nach Blankenese. Die Männer ihrer Besatzung schlichen heim, fiel auf ihr Lager, um nichts anderes als zu schlafen, schlafen, schlafen. Sie konnten einfach nicht mehr. Da hätte auch kein Palme etwas ändern können.

Dem war es sogar recht, dass sich die Fährknechte ausruhten, denn er hatte neue Informationen erhalten und daraus einen Plan entwickelt. Kundschafter hatten ihn gleich nach seiner Rückkehr unterrichtet, dass die Dänen derzeit nicht zu einem Vorstoß auf Buxtehude und die Blankenese-Este-Fähre ansetzten. Das gab ihm Spielraum. Er konnte den Ruderern bei der Rückführung der

letzten schwedischen Einheiten eine Atempause gönnen. Genau das war der Grund, ihnen 24 Stunden Ruhe zu genehmigen.

Doch er hatte noch eine weitere Idee.

Palme hatte verschiedene Boote zusammenziehen lassen, um den Rest der in Buxtehude ausharrenden Einheiten auf einen Schlag zurückzuführen. Damit bei seinem Plan auch wirklich alles klappte hatte er sich entschlossen, die Rückführung vor Ort zu überwachen.

Dafür hatte er in Trines Boot Platz genommen.

Wieso traute er sich mitzufahren, obwohl ein unvorhergesehener Angriff der Dänen die gesamte Fährflotte, vor allem aber ihn in größte Gefahr gebracht hätte?

Als sie Buxtehude erreichten, sahen sie, wie viele schwedische Grenadiere dort noch ausharrten. Sie hatten ihre Kanonen, die Planwagen mit Ausrüstungsmaterial und umfangreichen Nachschubgüter sowie die Pferde auf dem Kai zusammengezogen. Doch Palme winkte ab, als man ihn auf den Rücktransport all der beladenen Wagen und Kanonen ansprach.

„Die können nicht mit den Booten abtransportiert werden, Männer. Das übernimmt eine Spezialeinheit, die jeden Augenblick eintreffen müsste!“

Und in der Tat: Während die Grenadiere die Fähren bestiegen, erschien ein Kommando schwedischer Soldaten, das sich um die schweren Waffen, Wagen, Tiere und Nachschubgüter kümmerte. Erstaunlicherweise konnte man nicht genau identifizieren, zu welcher Waffengattung, vor allem welcher Einheit sie gehörten. Sehr zum Ärger der einzuschiffenden Grenadiere, die sich ungern von Ausrüstung, Munition und Waffen trennten.

„Das alles bekommt ihr in ein paar Tagen wieder!“ versuchte der Major sie zu beruhigen. „Wir müssen die Sachen über Zollenspieker, also über den Osten Hamburgs, auf die Nordseite des Flusses schaffen! Die uns hier zur Verfügung stehenden Fährboote schaffen das nicht!“

Trine nahm noch etwas anderes wahr.

Zwischen der Spezialeinheit, die die schweren Güter zurückführen sollte, wieselte ein Zivilist, der ihr bekannt vorkam.

„War das nicht dieser Speicher-Mensch, der ihren Harm so mies behandelt hatte? Der hieß doch Schu...? Richtig: Schuback oder so!“

Was machte der denn hier?

Das kam ihr mehr als komisch vor.

Im nächsten Augenblick war Schuback schon wieder hinter Kisten und Wagen verschwunden und tauchte nicht mehr auf. Stattdessen kam Palme nach einer Weile hinter genau dem Stapeln hervor, hinter dem Schuback verschwunden war. Vermutlich werden die Beiden zusammen gesprochen haben.

Dann kannten sich die Herren?

Palme kam direkt auf Trine zugesteuert. Hoffentlich hatte er nicht den Verdacht, sie kenne Schuback! Um möglichst harmlos zu wirken, gab sie dem nächsten ins Boot springenden Grenadier Anweisung, wie er sich zu setzen habe und wo Tornister und Gewehr zu verstauen sei. Verwundert schaute der Mann sie an.

„Was hat die Alte hier überhaupt zu sagen!“ mokierte sich einer.

Sie aber fixierte den Angesprochenen mit strenger Miene, damit Palme nur nichts von ihrer vorausgegangenen Beobachtung merkte. Der trat leutselig neben sie:

„Ich werde in Buxtehude bleiben und den Abtransport unserer schweren Ausrüstung überwachen. In ein, zwei Tagen komme ich nach! Der ganze Krempel hier,“ dabei zeigte er auf die Militärgüter, „wird, wie gesagt, über Zollenspieker nach Blankenese gehen. Ich schätze mal, dass die Sachen in drei, vier Tagen dort sein werden. Dort benötige ich Lagerraum, damit alles wettergeschützt untergebracht werden kann. Der muss von der Gemeinde gestellt sein! Melde sie das dem Dorfschulzen.“

Kapitel VI

Natürlich mussten die Blankeneser sowohl die schwedischen Verwundeten wie auch die evakuierten Soldaten aufnehmen, pflegen, beköstigen und – natürlich - die entstehenden Kosten tragen. Einschließlich der zu erwerbenden Fuhrwerke und Gespanne, die die Verwundeten nach Norden abzutransportieren hatten.

Da dafür in der Gemeindekasse kein Roter Heller war, genauso wie in den Haushaltskassen der armen Fähr- und Fischersleute, mussten einmal mehr Kredite aufgenommen werden.

„Wenn man bis über die Halskrause verschuldet ist, wird das Unglück durch ein paar weitere Kredite auch nicht größer,“ ließ sich Trine sarkastisch aus.

Doch der Schuldenberg wuchs während des Krieges zu einem immer höheren Berg, aber der Fährbetrieb lief weiter, so selbstverständlich wie Ebbe und Flut. Doch der Fahrten mit Militärgütern mussten unentgeltlich geleistet werden. Das war die zusätzliche Bürde, unter der die Fährleute, der Pächter und der Landdrost von Pinneberg ächzten.

Einen Tag später kam Major Palme mit den letzten zu evakuierenden Soldaten am Nordufer an und verkroch sich augenblicklich hinter seinem Schreibtisch. Was zum vereinbarten Termin nicht ankam, waren die Kanonen mit dem Nachschub mit allem, was von der „Spezialeinheit“ über Zollenspieker nach Blankenese gebracht werden sollte. „Es werden wohl doch noch ein paar Tage ins Land gehen, bis sie den langen Weg bewältigt haben!“, hieß es.

Als die sogenannte Spezialeinheit nach mehr als drei Wochen immer noch nicht in Blankenese angekommen war, meldete Palme sie bei seinen Vorgesetzten als vermisst. Erste Gerüchte über ihren möglichen Verbleib machten Ende März die Runde. Das war kurz bevor die Rindertransporte begannen.

„Da stimmt was nicht!“, meinte man hinter vorgehaltener Hand. Doch nachdem der Ochsenmarkt (Ochsen nannte man nicht etwa kastrierte Bullen, sondern es war der Oberbegriff für Rinder) begonnen hatte, besaß niemand mehr ein Ohr für den Klatsch um den verschwundenen Konvoi.

In der Tat verursachte der Krieg empfindliche Einbrüche im Ochsengeschäft. Mehr als Dreiviertel der in den Vorjahren aufgetriebenen Tiere fehlten. Außerdem bereitete es Sorgen, die notwendigen Prähme und Ruderboote für die Viehtransporte zu organisieren. Die wurden für militärische Zwecke im Niederelbegebiet benötigt. Nur zwei der Prähme samt Ruderbooten waren der Blankeneser Fährleute geblieben. Doch sie benötigte acht bis zehn Prähme, um innerhalb von sechs Wochen drei- bis fünftausend Ochsen über den Fluss zu setzen. Hinzu kamen die beinahe 300 Männer, die als Ruderer gebraucht wurden. Woher sollte man die nehmen? Wo so viele junge Männer zum Militär gepresst worden waren! Schnell wurde klar: Kriegsbedingt waren so gut wie keine weiteren Prähme im Niederelbegebiet zu aufzutreiben. Da musste Nottelmann schon weite Reisen machen, um die nötigen Fahrzeuge und Männer zu bekommen.

Wie jedes Frühjahr waren auch im Umfeld von Blankenese Gatter errichtet worden, in denen die vom Wedeler Viehmarkt kommenden Herden aufs Übersetzen warten sollten.

Sobald eine Herde auf die Fährleute konnte, wurde ein Junge geschickt, der den im Gatter lungernden Treibern schon von Weitem zurief:

„Ihr könnt übersetzen.“ Daraufhin wurden die Tiere aus dem Pferch durch die Avenue, wie man damals zur Hauptstraße sagte, zum Fährhaus getrieben. Dort fand die Zoll- und Grenzabfertigung statt, die die Foderkaffer für die Verschiffung zu erledigen hatten.

Der Rindertrieb durch Blankenese war jedes Mal ein Aufstand, weil immer wieder Ochsen ausbrachen oder in falscher Richtung durch den Ort irrten. Mit lautem Rufen versuchte beinahe ganz Blankenese, die verirrteten Tiere mit Bretterbarrikaden und Stockschlägen auf den rechten

Weg zu bringen. Dabei gingen die raubeinigen Treiber ziemlich brutal vor. Mit aller Kraft prügeln sie auf die armen Viecher ein, um sie zum Fährhaus und von dort zum Strand und zu einem der Fährprähme zu lenken.

Doch Rinder sind dickfellig.

Außerdem bringen sie mehr als eine halbe Tonne Lebendgewicht auf die Waage. Mit ihren Kilos und ihrer Kraft war es schwer, sie immer dahin zu lenken, wohin sich die Treiber die Tiere wünschten.

War die Abfertigungsprozedur endlich erledigt, trieb man die Ochsen die erst kürzlich wieder hergerichtete „Grube“ zum Strand hinab. Natürlich hatten die Viehjunges ihre Augen dabei nicht immer nur bei den Rindern. Vielmehr hielten sie nach attraktiven Jungfern Ausschau. Und bei jeder halbwegs gut Aussehenden meinten sie, sich produzieren zu müssen. Ein ganz Kühner aus dem Kur-Hessischen verstand es sogar, auf einem der Ochsen zu reiten. Für dieses tollkühne Kunststück flogen ihm die Herzen der Blankeneserinnen und ihr Applaus zu. Doch er konnte wenig mit ihrer Sympathie anfangen, denn ein, zwei Stunden später verließ er Blankenese und würde vielleicht erst im nächsten Jahr wiederkehren. Dann jedoch war längst vergessen, was er Tolles angestellt hatte.

Unten am Strand begann der schwierigste Teil der Treiber-Aufgabe: Es waren jeweils 20 bis 30 Jungochsen auf eine bereitliegende Prahm zu treiben. Während der Beladung schwappte und schaukelte sie, bis sie endlich getrimmt und ruhig dalag.

Irgendwann war man abreisebereit.

Die Fährknechte des Ruderboots, dass die Prahm zog, griffen in Ruderblätter und zogen sie kraftvoll durch. Ihr Vormann kannte die unterstützenden Strömungen des Flusses, trotzdem war jede Fahrt eine riesengroße Plackerei, denn der aus Ruderboot und Prahm bestehende Schleppzug musste die 13 Kilometer messende Strecke nach Buxtehude unbedingt in sechs Stunden geschafft haben. Nach der Zeit kippte die Tide und man hätte mehr als zwölf Stunden bis zur nächsten Flut vor Anker warten müssen. Das jedoch würden die Tiere nicht durchhalten, die in der Zwischenzeit Hunger und Durst bekommen würden und auch nicht gewohnt waren, in dieser Enge und auf schwankenden Planken still zu stehen. Überhaupt: Auf den Bootsfahrten gingen immer wieder Tiere über Bord und waren damit verloren. Manchmal handelte es sich sogar um eine ganze Herde, die auf diese Weise verlorengingen. Ein sehr schmerzhafter Verlust für ihren Besitzer.

Neben der Schufferei in den Ruderbooten hatten auch die Treiber auf den Prähmen anstrengende Aufgaben: Sie mussten die Tiere ruhig halten. Das versuchten sie, indem sie den Ochsen immer mal wieder Wasser oder Futter gaben. Doch die Rinder konnten sich auf dem übervollen Schiffen kaum bewegen, ohne andere ins Wasser zu stoßen. Und jedes Tier, das über Bord ging, war wie gesagt, verloren. Aus der Elbe konnte man sie vielleicht noch retten, aus der Este aber ganz und gar nicht. Dieser Nebenfluss durchlief die verschlickte Ur-Landschaft des Alten Landes. Flussbett und Ufer bestanden aus glitschigem Modder, in dem jeder schwere Gegenstand, jedes Rind unrettbar einsank.

Deshalb war es für jeden Herdenbesitzer wichtig, dass seine Tiere während der Fahrt ruhig gehalten wurden und man alles, was sie nervös machen konnte, vermied. Trotzdem passierte es, dass ein Blitz unvermutet über den Himmel zuckte, ein Hund im falschen Moment bellte oder die auf der Prahm dösenden Treiber ungeschickt oder zu brutal mit den Ochsen umsprangen. Dann drehten die Tiere durch und landeten – wenn man Pech hatte – im Schlick.

Die Fährfahrt nach Buxtehude war also für jeden Viehhändler eine Zeit höchster Anspannung. Damit die Treiber schonend mit den Tieren umgingen, spendierten ihnen einige Herdenbesitzer ein Fass Bier. Damit erreichten sie aber genau das Gegenteil von dem, was sie wollten: Der Alkohol machte die Treiber ungezügelt. Sie grölten, veranstalteten Schabernack und taten alles andere, als die Tiere ruhig zu halten. Dieses Modell funktionierte überhaupt nicht.

Obendrein waren beide Blankeneser Fährprähme in schlechtem Zustand. Mit ihnen war es höchst gefährlich, Sachgüter oder Tiere zu befördern. Schon seit Langem zogen sie Wasser. Denn ihre Seitenwände waren so morsch, dass man sie mit einem Messer durchstechen konnte. Nur die Böden waren in halbwegs gutem Zustand, hatte Schiffszimmermann Fokke Geersen bei seiner letzten Inspektion festgestellt.

„Sag mal,“ fragte Clas Stehr, „warum hat Nottelmann nicht schon längst neue Prähme bauen lassen? Begreift er nicht, dass einer unserer Kähne halb kaputt und der zweite beinahe ganz rott ist? Den sollte er sofort ausmustern.“

„Mensch Clas, Nottelmann kann doch nicht über Reparaturen und schon gar nicht über Neubauten entscheiden. Der ist doch nur ein kleiner Verwalter. Entscheidungen über die Prähme liegen allein beim Landdrost in Pinneberg!“, klärte ihn Trine auf und verkippte die Augen.

Dieser Umstand war auch Major Palme bekannt. Deshalb hatte er schon vor Wochen sofortige Abhilfe vom Landdrost gefordert: „Ich benötige für übergeordnete militärische Zwecke zwei intakte Fährprähme und keine Wracks, wie die, die Er hat. Sorge Er dafür, dass beide unverzüglich voll einsatzfähig sind, sonst muss ich andere Seiten aufziehen!“ Das bedeutete, dass zumindest ein neuer Prahm gebaut werden musste. Aber ein Neubau würde mindestens 700 Reichsthaler kosten. Und obendrein konnte man damit erst im Frühjahr beginnen, weil dann erst das notwendige Holz geliefert wurde.

Die beiden defekten Prähme mussten notgedrungen weiter benutzt werden. Das war die eine Sache. Die andere war, dass man die Fährknechte - weder mit Strenge noch mit gutem Willen zu besserem Benehmen bewegen konnte. Deshalb suchten Foderkaffer wie Viehhändler nach anderen Elbübergängen. Einen fanden sie in Zollenspieker. Die Fähre lag in den Vierlanden, 50 Kilometer östlich von Blankenese. Dort war der Strom nur 500 Meter breit, im Gegensatz zur 13 km langen Strecke bei Blankenese. Das Übersetzen dauerte in Zollenspieker also weniger als eine halbe Stunde und war für Tiere und Treiber um vieles entspannter. Danach konnte man die Rinder – ohne Verluste beim Übersetzen - weiter nach Süden treiben. Eine echte Alternative, auch wenn es für die Ochsentrift 100 Kilometer Umweg oder vier zusätzliche Tage an Wegstrecke bedeutete.

Harm war seit Frühjahr 1713 voll in die Ochsentransporte eingebunden. Und natürlich gehörte er zur Mannschaft des Fährkahns seiner Großmutter. Weil Rudermannschaften wegen der Tide-, Tageszeit- und Wetterverhältnisse häufig in Buxtehude nächtigen mussten, hatte er sein geliebtes Rasiermesser immer am Mann. Hinten in der Hose. Als blonder Jüngling hatte er jedoch keinen starken Bartwuchs und musste sich nur alle drei bis vier Tage rasieren. Er hätte das geschätzte Gerät deshalb auch zu Hause lassen können. Aber wie junge Burschen nun mal sind: Dieses Symbol der Männlichkeit steigert das Selbstwertgefühl. Deshalb führte auch Harm es immer mit sich.

Die Ochsentransporte fanden, wie immer, von Mitte März bis Ende April statt. Danach kehrte in Blankenese Ruhe ein. Doch bevor der Alltag wieder eingetreten war, wartete man darauf, dass der viele Kohschieß von den Wegen gespült wurde und die tributpflichtigen Dörfer damit begannen die Grube, den Abgang zum Strand, wieder instand zu setzen. Darauf hatte Major Palme abermals geachtet, denn der durfte nicht noch einmal so vernachlässigt werden, wie vor seiner Zeit. Nun endlich konnte auch Meister Geersen den maroden Prahm in optimalen Zustand versetzen und einen zweiten auf Kiel legen.

In diese Zeit platzte der Besuch von Oberst Stromberg, Palmes direktem Vorgesetzten. „Ob er kontrollieren will, in welchem Zustand der Abgang zur Fähre ist?“ fragte man sich in Blankenese. Doch es gab noch ein Thema, dass bei den meisten beinahe unbeachtet geblieben war. „Wo

waren die schwedischen Militärgüter, die von Buxtehude über Zollenspieker nach Blankenese gebracht werden sollten?“

Einige hatten vermutet: Die seien den abrückenden schwedischen Soldaten nachgeliefert worden.

Wie man jedoch unter der Hand erfuhr, hatte sich die Militärkolonne auf dem Weg nach den Vierlanden in Luft aufgelöst. Deshalb leitete Stromberg die Untersuchung über deren Verbleib. Unter Eingeweihten hieß es, die „Spezialtruppe“ habe in Buxtehude einen von Stromberg unterzeichneten Befehl vorgelegt. Aus ihm sei zweifelsfrei hervorgegangen, dass sie über Zollenspieker zurückzuführen sei. Außerdem war darin zu lesen gewesen, dass die Blankeneser Fährprähme für schwere Lasten nicht mehr geeignet seien.

Stromberg schäumte vor Wut: „Weder habe ich einen solchen Befehl erteilt noch unterschrieben, Palme. Wo hat er den Wisch? Ich will ihn augenblicklich sehen!“ In seiner Aufregung konnte der Major das Schriftstück trotz eifrigen Suchens nicht finden.

„Was war das für eine Spezialtruppe? Hat er jemals davon gehört? Er dient doch nun schon Jahrzehnte in der schwedischen Armee! So was gibt es nicht, merke Er sich das! Ein für alle Mal: Er als alter Soldat sollte das wissen!“

„Aber Herr Oberst, ich habe die Leute doch mit eigenen Augen gesehen! Sie waren wie unsere Genietruppen uniformiert, nur dass sie um beide Ärmel einen breiten goldenen Ring mit zwei gekreuzten Äxten trugen!“

„Das wird ja immer schöner! Will er mich ins Bockshorn jagen?

Er hat wohl einen Vogel. Was sag ich, einen Bären, den er mir aufbinden will!“ Während er von Stromberg gemaßregelt wurde, wühlte Palme wie ein Maulwurf in den Papierstapeln seines unaufgeräumten Schreibtischs.

„Hier, Herr Oberst, hier ist es!“

Erleichtert reichte er Stromberg den besagten Befehl.

Der alte Schwede starrte auf das Papier, warf es dann mit hochrotem Kopf Richtung Palme und schrie:

„Erstens ist das nie und nimmer meine Unterschrift und zweitens weist das Papier nicht die Formalitäten auf, die ein schriftlicher Befehl der schwedischen Armee haben muss! Das hätte Er doch sehen müssen. Einfaltspinsel.

Ist er nun Major oder nicht?

Dass das eine plumpe Fälschung ist, fühlt doch ein Blinder mit dem Krückstock! Ihm kann man ja wohl alles unterjubeln?“

„Und was nun?“ Stromberg starrte Palme durchdringend an.

„Wie will er unsere Ausrüstung, vor allem aber die wertvollen Kanonen zurückbekommen? Ich verlange augenblicklich einen überzeugenden Plan!“ bohrte der Oberst und blickte Palme zornentbrannt von oben bis unten an.

„Oder soll ich ihn vors Kriegsgericht bringen?“

Palme hatte zunächst mit den Schultern gezuckt. Als aber das Wort „Kriegsgericht“ fiel, überkam ihn Panik:

„Vielleicht sollten wir einen Trupp von Buxtehude nach Zollenspieker schicken! Möglicherweise wissen die Leute an der Strecke, wo die Sachen geblieben sind oder wer sich ihrer bemächtigt hat!“

„Ach, ich soll jetzt wieder mal meinen Kopf dafür hinhalten, dass er geschlafen hat! Er will wohl mit der Wurst nach dem Schinken werfen und zu den verschwundenen Gütern auch noch eine Kompanie Soldaten opfern. Auf meine Kosten. Womit hab´ ich das nur verdient? Hat er eigentlich schon bemerkt, dass das Land südlich der Elbe inzwischen fast ganz von den Dänen kontrolliert wird?“

Nach diesem Donnerschwall von Worten verließ der Oberst das Fährhaus. Palme konnte sich noch nicht mal von ihm verabschieden. Dafür war er ans Fenster getreten und hatte beobachtet,

wie Stromberg wutentbrannt in seinen Zweispanner gestiegen war, den Kutscher anschrie und Richtung Altona davonraste.

Während sich der Oberst und Palme im Fährhaus stritten, war Harm durch die Wittenberger Heide gezogen, um Kienäppel, also Tannenzapfen zum Feuermachen zu sammeln. Selbst als es schummerte, war er immer noch auf der Suche, denn seine Ausbeute war kläglich.

Nachdem die Dunkelheit eingesetzt hatte und Harm immer noch nicht zurückgekommen war, wurde Trine unruhig. Wo mochte der Junge stecken? Ihr Enkel war doch sonst so zuverlässig. Das kam ihr merkwürdig vor.

Nach einsetzen der Nachtschwärze war es müßig nach Tannenzapfen zu suchen. Trotzdem wartete sie, bis die Nienstedtener Kirchturmuhren acht Mal geschlagen hatte. Erst danach bat sie ihre Nachbarn, bei der Suche nach Harm zu helfen. Doch je weiter die Zeit vorrückte, desto größer wurden ihre Ängste. Besonders, nachdem sich die Suche als vergeblich herausgestellt hatte.

Als Trine schließlich doch ins Bett gegangen war, hatte sie lange wach gelegen, sich immer wieder hin und her gewälzt. Wo mochte Harm stecken? Doch dann, mitten in der Nacht, klopfte es an die Fensterscheibe. Es dauerte, bis sie hochgeschreckt war, denn endlich hatte sie sich im Tiefschlaf befunden. Als sie ganz wach war, fiel ihr ein Stein vom Herzen.

Das wird Harm sein, der wieder da ist.

Kaum hatte sie den Fensterflügel ein Stück weit geöffnet, flüsterte eine fremde Männerstimme aus der Dunkelheit:

„Du wirst morgen früh zum Verhör zu Palme bestellt.

Wenn Du Deinen Harm wiedersehen willst, dann vergiss, dass Du Schuback kennst oder ihn jemals gesehen hast!

Also: Keinen Ton über Schuback - sonst ist Dein Harm perdu!“

Kaum war dieser Satz ausgesprochen, huschte die dunkle Gestalt durch den Garten, hinein in die pechschwarze Nacht. Trine hatte leider nicht erkennen können, wer ihr diese erpresserische Botschaft überbracht hatte. Ein Blankeneser war es jedenfalls nicht, den hätte sie erkannt.

Am nächsten Morgen stand tatsächlich ein Bote vor der Tür, der sie ins Fährhaus zu führen hatte. Umgehend.

Dort saßen Stromberg und Palme in dessen Arbeitszimmer.

Beide blickten sie mit strenger Miene an.

Palme steuerte ohne Umschweife auf sein Anliegen zu.

Immer wieder musste sie den Hergang der gemeinsamen Fährfahrten nach Buxtehude und zurück schildern. Wieder und wieder wurde sie nach der vermeintlichen Spezialeinheit befragt, die Fuhrwerke und Kanonen übernommen hatte, um sie über Zollenspieker nach Blankenese zu bringen. Handelte es sich dabei um eine Diebesbande in schwedischer Uniform oder waren es möglicherweise sogar dänische Feinde? Trine konnte sich während des Verhörs nur mit Mühe verkneifen, nicht von Schuback zu berichten.

Leider gab es ihre Nachbarin Else nicht mehr. Mit der hätte sie sich austauschen und vorbereiten können. Else konnte gut zuhören und meist sehr vernünftige Ratschläge geben. Mit wem sollte sich Trine jetzt austauschen?

Stromberg war unzufrieden mit dem Ergebnis des Verhörs, das merkte man. Vermutlich, weil es kein Licht in die Geschichte gebracht hatte.

Im Gegensatz dazu schien Palme die Zufriedenheit selbst zu sein.

Grübelnd ging Trine den Weg nach Hause und dachte darüber nach, ob es wohl Palme war, der ihr den nächtlichen Boten geschickt hatte?

Dann würde er doch auch etwas über den Verbleib ihres Enkels wissen! Was musste sie anstellen, um ihn zum Reden zu bringen? Dazu kam ihr keine Idee. Weiter glitten ihre Gedanken immer wieder zu den verschwundenen schwedischen Kriegsgütern.

Richtig, die waren mit großer Wahrscheinlichkeit versteckt.

Bestimmt steckten Palme und er unter einer Decke.

Bei dem Gedanken kam ihr eine Idee: Wenn sie wenigstens den entlassenen Speicher-Vice fände, dann stieße sie bestimmt auch auf der Spur ihres Enkels. Aber wo mochte Schuback stecken?

Mit diesen Überlegungen ging sie durch ihren Garten und wollte gerade die Küchentür öffnen, als sie auf den Pastor stieß.

„Dach ok, Herr Paster! Wo geit?“ grüßte sie. Der jedoch trug ein Trauergesicht. Stattete er Elses Mann einen Krankenbesuch ab?

Denn mit Knud würde es bald zu Ende gehen, so wie sie den Verlauf seiner Husten-Krankheit einschätzte. Er hatte doch schon die rotleuchtenden Kirchhofsrosen auf den Wangen, das sichere Zeichen für seinen baldigen Tod.

War der Pastor deshalb so niedergeschlagen?

Verblüffenderweise erlebte Trine, dass auch Palme aus dem Bodenraum trat, auf dem der Kranke lag,

Dabei öffnete er seinen obersten Kragenknopf, um sich Frischluft mit dem Dreispitz zuzuwedeln, obwohl die Frühlingstemperaturen noch relativ kühl waren.

„Weiß Sie eigentlich, dass Sie mit einem Mörder unter einem Dach lebt?“, fragte der Major scheinbar beiläufig und fuhr nach einer Weile fort:

„Der Lungenkranke hat dem Pastor und mir eben den Mord an seinem Weib gestanden. Aus Eifersucht will er sie erschlagen haben. Leider können wir ihn nicht mehr bestrafen, denn er hat kaum noch zu leben. Wahrscheinlich wollte er sein Gewissen erleichtern, bevor er vor seinem himmlischen Richter tritt!“

Was Palme nicht zum Besten gab war, dass er den Todkranken vor dem Besuch des Pastors aufgesucht hatte und ihm dabei Medizin versprach, sofern er den Mord an seiner Frau gesteht.

„Überlege er: Ihm kann doch nichts mehr passieren. Bei seiner Krankheit. Aber mit der Medizin wird er vielleicht ein, zwei Monate länger leben!“ Knud wurde schwach und gestand den Mord, den er nicht begangen hatte.

Nach diesem sensationellen Geständnis im „Mordfall Else“ ging der Major zufrieden zurück zum Fährhaus und ließ für Knud „Krons Wunderessenz“ besorgen. Trine war über die unverhoffte Aufklärung der Untat so durcheinander, dass sie es verpasste, Palme nach Harm zu fragen. Hatte sie den Major zu Unrecht verdächtigt?

Das täte ihr leid.

Vielleicht hatte er auch nichts mit dem Verschwinden des schwedischen Kriegsgeräts zu tun?

„Man soll Menschen nie verdächtigen, wenn man keine stichhaltigen Beweise hat!“ nahm sie sich einmal mehr vor.

Dann aber stand ihr das Zusammentreffen zwischen Palme und Schuback vor Augen. Sie hatte beide in Buxtehude hinter den Kisten gesehen. Weiter dachte sie an die erpresserische Mahnung, die ein Unbekannter ihr in dunkler Nacht zugeflüstert hatte. Das alles kam doch nicht von ungefähr!

Niedergeschlagen trat sie ins Haus, um sich einen Tee aufzubrühen. Dabei stieß sie auf Clas Stehr, der mit einer spinnenden Nachbarin schwatzte. „Gut, dass ich Dich treffe, Clas. Ich muss dringend mit Dir reden!“

Er schaute sie fragend an, doch Trine wollte das Gespräch nicht vor fremden Ohren führen.

Deshalb ging sie zielstrebig in ihre Kammer. Clas folgte ihr und schloss die Tür hinter sich. Doch seine alte Freundin ließ sich Zeit mit dem Reden. Deshalb setzte er sich neben sie auf die Bank und begann seine Pfeife zu stopfen. Nachdem sie eine Weile gedankenverloren zugeschaut hatte, fing sie endlich an, sich ihre Sorgen von der Seele zu reden.

„Du weißt ja, dass Palmes Konvoi mit den Kanonen und mehr als 20 Fuhrwerken voller Waffen und Nachschub seit Wochen wie vom Erdboden verschluckt ist. Kein Mensch weiß, wo der Kram geblieben ist. Von einer Einheit unbekannter schwedischen Soldaten soll er abgeholt worden sein und löste sich dabei in Luft auf.

Diesen Konvoi habe ich als eine der Letzten gesehen.

Bewusst habe ich Dir nicht erzählt, was ich dabei beobachtet habe! Weil ich mir keinen Reim auf das Gesehene machen konnte, wollte ich keine Gerüchte in die Welt setzen!“

Trine hielt inne, trank einen Schluck Kamillentee und überlegte, wie sie den Fortgang der Geschichte weitererzählen sollte.

„Weißt Du, mit wem Major Palme geheime Geschäfte macht?“

Sie schieg und schaute Clas ernst an.

„Mit Schuback, diesem Schurken!“

Clas schüttelte irritiert den Kopf.

„Das gibt’s doch nicht!“

Ist das wirklich wahr? Der Speicher-Vice und der Major stecken unter einer Decke? Jetzt wird mir einiges klar!“

In diesem Augenblick traten zwei Grenadiere ins Haus, die nach Knud fragten, dem sie die Wunderessenz zu bringen hatten. „Das wird ihn auch nicht länger leben lassen,“ war Trines Meinung, die sie allerdings für sich behielt.

Nachdem sich Clas gefangen hatte, wechselte Trine das Thema und ging zu Harms geheimnisvollen Verschwinden über.

„Clas Stehr, ich benötige Deine Hilfe! Vorher musst Du aber bei allem, was Dir heilig ist versprechen, dass Du niemandem von der Sache erzählst! Noch nicht! Wenn Palme von dem erfährt, was ich Dir jetzt erzähle, ist mein Harm verloren! Kann ich mich auf Dich verlassen?“ Der nickte, nachdenklich an seiner Tonpfeife saugend, um dann mit einem Befreiungs-Plan herauszuschießen:

„Wir müssen rausbekommen, wo sie den Jungen gefangen halten. Sobald wir das wissen, werden wir ihn in einer Nacht- und Nebel-Aktion befreien!“

„Wunderschön, Clas Stehr. Aber wo steckt er? Wenn Du mir das sagen würdest, wäre alles einfach!“ Verlegen kaute Clas auf seinem Pfeifenstiel. Leider brachte ihm das keine neuen Gedankenblitze.

Nachmittags verbreitete sich die Nachricht, dass Knud, Ehemann der Ermordeten, verstorben sei.

Trine konnte auch in der nächsten Nacht kaum schlafen.

Immer wieder dachte sie an die ums Leben gekommene Else und ihren jetzt verstorbenen Mann, aber noch viel mehr an ihren Harm.

Wo mochte er stecken?

Albträume quälten sie die ganze Nacht.

Immer wieder kreisten ihre Gedanken um diese beiden Themen, bis ihr im Halbschlaf das weit zurückliegende Erlebnis vom Kampf der Krähen mit dem Bussard kam.

„Man muss sich mit Schicksalsgenossen zusammentun, um übermächtigen Feinden zu trotzen,“ war ihre Erkenntnis gewesen. Die Frage war nur, wer ihre Schicksalsgenossen waren, mit denen sie sich verbünden konnte?

Im Augenblick war ihr nur klar, wer ihre Feinde waren.

Plötzlich fiel ihr eine Lösung ein:

Sie könnte sich mit anderen Frauen zusammentun. Nicht mit irgendwelchen, sondern beispielsweise mit den Marktweibern aus Buxtehude. Die strömten an Markttagen aus der Umgebung in die Stadt und wussten eigentlich immer alles, was in ihrer Umgebung passierte. Deshalb würde sie beim nächsten Aufenthalt in Buxtehude mit der alten Marie vom Gemüsestand sprechen. Die kannte sie schon ewig.

„Marie“, bat sie beim nächsten Buxtehude-Aufenthalt, „hör Dich doch mal nach dem verschwundenen schwedischen Militärkonvoi um. Möglicherweise ist er gar nicht Richtung Zollenspieker, sondern nach Süden oder in eine andere Himmelsrichtung gefahren?“ Daneben machte sich Trine daran, nach einer Spur von Harm zu suchen.

Es war schon Mai, als sie von Marie angesprochen wurde. „Du wolltest doch was über den Konvoi wissen!“

Dabei machte die Alte ein verheißungsvolles Gesicht.

„Vielleicht hab' ich was für Dich!“

Trine horchte auf. „Und? Sag schon!“

Kapitel VII

Die Wittenberger Heide liegt keine drei Kilometer flussabwärts von Blankenese und ist ein von Sanddünen, Kiefern und Heideflächen gesprenkeltes Gebiet auf dem Hochufer über der Elbe. Hier sammelten die Blankeneser seit alters her Kienäpfel. Allerdings standen Fichten, Tannen und Kiefern nur an wenigen Stellen. Deshalb war es gut zu wissen, wo diese Bäume zu finden waren. Obwohl Harm die Plätze der Bäume genau kannte, war seine Sammlung diesmal erfolglos.

Er fand kaum Zapfen.

Wahrscheinlich war jemand vor ihm dort gewesen?

Weiter, immer weiter ging seine Suche. Düne aufwärts, Düne abwärts. Die Nase immer tief auf den Boden gerichtet, um auch versteckte Zapfen unter Büschen und Gräsern zu entdecken.

Dabei ließ er seinen Blick nur selten rundum schweifen. Warum auch? Schließlich galt es, ausreichend viele der begehrten Feueranzünder zu finden.

Als er wieder einen Sandhang hinunterrutschte, raschelte es hinter ihm. Noch bevor er sich umdrehen konnte, wurde ihm ein Sack über den Kopf gestülpt. Gleichzeitig packten ihn links und rechts starke Arme. Da nützte auch kein Strampeln. Er konnte nichts sehen, wurde in Windeseile gefesselt und geknebelt und durch das Heidegebiet geschleppt.

Hilferufe waren unmöglich.

Irgendwann warf man ihn auf die Pritsche eines Pferdewagens und ab ging die holprige Fahrt, die Stunden dauern sollte.

Einmal hörte er Stimmen, dann wieder Fuhrwerke und Geräusche von Kühen, Pferden und Hunden. Aber wohin ging es, welchen Weg das Fuhrwerk nahm, konnte er nicht identifizieren.

Wer nur hatte ihn gefangen genommen? Und warum?

Waren es Rissener Burschen, die ihm einen Streich spielten?

Die ihn Gott weiß wo absetzen würden, weil er in ihrem Revier Kienäpfel sammelte?

Wahrscheinlich handelte es sich um einen solchen Streich.

Er hatte nicht feststellen können, wie viele Kerle auf dem Kutschbock saßen und ob der Wagen von einem oder von zwei Pferden gezogen wurde. Das müsste er rausbekommen, um diejenigen später ausfindig zu machen, die ihm diesen üblen Streich spielten.

Als er Stimmen von Passanten hörte, die sich ganz offensichtlich mit dem Kutscher und dessen Nebenmann unterhielten, versuchte er auf sich aufmerksam zu machen. Doch mehr als ein Grunzen brachte er nicht zustande.

„Wir bringen unser Schwein zum Markt nach Uetersen“, erklärte einer auf dem Bock, bevor der Wagen weiter holperte.

„Es sind also zwei, die mich gefangen halten.“

Und die Fahrt geht nach Uetersen!

Endlich weiß ich, wohin!

Oder haben sie das zur Tarnung gesagt?“

Er duselte vor sich hin, ärgerte sich über die vielen Schlaglöcher und Unebenheiten des Wegs, die die Fahrt zur Qual machten.

„Wenn ich die Kerle erwische, Gnade ihnen Gott!“, schwor er immer wieder.

Weitere Racheakte dachte er sich für die Burschen aus, die ihm diesen üblen Schabernack spielten.

„Brrr.“ Die Pferde blieben stehen.

Jemand stieg vom Bock.

Dabei schwankte der Wagen.

Nach einer Weile kam der Mann zurück.

„Wir sollen ihn reinbringen.“

Damit zog er Harm wie einen Hafersack von der Ladefläche und schlug ihn über seine Schulter.

Doch wohin wurde er gebracht? In welches Gebäude?

Als die Schritte seines Trägers zu hallen begannen wusste Harm, dass man in einem Haus war.

Schließlich ging es eine Kellertreppe hinab. Dabei stieß der Mann mit Harm über der Schulter wieder und wieder gegen Wände und Ecken. Manchmal tat es dem Jungen richtig weh.

Im Keller warf man ihn auf die Erde, zog ihm den Sack vom Kopf, entfernte den Knebel. Dann löste man die Fesseln. Als er von allem befreit war, konnte er sich wegen der Schwellungen an Arm- und Beingelenken nicht gleich bewegen. Beim zweiten Versuch aufzustehen durchfuhren ihn höllische Schmerzen. Das war kurz nachdem seine Bewacher den Raum verlassen und die Tür verriegelt hatten.

„Jetzt kann ich abhauen!“, war Harms naiver Gedanke. Deshalb suchte er den finsternen Kellerraum nach Fluchtmöglichkeiten ab.

Doch dazu reichte das spärliche Mondlicht nicht, dass durchs Kellerfenster drang.

Das fiel durch das hoch über ihm angebrachte kleine, vergitterte Fenster. Gegenüber lag die schwere Kellertür.

Es gab eine Holzbank und einen Krug – hoffentlich mit Wasser gefüllt? Er hatte unendlichen Durst.

Mehr Einzelheiten konnte er wegen der Dunkelheit nicht erkennen.

Er versuchte zum Krug zu kommen.

Doch nach der langen Fesselung schaukelte er hin und her. Schließlich schaffte er es.

Zum Trinken setzte er sich auf die Bank und stürzte das kühle Getränk in langen Zügen hinunter.

Aber wie aus diesem Kellerloch entkommen?

Die Tür war aus massiver Eiche, die mit Riegel und Schlössern verrammelt war. Durch sie würde er nicht entfliehen können.

Und durch das Fensterchen?

Er stellte sich auf die Bank und inspizierte es.

Da war auch nichts zu machen:

Es handelte sich um eine quadratische Fensteröffnung, die durch vier starke Holzstäbe versperrt war.

Die waren zum Schutz vor Dieben eingemauert.

Es hatte weder Fensterrahmen noch eine Glasscheibe.

Deshalb war es auch so kühl hier unten.

Durch diese Fensterhöhle gab es also auch kein Entkommen.

„Am besten frag ich mal, wenn jemand kommt.“

Vielleicht hat man mich verwechselt?

Bestimmt wollten sie einen ganz anderen fangen?

Wer sollte schon Interesse an mir haben?“

Am frühen Morgen hörte er Schritte. Schlüssel klirrten. Knarrend ging die Tür auf. Ein

Unbekannter trat ein, brachte ein Stück Brot und einen Eimer für die Notdurft. Doch als Harm

ihn nach dem Grund seiner Gefangenschaft fragte, blieb der Kerl stumm wie ein Fisch. So ging es mehrere Tage. Regelmäßig erhielt er frisches Wasser, etwas zu essen, sein Eimer wurde geleert. Das war alles.

Am dritten Tag wurde ihm endgültig klar, dass seine Gefangenschaft kein Schabernack war, sondern mit Palme oder Schuback und dem verschwundenen Militärkonvoi zusammenhängen musste. Deshalb überlegte er noch einmal alle Fluchtmöglichkeiten. Denn er hatte das Gefühl, unbedingt verschwinden zu müssen, sonst könnte es um ihn geschehen sein. Aber wie? Gab es wirklich keine Fluchtmöglichkeit?

Er könnte den Wärter niederschlagen und dann versuchen abzuhausen.

Aber womit schlagen?

In diesem Raum gab es nichts, womit man schlagen konnte. Außerdem wusste er nicht, wohin die Kellertreppe führte und wie viele Männer oben auf ihn warteten.

Nein, das war keine erfolgversprechende Idee.

Erneut nahm er das Fensterloch unter die Lupe, rüttelte an den Holzstäben. Keiner rührte sich. Dann untersuchte er die Bank - prüfte, ob man sie auseinandernehmen könne, um ihre Einzelteile als Werkzeuge zu benutzen. Auch dabei gab es die Ernüchterung. Sie war so massiv gebaut, dass man sie ohne Werkzeuge nicht zerlegen konnte.

Da saß er nun und wusste nicht weiter.

„Es gibt kein Entkommen,“ lautete sein Resümee!

Er stützte den Kopf in die Hände und hätte vor Wut heulen mögen.

In diesem Augenblick drückte etwas sein Gesäß.

Er veränderte seine Haltung, doch der Druck blieb.

Vorsichtig griff er nach hinten, tastete den Po ab und stieß - auf sein Rasiermesser. Das hatten die Häscher übersehen.

„Prima. Dann kann ich mich wenigstens rasieren“

Doch plötzlich sprang er aufgeregt hoch.

Ihn elektrisierte ein Gedanke:

„Mensch, dass ich daran nicht eher gedacht hab!“, sagte er sich, klappte das Messer auf und begann an einem der hölzernen Gitterstäbe zu schnitzen. Doch das Eichenholz war sehr hart und es dauerte unendlich, bis er die erste Kerbe in einen der vier Stäbe geschnitten hatte.

Vorsichtshalber stellte er die Arbeit wieder ein, weil der Morgen graute und man ihn eventuell sehen oder hören konnte. Er würde warten, bis es wieder dunkelte und erst dann mit seiner Schnitzerei beginnen.

Doch schon nach wenigen Stunden verließen ihn die Kräfte. Er konnte nicht mehr, obwohl der beschnittene Stab erst eine kleine Kerbe hatte. Nun beeilte er sich, die angefallenen Späne zu beseitigen.

Hoffentlich übersah er nichts!

Nach dem Hellwerden wollte er noch einmal alles absuchen und die Späne unter altem Laub vor dem Kellerfenster verstecken.

Die Schnitzarbeiten an den Gitterstäben dauerten vier Nächte.

Vier Nächte, erfüllt von harter Arbeit.

Dafür konnte er tagsüber schlafen.

In der fünften wollte er ausbrechen.

Endlich stand die Nacht der Flucht bevor.

Nach dem Dunkelwerden wartete er noch weitere Stunden, um am ersten Stab zu rütteln. Auch das war eine elende Plackerei. Immer wieder legte er Pausen ein, prüfte, ob jemand auf seinen Lärm aufmerksam geworden war. Doch alles blieb ruhig. Dann stellte er die Bank senkrecht unter das Fenster, kletterte darüber und zwängte sich nach außen. Leider war er mit der Hose hängen geblieben, so dass sie einriss. Aber da war er schon so gut wie aus dem Keller.

Zunächst musste er sich orientieren. Dabei stellte er fest, dass eines der Hausfenster erleuchtet war. In dem Raum werden seine Aufpasser sitzen. An deren Hausseite durfte er also auf keinen Fall vorbeigehen.

Sein Blick streifte über den nachtdunklen Garten.

Er überlegte, in welche Richtung er fliehen müsse!

Das wollte er anhand des Mondstandes herausfinden. Aber der Mond war von Wolken verdeckt. Er erinnerte, dass der Wagen, der ihn gebracht hatte, von der Landstraße in die Zufahrt des Gehöfts abgebogen war. Deshalb versuchte er, durch die zum Hof führende Lindenallee auf die Landstraße zu gelangen. Vorsichtshalber zog er das Rasiermesser aus der Gesäßtasche und steckte es in seine Jacke.

„Zur Not werde ich mich damit verteidigen!“

Kurz vor der Landstraße entdeckte er die schemenhaften Schatten von zwei Männern. Ihre schwarzen Silhouetten waren gut dreißig, vierzig Meter vor der Straße zu erkennen.

Plötzlich unterbrachen sie ihr Gespräch.

Ob sie ihn gehört hatten?

Still blieb er hinter einer Linden stehen und überlegte, ob und wie er an ihnen vorbeikommen könne, denn rechts und links der Lindenallee verliefen Gräben.

Gerade hatten sie ihren Gesprächsfaden wieder aufgenommen.

Teile ihrer Unterhaltung konnte er auf diese Entfernung verstehen.

Vielleicht hätte ihn das nicht interessiert, wenn er nicht Folgendes aufgeschnappt hätte:

„Die Oma von dem Bengel dürfen wir uns noch nicht schnappen, weil sie als Vormann auf der Fähre gebraucht wird!“

„Warum müssen wir dann den Jungen gefangen halten? Ich hab´ keine Lust, wochenlang Kindermädchen zu spielen!“

„Wie lange er hierbleiben soll, hat Palme nicht gesagt. Er will ihn still machen, weil seine Oma und er zu viel über unsere Geschäfte wissen. Doch über kurz oder lang müssen beide verschwinden! Wann das geschehen soll, will er uns rechtzeitig mitteilen!

Zunächst will Palme das große Ding zu Ende bringen!“

„Schau an, Palme hat doch immer wieder neue Ideen!“, kam es von dem Dicken, während der Lange einen lauten Nieser von sich gab.

Vorsichtig zog sich Harm in Richtung Haus zurück, denn an den Wächtern würde er nicht ungesehen vorbeikommen. Leise schlich er zurück zum Haus, immer wieder Blöcke zu den Wachen an der Landstraße werfend. Das war wohl auch der Grund, warum er den Mann nicht sah, der vom Haus geschlichen kam.

Plötzlich packte ihn ein Riesenschreck:

Er fühlte sich mit eisernem Griff umklammert.

Im gleichen Atemzug rief der Kerl seine Kumpäne.

Harm war wie in einen Schraubstock gefangen, obendrein von Alkoholatem und Schweißgeruch umweht.

War die frisch gewonnene Freiheit schon wieder zu Ende?

Dann der Gedanke:

„Das Rasiermesser! Ich muss mein Rasiermesser greifen!“

Mit der Rechten versuchte er in die Jackentasche zu gelangen, was sehr, sehr große Mühe machte, doch er ... !

Beinahe hätte er es geschafft.

Schon hörte er die beiden Wachen rufen, was los sei.

Wenn er das Messer nicht zu fassen bekäme, war es mit der Freiheit aus. Er startete einen letzten Versuch.

Diesmal gelang es.

Nun musste er es aufklappen.

Wie er das hinbekam, erinnerte er später nicht mehr.

Die Schneide kam aus dem Griff.

Damit konnte er dem Mann, der seine Brust und Arme umklammert hielt, tief in die Handrücken schneiden.

Ein paarmal glitt seine Klinge tief in dessen Händerücken.

Der Mann schrie vor Schmerzen auf.

Das war das Zeichen für den Jungen, loszustürmen.

Diesmal weder zurück zum Haus noch zur Straße, sondern über einen Steg und querfeldein über die Wiesen, verfolgt von dem Dicken und dem langen Dünnen, die die Einfahrt bewacht hatten. Schließlich entdeckte Harm das Silberband eines weiteren Grabens.

Es glitzerte im Mondschein, der die Landschaft gerade wieder beleuchtete, weil sich eine Wolke für Augenblicke verzogen hatte.

„Wenn ich es schaffe den Graben zu überspringen, bin ich gerettet!“

Und so war es.

Getrieben von der Angst, erneut in Gefangenschaft zu kommen und dann vielleicht sogar ermordet zu werden, machte er einen Riesensatz von mehr als vier Metern. Trotzdem landete er nur knapp auf der anderen Grabenseite. Wie von wilden Tieren gehetzt krabbelte er die schlammige Böschung des Grabens hinauf, von der er zunächst immer wieder abrutschte.

Das war der Augenblick, indem die beiden ungleichen Wächter schnaufend und prustend den Graben erreicht hatten. Doch sie trauten sich nicht, ihn zu überspringen oder zu durchwaten. Er musste sehr tief sein. Harm hörte ihre aufgeregten Stimmen dicht hinter sich.

Doch die vier Meter Grabenbreite, die vier Meter Abstand retteten ihn - fürs Erste.

Oben angekommen raffte er sich auf und stürmte weiter.

Als er die Weide beinahe überquert und den Waldrand fast erreicht hatte, drehte er sich noch einmal um. Nach Luft ringend registrierte er trotz Dunkelheit, dass die Kerle ihm tatsächlich nicht gefolgt waren.

Kein Schnaufen und Prusten, keine dumpfen Laufgeräusche waren zu hören. Hinter ihm herrschte Stille.

Am Waldrand standen ein paar Pferde unter einem offenen Schauer. Langsam ging er auf die Tiere zu.

„Jetzt ein Pferd haben und damit nach Blankenese reiten!

Damit könnte ich einen riesigen Vorsprung gewinnen.

Und dann von Onkel Clas Ratschläge erhalten, wo und wie ich untertauchen kann, bis die Luft wieder rein ist.

Denn Palme wird umgehend Häscher nach mir schicken.“

Vorsichtig näherte er sich den Zossen.

Ein paar von ihnen traten wie zufällig zur Seite, wichen aus.

Eines am hinteren Zaun blieb stehen, schlug mit dem Schwanz.

Er streichelte zunächst seinen Hals, dann Kopf und Nüstern.

Doch wie sollte er ohne Zaumzeug reiten?

Er ging zu den Pfosten des Schauerdachs und ertastete das Gesuchte tatsächlich an einem Nagel.

Das legte er dem Pferd an.

Inzwischen waren kostbare Minuten verstrichen.

Er wurde immer nervöser.

Denn es gab an anderer Stelle bestimmt eine Brücke oder einen Steg über den Graben, über den seine Verfolger kommen würden. Vorsichtshalber schmiss er das restliche Zaumzeug in das Brombeergesträuch hinter dem Unterstand, damit man es in der Dunkelheit nicht finden konnte. Mit einem Satz schwang er sich auf das Tier. Gleichzeitig versuchte er, die übrigen Pferde aus dem Weidegatter zu treiben.

Tatsächlich gelang es ihm, alle von der Weide zu scheuchen.

Damit verhinderte er, dass man ihn auf Pferden verfolgen konnte.

Ob er den Ritt ohne Sattel bis Blankenese schaffte?

Denn es würde schmerzhaft sein, die Strecke auf einem ungesattelten Pferde-Rücken zurückzulegen.
Aber er musste durchhalten, musste den Verbrechern entkommen und natürlich musste er seine Oma warnen.
Sein größtes Problem aber war, dass er nicht wusste, wo er sich befand! Davon hatte er nicht die leiseste Ahnung.
Die Gegend kam ihm - vor allem bei stockdunkler Nacht - gänzlich unbekannt vor. Doch er fühlte sich auf dem Pferderücken sicherer, kaum dass er aus dem Weidebereich geritten war. Denn endlich konnte er sich am Stand des Mondes orientieren, der eben von einer Wolke freigegeben worden war.
Seine persönliche Position musste weit nördlich von Blankenese beziehungsweise Wedel liegen. Also doch in der Nähe Uetersens?
Der Gaul fiel in Trab.
Nach längerem Ritt begann die Morgendämmerung.
Bodennebel breiteten sich aus.

Falko folgte einem Sandweg, zu dessen linker das Tageslicht durchbrach. Da war also Osten. Vogelgezwitscher kündigte den Morgen an.
Rehe und Wildschweine querten seinen Weg.
Zum Glück begegnete er keinem Menschen.
Schließlich erreichte er ein Dorf.
Als er den Turm der Kirche sah, wusste er, es war Wedel.
Nicht weit von Blankenese.
Doch er konnte es vor Schmerzen kaum noch aushalten.
Der Steiß, die Pobacken und die Innenseiten seiner Schenkel brannten und taten entsetzlich weh. Doch dann fiel ihm ein, wie er sich mit Opas Rasiermesser hatte befreien können. Vorsichtig griff er in die Hosentasche, prüfte, ob es noch da sei.
Herr Gott – wo war das Messer?
Etwa verloren?
Es steckte weder im linken noch im rechten Hosensack. Auch in seiner Jacke nicht. Außerdem hatte seine Hose einen Riss bei der Krabbelelei durchs Fenster erhalten. Den musste Oma nähen. Doch das Messer war auch nicht in der eingenähten Gesäßtasche!
Beim Sprung über den Graben hatte er es wohl verloren.
Hätte er nicht um sein Leben gefürchtet, er wäre sofort wieder umgekehrt, um nach dem wertvollen Erbstück zu suchen. Nun aber galt es, so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, um Oma zu warnen.
„Doch wo verstecke ich das Pferd?“
Seine Überlegung war, den Zossen an einen Ort zu bringen, an dem er nicht auffiel. „Vielleicht wäre das Fährhaus ein geeigneter Platz?“
Doch er entschied sich anders.
„Ich reite zum Strand und binde den Gaul auf dem Vorland hinter einer der Fischerbuden an. Dort fällt er am wenigsten auf und das Tier kann weiden. Es gerät auch nicht in Palmes Blickfeld, der ja weiterhin im Fährhaus residiert.“
Ja, das Vorland war eine gute Idee.
Als er den Gaul festgemacht hatte und sich anschickte, zu Onkel Clas zu schleichen, merkte er, wie schwer ihm das Gehen nach dem ungewohnten Ritt fiel. Kaum, dass er die Beine bewegen konnte. Die Fesselung vor ein paar Tagen und jetzt das sattellose Reiten werden Ursache gewesen sein. Das war zu viel für Rücken, Po und Beine. Doch er biss die Zähne zusammen und humpelte zu Clas, immer darauf achtend, nicht gesehen zu werden. Doch zu dieser frühen Stunde war noch niemand auf den Beinen, geschweige denn unterwegs.
Leise klopfte er ans Kammerfenster, das von seinem Onkel geöffnet wurde. Der war gerade dabei in seine Hose zu steigen.

„Jung, was machst Du denn hier? So früh am Tag?“ stieß er überrascht aus. Harm hielt einen Finger auf seine Lippen.

Danach fragte entsetzt: „Wie siehst Du aus? Kommst Du vom Schlachten?“

Schnell trat er in Clas' Kammer.

Erst jetzt blickte Harm an sich herunter und erkannte, dass Jacke und Hosen über und über mit Blut besudelt waren. Das musste von dem Mann stammen, dessen Hände er zerschnitten hatte. Flüsternd erklärte er Onkel Clas und Tante Metta, was ihm in den letzten Tagen widerfahren war und dass er sich nicht traue, nach Hause zu Oma zu gehen, um sie warnen. Denn er hatte eine Heidenangst vor Palme und dessen Schergen.

„Deine Oma ist nicht zuhause. Sie kommt erst mit der Nachmittagsflut zurück,“ erwiderte der Onkel.

„Onkel Clas, sie ist in Lebensgefahr! Sie ist in allergrößter Gefahr! Wir müssen sie dringend warnen. Ich weiß aber nicht, wie ich das anstellen muss!“

„Ich könnt die Fährjolle nehmen, nach Buxtehude segeln und Deine Großmutter warnen!“ schlug Clas vor. Doch dann kam ihm ein neuer Gedanke: „Besser noch, Du machst es! Ja! Das wäre das Vernünftigste. Dann bist Du weg aus Blankenese! Was hältst Du davon?“

Das war ein guter Vorschlag, auch wenn sich Harm die Jolle unerlaubt nehmen musste. Sie gehörte nämlich zum Fährbetrieb und unterstand Nottelmann. „Und das Pferd bringt mein Clas,“ Clas' Ältester hieß ebenfalls Clas, „zu Behrmann nach Dockenhuden. Das sind Freunde von uns. Auf deren Bauernhof fällt ein weiteres Tier nicht auf.“

Kritisch blickte Clas auf Harm.

„So blutig kannst Du aber nicht rumlaufen, Jung. Wenn Dich einer sieht, denkt er, Vater und Mutter erschlagen! Ich geh mal zu Euch rüber und hol Dir was anderes. Wo finde ich Deine Klamotten?“

Harm druckste.

„Ich hab' nur diese Sachen. Sonst nichts!“

„Dann kriegst Du welche von mir. Die werden Dir zwar zu groß sein.

Aber das macht nichts. In der Zwischenzeit wäscht Tante Metta Deine blutigen Sachen aus!“

Das hörte sich vernünftig an.

Doch Harm dachte weiter: Woher konnte er zu Ersatz-Klamotten kommen? Geld hatte er keines, deshalb konnte er sich weder Hose und Jacke schneiden lassen. Oma war nicht da. Und wenn sie zu Hause gewesen wäre, hätte sie nicht die Zeit gehabt, ihm etwas zu nähen. Deshalb musste er sich irgendwoher gebrauchte Kleidung schnorren. Er würde Tante Metta bei nächster Gelegenheit dazu um Rat fragen. Vielleicht könnte sie in der Nachbarschaft fragen, ob jemand eine alte Hose oder eine gebrauchte Jacke für ihn hat.

Unter Umständen auch ein Hemd. Und tatsächlich: In den nächsten Tagen erhielt Harm eine gebrauchte Jacke, für die er nicht zu zahlen brauchte.

Inzwischen plagten Harm dramatische Gedanken:

„Was wird Palme machen, wenn Oma und ich wieder in Blankenese sind? Dann nimmt er uns bestimmt gefangen.

Und lässt uns hinrichten.

Nach Blankenese können wir also nicht, solange Palme und die Schweden in Blankenese sind.

Und wenn wir in der Fremde bleiben, wovon sollen wir dann leben?

Nach dem, was vorgefallen war, konnte Oma nicht mehr Vormann sein und ich kann meine Lehrzeit bei Möhlmann nicht abschließen!“

Das waren in der Tat düstere Zukunftsaussichten.

„Bevor ganz Blankenese auf den Beinen ist, gehst Du runter zum Strand und versteckst Dich in unserem Bootsschuppen. Einer von uns kommt nachher und sagt, wie es weitergeht.

Lass Dir was von Tante Metta zu essen mitgeben.“

Mit diesen Worten schob ihn Clas aus der Tür. Doch Harm hatte trotzdem noch eine Frage: „Ich habe ja erzählt, dass mir Opas Rasiermesser das Leben gerettet hat. Leider hab´ ich es auf der Flucht verloren. Wenn Du mir was Ähnliches leihen könntest, wäre ich sehr dankbar!“
„Mach Dir man keine Sorgen, ein Messer bringen wir nachher mit!“

Kapitel VIII

Nachdem Trine die Postjolle in Buxtehude festgemacht hatte, ging sie schnurstracks durchs Marschentor zu Maries Gemüsestand. Die alte Frau verkaufte am Ostfleth Rüben, Karotten und Kartoffeln. Mit dem Satz: „Du hest mi nejschierterich mookt!“, begrüßte Trine ihre alte Bekannte und war gespannt auf mögliche Hinweise zum verschwundenen Militärkonvoi.

Vielleicht würde sie damit auch einen Wink bekommen, wo Harm steckte? Doch Marie ließ sich sehr umständlich aus, kam nicht richtig zur Sache.

„Du kennst doch Moisburg?“

Kennst Du nicht? Macht nix.

Um dahin zu kommen, musst Du eine Stunden Este-aufwärts gehen. In die Richtung soll der Militärkonvoi gefahren sein.

Bei Nacht und Nebel.

Vielleicht ist er ja auch weiter als Moisburg gekommen?

Das weiß keiner.“

Trine überlegte: „Maries Aussagen spiegeln genau das wider, was ich vermutet hab´.“ Der Konvoi war also weder nach Osten noch nach Westen, sondern nach Süden gefahren. In der Richtung würde sie suchen müssen.

„Wenn ich die sieben Kilometer nach Moisburg gehe, dauert das hin und zurück etwa zwei Stunden. Plus eine Stunde vor Ort suchen. Das reicht alle Male, um mit der nächsten Ebbe zurück nach Blankenese zu gehen.“ Mit diesem Plan ging sie zu ihrer Jolle, um ihren wartenden Ruderern zu sagen, dass sie erst mit der nächsten Ebbe nach Blankenese fahren werden. Sie habe noch etwas zu erledigen.

Aber welche Entschuldigung konnte sie für den ungeplanten Aufenthalt vorbringen?

Nottelmann würde toben, wenn sie nicht mit dieser Ebbe zurückkäme! Welche Konsequenz könnte ihr unentschuldigtes Zuspätkommen haben? Schließlich wollte sie ihren Arbeitsplatz auf der Fähre auf keinen Fall zu verlieren.“

Minuten schwankte sie.

Was tun?

Dass Harm inzwischen wieder in Blankenese war, wenn auch nur heimlich, konnte sie nicht ahnen.

Als sie am alten Buxtehuder Kloster vorbeilief, wurde sie immer kurzatmiger, obendrein war sie schweißnass. Wieder und wieder wischte sie sich die Stirn mit dem Kleiderärmel ab. Da erst wurde ihr die Schwüle bewusst, die ein Gewitter ankündigte. Darauf war sie dann erst gekommen, nachdem sie die dunkle Wetterwand im Westen entdeckte hatte. Die inspirierte sie zu einer überzeugenden Ausrede: „Wegen des Gewitters konnten wir nicht losfahren. Tut mir leid,“ würde sie sagen.

Doch zunächst musste sie einen Augenblick anhalten, um zu verschnaufen. „Man merkt eben doch das Alter!“, murmelte sie vor sich hin, bevor sie sich den Ruck gab, weiterzugehen.

Nachdem Buxtehudes letzte Häuser hinter ihr lagen, führte sie der Weg auf die Geest, deren Niveau vielleicht zehn oder zwanzig Meter über der Elbmarsch lag. Hier sah die Landschaft wie in Wittenbergen aus. Heideflächen mit Wacholdern und Birken wechselten mit kleinen Fichtenhainen und Sandflächen ab.

Das Donnergerollen des aufziehenden Gewitters ließ sich immer lauter vernehmen. Trine bekam Respekt vor der schwarzen Wolkenwand, die sich näher und näher schob. Noch roch es nach gemähtem Heu. Doch durch die Roggen- und Haferfelder, die östlich des Weges standen,

wogten die Vorboten des Gewittersturms und begannen den Heugeruch zu verwehen. An einigen Stellen wirbelte schon Staub und Laub durch die Luft. Immer mehr Böen fegten über das Land, die erlösende Frische mit sich führten. Doch die Böen wurden zum Sturm. Erste Regentropfen fielen.

Atemlos langte Trine im nächsten Dorf an.

Hier wollte sie sich unterstellen.

Die wenigen Gehöfte lagen im Schatten großer Eichen.

Bewohner waren wegen des aufziehenden Gewitters nicht zu sehen. „Vielleicht sind sie vor dem Gewitter in ihre Häuser geflohen?“

Trine suchte jedenfalls Schutz unter dem Schauer eines Hofes, der Ackerwagen, Pflüge und Eggen vor Wetterunbill schützt.

Er war zwar nach allen Seiten offen, behütete das Gerät aber vor schlimmsten Güssen, die von Blitzen aufgemischt wurden.

Kein Hund hatte ihr Kommen gemeldet, keine Menschenseele hatte sie bemerkt. Dafür rüttelte der ausgewachsene Sturm an Bäumen und Büschen, übertönte jedes andere Geräusch. Er ließ die Pfannen des Schauerdachs klappern, knickte armdicke Äste ab und – sie konnte es kaum glauben: riss die Zweige eines Haselgebüsches herunter, unter dem zwei blaue Wagen zum Vorschein kamen.

Die Farbe der Fahrzeuge verblüffte. Das waren keine Bauernwagen!

„Meine Güte, das sind die gesuchten Militärwagen!“, durchzuckte es sie. Leider konnte sie wegen des Starkregens nicht zu ihnen.

Noch während sie schaute, legte der Sturm einen dritten Wagen frei.

Nachdem sich das Gewitter beruhigt hatte, ging sie durch das Gehölz hinunter zur Este und fand weitere neun Wagen, die offenbar alle zum schwedischen Konvoi gehörten. Jedenfalls fand sie keine andere Erklärung.

Vorsichtig durchstreifte sie das triefnasse Gebüsch des Hains.

Dabei wurde ihr klar, dass sowohl die Ladung der Wagen wie auch die Kanonen in einem der Gehöfte versteckt sein mussten.

„Wenn man mich hier sieht, ist es aus mit mir.“

Das war ihr klar.

Deshalb schlich sie, soweit eine Frau ihres Alters schleichen konnte, geduckt durch die triefnasse Natur, um auf schnellstem Weg zurück nach Buxtehude zu kommen. Aber auf welchem?

Hatte man sie vielleicht schon entdeckt?

In dem Fall würde man sie mit Sicherheit auf der Straße suchen – und dann natürlich auch entdecken. Den direkten Weg zu gehen wäre zu gefährlich. Auch verbot es sich, über die Wiesen des Estetals nach Buxtehude zu laufen. Weil sie auch dort leicht gesehen und verfolgt werden konnte.

Welche Möglichkeit blieb ihr dann? Eigentlich keine!

Schon hörte sie Männerstimmen aus der Esteniederung kommen und – was war das?

Von dem großen Hof mit dem Schauer unter dem sie Zuflucht genommen hatte ebenfalls.

Zusätzlich Hundegebell!

Sie überlegte, ob es nicht vielleicht doch einen Ausweg gäbe, aus dieser verzwickten Situation zu entfliehen.

Unsicher warf sie sich unter nasses Farn. Aber was wäre, wenn sich beide Gruppen in ein paar Minuten hier treffen...?

Wohin sollte sie alte Frau nur fliehen?

Vor sich sah sie eine kleine Senke.

Da hinein rutschte sie.

Dabei scheuchte sie einen Hasen auf, der sich im Gras versteckt hatte. Hoffentlich war seine Flucht nicht ein Zeichen für ihre Verfolger, hier zu suchen. Die Vertiefung, in die gerutscht war, entpuppte sich als überwucherter Graben.

„Nur keine Pflanzen bewegen und immer darauf achten, dass ich mich wie eine Schlange bewege,“ lautete die Mahnung, die sie sich gab. Noch während sie sich durch den Wasser

gefüllten Graben schlängelte, ahnte sie: „Dieser Graben entwässert die Este-Wiesen. Ich muss deshalb zur Este kommen, wenn ich ihn weiter als Rutschbahn benutze.“

Während die Verfolgergruppen aufeinander trafen, die Hunde bellend Trines Witterung aufzunehmen suchten, hatte sie die Este erreicht. Trotz des warmen Maientages fror sie inzwischen so, dass ihre wenigen Zähne heftig aufeinanderschlugen.

Welche Temperaturunterschiede hatte dieser Tag zu bieten: Erst die Schwüle vor dem Gewitter und jetzt das eisige Estewasser! Doch ihr blieb nichts anderes übrig, als sich aus dem Graben in den schnell fließenden Fluss gleiten zu lassen.

Augenblicklich wurde sie von der Strömung mitgerissen, während die Stimmen und Rufe sowie das aufgeregte Gebell der Köter leiser wurden. Wenigstens das. Doch die Kälte zehrte an ihren Kräften.

„Entweder kriegen sie mich und bringen mich um. Oder ich sterbe im eisigen Wasser! Eine andere Möglichkeit gibt es nicht!“

Meist konnte sie im Wasser stehen, doch sie schwamm lieber, versuchte nur den Kopf aus dem Wasser zu halten. Man sollte sie auf keinen Fall entdecken. Die Flussstrecke nach Buxtehude mochte zwar nicht länger als zwei Kilometer betragen. Doch schon nach kurzem Aufenthalt im Wasser merkte Trine, wie sie die letzten Kraft- und Wärmereserven - verließen. Sie wurde immer müder und phlegmatischer, während sie - vom Este-Strom getragen - wegdämmerte.

Als sie erwachte, beugte sich eine ältere Dame über sie.

„Herr des Himmels, ich glaube, sie kommt zu sich!“, flüsterte sie erregt und wandte sich einer zweiten Frau zu, die sich im Hintergrund befand.

„Wo bin ich?“ hauchte Trine kaum verständlich und suchte den dunklen Raum zu erfassen.

Doch das war kaum möglich, denn die Kammer besaß nur ein kleines Oberlicht, das kaum Tageslicht einließ. Die aus Brettern gezimmerten Wände waren unbehandelt.

Der Raum reichte für ein Bett und einen Hocker, auf dem eine Kerze blakte.

„Sie ist in Sicherheit. In der Buxtehuder Pfarrei von St. Petri bei Pastor Kröger!“

Die Antwort machte Trine froh. Gott sei's gelobt!

„Seit wann?“ war ihre nächste Frage, die sie kaum formulieren konnte.

„Vor zwei Wochen wurde sie von ein paar Knechten aus der Este gefischt, die dort angelten.

Zunächst dachten die Männer, sie sei tot. Doch als sie sie ans Ufer gezogen hatten, merkten sie, dass noch Leben in ihr war und brachten sie zu uns ins Pastorat.

Die ersten Tage hat sie auf den Tod gelegen, war total unterkühlt und unglaublich erschöpft.

Hinzu kam eine Lungenentzündung. Aber der Herr hatte nicht vor, sie schon abzubrufen.

Jedenfalls scheint es ihr jetzt endlich besser zu gehen.“

Während das mit gesetzten Worten vorgetragen wurde, kam die zweite mit einer Tasse

Hühnerbrühe, die Trine eingeflößt wurde. „Hühnerbrühe ist das Beste bei Erkältungen!“,

dozierte die Dame, worauf die andere, die offenbar Elisabeth hieß, hinzufügte:

„Das war keine Erkältung, das war eine ausgewachsene Lungenentzündung, meine Liebe! Das ist was ganz Schlimmes.“

Trine konzentrierte sich ganz auf die Löffel mit der Brühe, die ihr zum Mund geführt wurden.

Doch kaum war die Tasse leer, schlief sie erschöpft wieder ein. Vorher hatte sie noch registriert, dass ihre Kleidung an einem Nagel an der Wand hing.

Am nächsten Tag wollte Trine von der Fähre berichten. Doch ihre Sätze waren so

unzusammenhängend und gestammelt, dass die hilfsbereiten Damen nichts begriffen. Nur

„Fähre“ und „Blankenese“ meinten sie verstanden zu haben. „Dann wird sie wohl mit der Fähre gekommen sein!“ rätselten die Helferinnen.

Sofern es seine knappe Zeit erlaubte, besuchte Pastor Kröger sie. Kaum hatte er die knarrende Tür aufgedrückt, folgten seine immer gleichen Sätze:

„Gott hat sie uns gegeben. Gott hat sie gerettet. Wir danken dem Herrn!“ Während er diese Segenswort sprach, registrierte Trine seine stets präsente Alkoholfahne. Es folgten weitere Rede-Stereotypen:

„Wie geht es unserem Schützling denn heute?“

Da Trine noch immer nicht verständlich sprechen konnte, verabschiedete sich der Gottesmann nach einem sehr schnell gesprochenen plattdeutschen Vaterunser:

„Uns Vadder in ´n Heeben!

Laat hillig warrn dien Nom ´n. Laat kaamen dien Riek! Laat warn dien Willen so as in ´n Heben, so ok po de Eerd. Uns ´däglich Brood giv uns vundaag. Un vergiff uns unse Schuld, as wi de vergeben doot, de an uns schüllig sünd. Un laat uns nich versöcht warn. Maak du uns los un frie vun dat Böse. Denn dien is dat Riek un de Kraft un de Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“ Und schon war wieder fort.

Ein paar Tage später waren die beiden Damen Trines Hinweis bezüglich der „Fähre“ nachgegangen. Dafür schickten sie den Kirchendiener zur Anlegestelle, Erkundigungen über die Unbekannte einzuholen. Per Zufall hörte Clas Stehr davon, dem sofort ein Licht aufging.

Die Unbekannte musste Trine sein!!

Ein riesengroßer Stein fiel ihm vom Herzen.

„Hurra, sie lebt.

Das muss ich meinen Männern, vor allem aber Harm erzählen!“, war der alles beherrschender Gedanke.

Der Diener erzählte weiter, dass man Trine aus der Este gefischt habe. Warum und wie sie da hineingefallen und beinahe ertrunken sei, wusste er leider nicht zu berichten. Zu Trines großer Überraschung stand Clas Stehr kurz darauf in ihrer Kammertür.

Natürlich durften die Damen nicht die Wahrheit erfahren. Deshalb erzählte Trine, als sie wieder sprechen konnte, dass sie ins Wasser gestürzt sei, als ihr auf einer Este-Brücke schwindelig geworden war. Auf keinen Fall wollte sie etwas über ihre Entdeckung der schwedischen Militär-Wagen verlauten lassen, noch von der Suche nach ihrem Enkel. Sie hatte panische Angst, Palme oder Schuback könnten davon erfahren. Dann wäre es um Harm und sie geschehen.

Clas vergewisserte sich, dass niemand zuhörte. Dann berichtete er leise von Harms Flucht. „Sie hatten ihn in der Nähe von Pinneberg festgesetzt!“ Es folgte, unter welchen dramatischen Umständen er geflüchtet war.

„Du kannst stolz auf Deinen Enkel sein!“, lautete seine abschließende Einschätzung. Trine fiel ein Stein vom Herzen. Ihr Harm lebte also und war gesund. Ja, sie war stolz auf ihn. Sehr stolz sogar. Schön auch, dass ihm Opas Rasiermesser so gute Dienste geleistet hatte.

Weiter erzählte Clas, dass er Harm wieder auf Möhlmanns Ewer untergebracht habe, der jetzt vor Holland fische.

Den ganzen Sommer über ist er draußen auf See vor den Niederlanden. „Damit ist der Junge erst mal aus Palmes Blickfeld und es kann Gras über die Geschichte wachsen!“

Das war vernünftig, fand sie.

Trine gestand Clas, dass sie wohl noch etwas bleiben müsse, denn so richtig gut gehe es ihr immer noch nicht.

„Das sieht man, Deern!“

„Ich vertreib mir die Zeit mit Warzen besprechen. Auch wenn der Pastor das nicht gern sieht.“

Die einsetzende Ebbe rief Clas zurück auf die Fähre.

„Vertell man nix vun mi - un beseuk mi wedder!“ lautete Trines Abschiedswunsch.

Tatsächlich tauchte Clas drei Tage später wieder auf und brachte ihr eine Handvoll Scharben, echten Blankeneser Stockfisch, mit.

„Damit Du kein Heimweh kriegst!“

Scharben oder Klieschen zählen zu den häufigsten Plattfischen in nördlichen Gewässern. Sie erreichen eine Länge von 30 – 50 Zentimeter, haben aber selten ein Gewicht von mehr als einem Kilo.

Die Blankeneser fingen Scharben nach Altvätersitte, indem sie im seichten Wasser mit nackten Füßen nach im Sand versteckten Fischen tastete und blitzschnell zugriffen, sobald sie eine fühlten.

„Butt pedden“ nennen sie das.

Anschließend nahm man die gefangenen Fische aus, pökelte sie und hängt ihn im Garten auf eine Leine zum Trocknen. Waren sie von der Sonne gedörst, konnte man sie essen. Die Blankeneser bezeichneten sie als besondere Delikatesse.

Als sich Trine sicher war, dass keine weitere Person in der Nähe sei, erzählte sie ihrem Jugendfreund von ihrer geheimnisvollen Entdeckung. „Clas, das alles hab´ ich mit eigenen Augen gesehen. Allerdings ist das schon drei Wochen her. In der Zwischenzeit wird man die Wagen und Kanonen bestimmt fortgeschafft haben!“

Augenblicklich wollte Clas mit seinen Ruderern zum beschriebenen Gehöft, um dort „aufzuräumen“, wie er sagte. Doch Trine riet ihm dringend davon ab. „Sieh mal, die dort hausenden Verbrecher werden schwer bewaffnet sein - im Gegensatz zu Euch. Ihr habt nichts als Eure nackten Fäuste. Außerdem sind dort nicht zwei, sondern viele Bewaffnete. Wie viele weiß ich nicht. Aber es werden wohl zehn sein, die auf das Kriegszeug aufpassen. Und schließlich glaube ich, dass sie schlau genug sind, ihr Raubgut in der Zwischenzeit woanders untergebracht zu haben!“

„Ja, aber...!“

„Kein aber. Du tust, was ich sage. Und damit Schluss!“, herrschte Trine ihn freundschaftlich an. Beim Sprechen hatte sie ihre alte Form zurückgewonnen. Das merkte man. Da Clas´ Rachefeldzug nach diesem Satz für´s Erste vom Tisch war, verabschiedete er sich, versprach dann noch hoch und heilig, bei nächster Gelegenheit wieder vorbeizuschauen.

Nur Augenblicke später knarrte Trines Kammertür ein weiteres Mal.

„Elisabeth bringt frischen Brei!“ vermutete sie, bevor ihr Mund und Nase zugeedrückt wurden und kräftige Arme sie packten. Jemand riss sie vom Lager, wickelte sie in eine Wolldecke und schleppte sie aus dem Haus. Das alles war Sache weniger Augenblicke. Doch wegen des Sauerstoffmangels hatte Trine da schon das Bewusstsein verloren. Sie erwachte erst wieder, als sie gefesselt und geknebelt auf einem Wagen lag, der Gott weiß wohin fuhr.

„Die hilfsbereiten Christenmenschen im Pastorat werden jetzt denken, dass mich Clas nach Blankenese mitgenommen hat. Und ich Undankbare habe mich noch nicht mal für ihre lebensrettende Pflege bedankt.“

Ihr war klar, dass es die Räuber des Konvois sein mussten, die sie entführten. Hinter diesem neuen Verbrechen steckten bestimmt wieder Palme und Schuback. Ganz sicher. Doch was nützte ihr diese Erkenntnis? Viel wichtiger war, ob und wie sie überleben konnte.

„Warum haben mich diese Mordgesellen nicht gleich umgebracht? Gelegenheit dazu hatten sie doch! Aber nein, jetzt entführen sie mich auch noch.“

Was haben sie bloß mit mir vor?“

Diese und andere Gedanken kreisten durch ihren Kopf, während der Pferdewagen weiter und weiter ratterte. Mal im Schritt, dann wieder im leichten Trab, sodass sie auf der Ladefläche nicht nur durchgeschüttelt, sondern auch hin und her geworfen wurde. Zum Glück war es ein warmer Tag, denn sie trug nichts als das Hemd.

Die Wolldecke, in die man sie bei der Gefangennahme gewickelt hatte, war ihr nicht gelassen worden.

Die Fahrt sollte Stunden dauern, so jedenfalls kam es ihr vor.

Nachdem der Wagen endlich hielt, wurde sie in ein Haus geschleppt und dort in einen Verschlag geworfen.

Clas hatte davon gesprochen, dass man auch Harm in einem Keller gefangen gehalten hatte, aus dem er ausbrechen konnte. Vielleicht würde auch für sie die Chance bestehen, zu fliehen? Doch im Moment war sie an Händen und Füßen gefesselt. Wenigstens den Knebel und die Augenbinde hatte man ihr abgenommen.

Es war Abend, als sie Wasser und Brot erhielt. Dafür hatte man ihr die Fesseln abgenommen. Leider bekam sie in der darauffolgenden Nacht Fieber und Schüttelfrost.

Als sie den Wärter fragte, was diese merkwürdige Gefangennahme einer harmlosen alten Frau zu bedeuten habe, antwortete er: „Du bist unser Lockvogel für Deinen Enkel. Unser Chef will Euch beide haben! Lebend!“

Warum, konnte sich Trine denken.

Da sie für die Nacht keine Decke bekam und ihre Kleidung im Pfarrhaus geblieben war, besaß sie fast nichts zum Wärmen. Daraus entwickelte sich abermals eine Lungenentzündung.

Am dritten Tag ihrer Gefangenschaft schloss sie für immer die Augen.

Kapitel IX

Möhlmanns Ewer „Elsabe von Blankenese“ dümpelte in der Nordsee-Dünung vor Holland, während man das Treibnetz Stück für Stück einholte. Bestmann Carl, „Kardel“ genannt, und Schiffsjunge Harm zogen es Meter um Meter an Deck. Dabei pulten sie gefangene Fische aus den Maschen. Das dauerte. Die Heringe, Dorsche, Lachse, Meerforellen, Makrelen und Rotbarsche warfen sie durch ein Luk in die Bunn. So hieß der wasserdurchflutete Kasten im Bauch des Ewers, in dem gefangenen Fische - durch Löcher in der Bordwand - weiter in ihrem Element schwimmen konnten. Durch diese simple Technik war es möglich, den Fang lebend – oder wie sie sagten - „labendich“, auf den Markt zu bringen. Das war der kleine Trick der Blankeneser, mit dem sie sich deutlich von ihren niederländischen Konkurrenten abhoben. Die fingen mit sehr effektiveren Schleppnetzen. Waren sie gefüllt, hieften sie das meist prallvolle Fanggerät per Flaschenzug an Deck, so schwer war oft ein Hol.

Holländische Fänge fielen ungleich größer aus als Blankeneser. Doch in den niederländischen Netzen wurden die Fische so gedrückt, dass sie nur noch tot an Deck kamen und deshalb nicht frisch auf den Markt gelangten. Das war der Grund, warum sie von holländischen Hausfrauen und Kökschen weniger gern gekauft wurden.

Möhlmann hatte sich erst in diesem Frühjahr dazu entschieden, vor Holland und nicht mehr in der Elbe zu fischen. Denn in den Niederlanden waren Fänge zu ganz anderen Preisen abzusetzen als in den Elb-Dörfern und Städten. Dass dies stimmte, hatte er schon im ersten Monat seines neuen Einsatzgebiets festgestellt. „Warum bin ich nicht eher nach Holland gefahren?“, fragte er sich und hätte sich ohrfeigen mögen.

Während der Wind stetig aus Westnordwest wehte und seine beiden Männer die letzten Meter Netz einholten, war Möhlmann dabei, das Deck aufzuklären. Taue mussten aufgeschossen werden, Körbe waren zu stapeln. Danach sollte das Deck gereinigt werden. Doch in diesem Augenblick wechselte der Wind. Das Großsegel schlug, der Rhythmus des sich bewegenden Schiffs änderte sich, der Mastbaum pendelte von Back- nach Steuerbord und wieder zurück. Unverhofft traf er Möhlmann mit dumpfem Schlag am Kopf. Durch den Aufprall wurde der Schiffer über Körbe und Kästen geschleudert und blieb reglos vor einer Winsch liegen. Seine Männer sprangen zu ihm, um zu helfen. Aber wie?

Nachdem sie den Bewusstlosen auf den Rücken gelegt hatten, versuchten sie ihm Wasser einzuflößen. Ohne Erfolg. Dann gossen sie ihm einen ganzen Eimer Wasser über den Kopf. „Sowas hilft immer“.

Doch auch dabei ließ ihr Käpten keine Reaktion erkennen. Schließlich schleppten sie ihn in seine Koje, zogen ihm Seestiefel und Oelzeug aus, versuchten die wachsende Schwellung am Kopf mit nassen Tüchern zu kühlen.

Diese Aufgabe übernahm Harm, während Kardel den Rest des Treibnetzes einholte, es zusammenlegte und den Fang in die Bunn warf. Als das erledigt war, hatte Möhlmann das Bewusstsein immer noch nicht erlangt.

Abends entschlossen sich die Männer, zur Küste zu segeln, um ihren Schiffer zu einem Arzt zu bringen. Doch die Fahrt zum nächsten Hafen würde die ganze Nacht und einen Teil des nächsten Tages dauern.

Als sie ihren Baas am nächsten Morgen anschauten, war er endlich wieder bei Bewusstsein, doch seine Augen quollen aus den Höhlen, er konnte, wie er ihnen zuflüsterte, nicht mehr sehen.

Außerdem trat ihm blutig-wässriger Ausfluss aus Mund, Nase und Ohren. Vorsichtig wischte ihm Harm das Gesicht sauber, um danach erneut die geschwollene Stelle zu kühlen.

In Den Helder kam endlich ein Arzt an Bord und schüttelte bedenklich den Kopf. Möhlmann hatte zwar gemeint, dass er in ein, zwei Tagen wieder an Deck sein könne. Der kopfschüttelnde Doktor war da ganz anderer Ansicht. „Euer Kaptein braucht Ruhe, nichts als Ruhe. Er wird in den nächsten Monaten bestimmt nicht arbeiten können. Wenn er das überhaupt je wieder kann. Denn es steht sehr, sehr ernst um ihn.“

Nach dieser niederschmetternden Diagnose beschlossen die Männer, den Fang schnellstmöglich zu verkaufen, um danach auf direktem Weg nach Hause zu segeln. Auch davon riet der Doktor ab. Es könne unterwegs stürmen, es mochte bewegte See geben, das Schiff würde Lage haben. Dabei würde ihr Kaptein in seiner Koje hin und her rollen, auch nach vorn und hinten. Das sei Gift für ihn. Doch ihnen blieb nichts anderes übrig als nach Hause zu segeln.

Denn sie hatten zu wenig Geld, um länger in Den Helder liegen zu bleiben. Auf der Heimreise überlegte Harm, wie er sich verhalten müsse, wenn sie zurück nach Blankenese kämen? Sicher wäre es besser, sich dort nicht blicken zu lassen. Jedenfalls nicht, solange Palme da wäre.

Nach ruhiger Fahrt bei mäßigem Wind segelten sie die Elbe aufwärts und gingen bei Blankenese vor Anker. Möhlmann wurde von Bord gebracht, während sich Harm bemühte, rüber ins Alte Land zu kommen. Dabei sollten ihm Oma Trine oder Clas Stehr helfen. Doch keiner von beiden war zu finden. Von Clas Frau erfuhr der Junge, dass seine Oma krank im Pastorat der Buxtehuder St. Petri-Kirche läge und Clas sei mal wieder auf einer Este-Tour.

Vorsichtig schlich er zurück zum Strand, wo zufällig ein Nachbar sein Boot fertigmachte, der zur südlichen Elbseite rüber wollte. Er nahm Harm mit. Drüben angekommen erfuhr der Junge auf der Werft, dass Bauer Quast einen Kleinknecht sucht, der ihm bei der Heuernte helfen sollte.

„Das kommt gerade recht!“, dachte Harm und verdingte sich.

„Vielleicht kann ich ja auch länger bei ihm arbeiten?“

Doch als er Gras auf dem Este-Deich mähen und wenden musste, als er immer wieder Blankeneser und Buxtehuder Fährboote vorbeiziehen sah, wurde ihm mulmig.

„Harm, wat mookst du heer? Büst wohl Buer wordn?“, rief einer vom Fährwer und alle im Boot lachten. Wenn das Palme erführe, wäre es um ihn geschehen.

Nein, bei Bauer Quast konnte er nicht bleiben!

So schnell es ging verließ er den Hof.

Zum Glück traf er bald darauf den Buxtehuder Sargtischler, der einen kräftigen jungen Kerl zum Ausheben von Gräbern suchte.

„Auf dem Friedhof, und dann in einem Grab, werde ich wahrscheinlich von keinem Blankeneser entdeckt“, meinte er zuversichtlich. Also fing er bei Sargtischler Pickenpack an zu arbeiten. Der entlohnte ihn für jede einzelne Grabstelle, die er aushob oder zuwarf. Allerdings: Wenn nicht gestorben wurde, gab es auch kein Geld. Immerhin konnte der Junge im Haus des Tischlers schlafen. Auch ergab sich manchmal die Gelegenheit, von seinem Meister bei Holzarbeiten unterwiesen zu werden.

Da er sich sehr gelehrt anstellte, lernte er die Grundfertigkeiten im Umgang mit Holz schnell kennen. Es ging ihm also den Umständen entsprechend gut. Doch eine Frage blieb ungeklärt:

Wo war Trine-Oma? Und wann endlich ziehen die Schweden aus Blankenese ab?

Ein alter Blankeneser berichtete ihm von Oma-Trine, die aus der eiskalten Este gefischt worden war. Mehr als vier Wochen hat sie im Pastorat mit einer Lungenentzündung gelegen. Durch Zufall habe Clas von ihr erfahren und sie besucht. Doch plötzlich war sie nicht mehr da. Sie war wie vom Erdboden verschluckt.

Was mochte geschehen sein?

Wo steckte sie?

An einem sonnigen Nachmittag, Harm mochte schon die dritte Wochen Gräber ausgehoben und genauso viele wieder zugeworfen haben, erlebte er zum ersten Mal einen entspannten Meister Pickenpack.

Sonst war er immer in Eile.

An diesem Tag erzählte ihm Pickenpack tausend Geschichten aus seinem Berufsleben, während Harm schweißtriefend ein offenes Grab zuwarf. Von tief trauernden Hinterbliebenen wusste der Sargtischler zu berichten, wie auch von Scheinheiligen, die zwar traurig taten, sich mit den Verwandten aber schon am Friedhofstor über die bevorstehende Erbschaft zankten. Dann wechselte er zu Erkältungsthemen, die sich so mancher Trauergast bei schlechtem Wetter und zu langem Warten am offenen Grab eingefangen hatte und daran verstorben sei. Eine Geschichte folgte der nächsten.

„Ja, und dann, das mag einen Monat her sein, da ließen wir den Sarg mit einem alten Herrn ins Grab, als uns ´ Pastor plötzlich stockte. Mit weit aufgerissenen Augen meinte er, dass aus dem Sand der Grabsohle eine Hand rage, noch bevor sich der Sarg endgültig ins Grab gesenkt hatte. „Pickenpack,“ rief er, „schau er sofort nach, was es damit auf sich hat!“

Ich wusste, dass er in diesem Augenblick an sich zweifelte, denn er trinkt gern, sehr gern sogar - und immer ein wenig zu viel. Besonders bei schlechtem Wetter, wie an jenem Tag. Bei solchen Wetterlagen war er eigentlich immer im Weinberg des Herrn! Doch je schlechter das Wetter, desto besser seine Predigten. Das sagen alle.“ Pickenpack lachte vor sich hin.

„Wohl oder übel musste ich ins offene Grab springen. Und das bei dem Sauwetter. Was anderes blieb mir ja nicht übrig. Ich musste das Rätsel der herausragenden Hand aufdecken, während die Trauergemeinde über mir ins offene Grab starrte.

Doch ich hatte einen riesigen Schiss.

Oben die Gaffer, die ins Grab zu fallen drohten, unter mir die aus der Erde ragende Hand. Die gehörte, wie sich bei meinem Buddeln herausstellte, einer alten Frau. Ihre Leiche wollte wohl jemand unbemerkt entsorgen.

Aber wer war die Frau und – wer hatte sie vergraben?

In Buxtehude und Umgebung wurde jedenfalls keine Tote vermisst, das wusste ich! Mit bloßen Händen grub ich sie endgültig aus und schaffte den schwächlichen Leichnam nach oben.

Wer sie war, klärte sich bald auf, denn unser Pastor hatte sie höchstselbst gepflegt, nachdem sie halbtot aus der Este gefischt worden war. Im Pfarrhaus war die Besagte, sie wurde Trine genannt, beinahe wieder gesund gepflegt. Doch kurz bevor sie das Haus als genesen verlassen konnte, wurde sie entführt.

Leider konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, wer die Schandtat vollbracht hat! “

Als der Name „Trine“ fiel, hörte Harm abrupt zu schaufeln auf.

Trine? Das war doch seine Oma? Bestimmt.

„Meine Oma!“, stammelte er und schluckte. Als Pickenpack dann auch noch den Leichnam beschrieb, war er ganz sicher: Es musste sich um seine Großmutter handeln.

Auf einmal fühlte sich Harm mutterseelenallein.

Tränen traten ihm in die Augen. Er war ohne Eltern. Jetzt auch noch ohne Großmutter. Wer mochte seine geliebte Oma ermordet haben? „Dem wünsche ich die Pest an den Hals!“

Natürlich war ihm klar, dass Palme oder Schuback hinter ihrem Tod stecken mussten.

„Trine war Deine Oma?“, fragte Pickenpack teilnehmend und legte den Arm um Harms Schultern.

„Tut mir leid, Jung!“

Während er Harm umfasste, flüsterte er weiter: „Deine Oma hatte offenbar das Versteck der gekaperten schwedischen Militärkolonne entdeckt. Um sie zum Schweigen zu bringen, wurde sie aus dem Pastorat entführt und umgebracht.“

Pickenpack schwieg eine Weile, bevor er fortfuhr:

„So wird es gewesen sein.“

Für den nächsten Gedanken holte er tief Luft:

„Noch mal ganz langsam: Sie wurde von der Este-Strömung nach Buxtehude getrieben. Mit anderen Worten: sie muss vor Buxtehude in die Este geraten sein. Und der Militärkonvoi ist oder war wohl genau da versteckt.“

Nachdem man sie im Pfarrhaus aufgepäppelt hatte, wurde sie entführt und kam dabei zu Tode. Wahrscheinlich hat eine Person aus dem Pfarrhaus von ihr erzählt und das ist den Verbrechern zu Ohren gekommen. Oder die Angler konnten ihr Maul nicht halten.

Wer immer es war, einer hat von ihr berichtet.

Dann hat man sich ihrer bemächtigt. Bleibt die Frage, warum sie nicht gleich getötet wurde?

Warum wurde Deine Großmutter nur geraubt, um sie danach beiseitezuschaffen? Auf diese Frage weiß ich keine Antwort.“

Eines aber war dem Meister genau so klar wie Harm:

Der Junge schwebte ebenfalls in Lebensgefahr.

Er musste auf der Hut sein.

Vor Palme. Und natürlich auch vor Schuback und seinen Schergen.

Pickenpack führte seinen Gedanken noch weiter aus:

„In Moisburg ist eine Wassermühle.

Über deren Wehr kann keine Leiche treiben.

Also muss Deine Oma zwischen Moisburg und Buxtehude in die Este gekommen sein. Zwischen den beiden Orten gibt es drei Dörfer.

Vielleicht hat sie in einem davon den verschwundenen Militärkonvoi entdeckt? Falls ja, war das vor mehr als acht Wochen.

Wahrscheinlich haben die Halunken ihren Raub inzwischen woanders versteckt. Jedenfalls würde ich es so machen!“

Das leuchtete Harm ein. Aber wie sollte es weitergehen?

„Meister, am besten, ich beginne sofort mit der Suche nach dem Konvoi.“

„Du machst Deine Friedhofsarbeiten weiter. Sonst gar nichts! Verstanden?“ , lautete die eindringliche Anweisung von Pickenpack. Und nach einer Weile fügte er beschwichtigend hinzu:

„Heute Abend sprechen wir in Ruhe über Deine Zukunft!“

Damit war das Gespräch beendet.

Voller Wut auf Omas Mörder schaufelte Harm das frisch belegte Grab zu. Danach ging er zur nächsten Grabstelle, die neu anzulegen war.

Abends trat er erwartungsvoll an Pickenpacks Esstisch.

Es sollte im Kreis der Gesellen und Knechten knusperige Bratkartoffeln geben. Anschließend würde er vom Meister Vorschläge für sein Verhalten bekommen. Doch der wusste nicht mehr zu sagen als heute früh.

Für die nächsten Tage blieb das Stand der Dinge.

Immer wenn ihn Harm nach den angekündigten Ratschlägen fragte, kam die Antwort: „Ein bisschen musst Du Dich noch gedulden!“

Schließlich gab es einen Durchbruch. Jedenfalls sah es so aus.

Pickenpack hatte einen Toten mit seinem Trauerfuhrwerk zum Friedhof zu bringen, als er einen der schwedischen Militärwagen in der Stadt entdeckte. In einer für Bestatter unangemessenen Eile setzte er den Sarg des Verstorbenen auf dem Friedhof ab und raste wie ein römischer Wagenlenker zurück. Immer die Peitsche knallend, um die Pferde zum noch schnelleren Lauf

anzutreiben. Die Trauerflore, mit denen seine Braunen und der Wagen behängt waren, flatterten im Fahrtwind, wie im Sturm. Doch wo war das schwedische Fuhrwerk, das ihm entgegengekommen war?

So sehr er die Stadt auch absuchte, nirgends konnte er es entdecken. Wie vom Erdboden war es verschluckt.

Vielleicht stand es hinter einer verschlossenen Toreinfahrt?

Oder der Kutscher hatte die Stadt längst verlassen.

Alles war möglich.

Leider hatte er weder Kutscher noch Beifahrer erkannt, sonst hätte er da ansetzen können.

„Wenn der einmal in die Stadt gekommen ist, wird er noch ein zweites Mal kommen!“, war Pickenpacks Meinung. „Also müssen wir die Augen offenhalten, um ihn beim nächsten Mal zu erwischen.“

„Und dann?“, fragte sich Harm. „Was, wenn es uns gelingt, dem Wagen unbemerkt zu folgen und die Räuberhöhle ausfindig zu machen? Was tun wir dann?“

Das war die wichtigste Frage.

„Es muss doch Möglichkeiten geben, das Konvoi-Versteck herauszubekommen!“, überlegte Pickenpack, und strich seinen Schnauzbart.

„Wir könnten fahrende Händler bitten, in den umliegenden Dörfern nach schwedischen Wagen Ausschau zu halten. Dann brauchen wir nicht darauf zu warten, dass einer davon in Buxtehude auftaucht! Was hältst Du davon?“

Das hörte sich schlau an, wenngleich auch dieser Plan nichts darüber aussagte, was man mit dem erworbenen Wissen anfangen konnte.

Pickenpack gehörte zu denen, die Gott und die Welt kannten, nicht nur von Berufs wegen.

Deshalb nutzte er die Gelegenheit, und bat einen Hausierer, nach blauen Wagen Ausschau zu halten. Sollte er einen von ihnen entdecken, würde er eine hübsche Belohnung erhalten.

Der Mann, der sowohl Wollstrümpfe wie auch Beiderwandröcke anbot, kam nach zwei Tagen zurück. Leider ohne etwas entdeckt zu haben. Schade. Eigentlich war es eine gute Idee.

Doch der Sargtischler ließ sich nicht entmutigen.

„Wenn sie den Konvoi samt Kanonen nach Gott weiß, wohin transportiert haben, würde das aufgefallen sein. Einmal der Bevölkerung, vor allem aber den Dänen, die die südliche Seite der Elbe immer fester im Griff hatten. Was werden die Diebe also mit ihrer Beute angefangen haben? Kann man sie überhaupt verhökern?“ Auch diese Frage blieb für sie unbeantwortet.

Täglich hoben Harm und die anderen Knechte Gräber aus oder warfen belegte zu. Das gehörte zu ihrem täglichen Einerlei. Doch kurz vor Sonnenuntergang, an einem herrlichen Augustabend, entdeckten sie ein weiteres schwedisches Fuhrwerk. Es war leicht zu identifizieren, denn es war nicht nur blau, sondern seine Vorderräder waren kleiner als die hinteren. Es kam direkt am Friedhof vorbeigerattert, gerade als Harm und seine Kollegen Spaten, Picke und Schaufeln zusammenpackten, um Feierabend zu machen.

Augenblicklich ließ der Junge seine Arbeitsgeräte fallen und stürmte dem langsam dahinrollenden Wagen nach. Schon hinter der nächsten Ecke gelang es ihm, ihn einzuholen.

Japsend lief er am Wagen vorbei und grüßte den Kutscher mit einem

„Tag auch!“

Dieser Verbrecher von Kutscher tut so harmlos, war sein nächster Gedanke, während Mordgelüste in ihm aufstiegen! Doch äußerlich blieb er ruhig.

„Wohin des Wegs?“ setzte Harm seine Befragung fort und kam sich sehr schlau vor. „Wer will das wissen?“, entgegnete der alte Knecht und hielt sein Gefährt mit einem „Brrrr“ an. Brav blieben die beiden Zossen stehen, während Harm immer noch schwer atmend fortfuhr: „Ich heiß Harm und bin Gehilfe von Sargtischler Pickenpack. Mich interessiert Dein Wagen. Der kommt mir irgendwie bekannt vor!“

Während eines der Pferde pisste, dass es plätscherte und spritzte, erwiderte der betagte Kutscher: „Hab´ Korn zur Mühle gebracht. Fahr jetzt zurück zu meinem Herrn, dem Bauern Detjens in Oevelgönne.“

Nach dieser Äußerung stand Harm wie dumm da.
 Damit hatte er nicht gerechnet.
 Stockend fragte er: „Hat Dein Herr den Wagen neu?“
 „Warum willst Du das wissen?“
 „Interessiert mich eben!“ gab Harm schnippisch zurück, ohne über eine bessere Antwort nachgedacht zu haben. In diesem Augenblick kam einer der anderen Friedhofsknechte vorbei und grüßte den Fuhrmann. „Kennst Du ihn?“ fragte Harm und zeigte auf den Kutscher.
 „Klar. Das ist mein Freund August aus Oevelgönne. Wir kennen uns schon ewige Zeiten!“ Harm wurde durch die Antwort seines Kollegen noch verstörter. Trotzdem hörte er dem Fuhrmann weiter zu:
 „Neulich kamen zwei von diesen Wagen bei uns in Oevelgönne vorbei. Mein Herr sah sie und lobte die Gespanne:
 „So was möchte ich auch wohl haben!“, spaßte er, dachte sich aber nichts dabei.
 „Warum nicht?“, tönte es vom Bock.
 „Wenn Du willst, kannst Du Pferde und Wagen haben! Auf der Stelle!“
 Der Mann auf dem Bock, der diese unerwartete Antwort gab, sah weder wie ein Knecht noch wie ein Kutscher aussah. Dafür schob er einen mächtigen Bauch vor sich her, trug einen Dreispitz und rauchte eine Tonpfeife, die er auch bei dem Gespräch mit meinem Herrn nicht aus dem Maul nahm. Im Gegenteil, als er sprach, wippte sie auf und nieder!“
 Nachdem der Dicke die Vorzüge seines Wagens und der Pferde über den grünen Klee gelobt hatte, zeigte er uns die Gebisse der Tiere, die bewiesen, dass sie wirklich keine drei Jahre alt waren. Trotz seiner Lobeshymnen nannte er einen Schandpreis für die Gespanne, für die man auf jedem Pferdemarkt das Doppelte oder Dreifache hätte zahlen müssen.
 Zuerst dachte ich, er will meinen Herrn zum Besten halten.
 Mein Bauer dachte wohl das Gleiche. Dann fragte er nochmal nach, um ganz sicher zu sein:
 „Hoffentlich ist kein Trick dabei?“
 Doch schlau wie er nun mal ist, hat er zugegriffen!
 Nach der Bezahlung stieg der Dicke mit dem Dreispitz auf den zweiten Wagen und fuhr fröhlich grüßend davon!“
 „Und wohin? Ich mein, in welche Richtung?“
 „eRichtung Moisburg!“
 „Dankel“, murmelte Harm, denn nun war ihm klar, dass es Schuback gewesen sein muss, der eines der Gespanne aus dem erbeuteten Konvoi verkauft hat.

Das Versteck des Konvois musste sich also in der Nähe von Moisburg befinden. Wahrscheinlich sogar noch immer. Diese neue Erkenntnis wollte der Junge nach dem Abendessen mit Meister Pickenpack besprechen. Sofern die anderen nicht dabei wären. Schließlich musste er sehr vorsichtig sein. Denn überall lauerte die Gefahr, dass Schuback etwas zugetragen wurde. Doch Meister Pickenpack wusste in diesen Tagen mal wieder nicht, wo ihm der Kopf stand. Es gab viel zu viele Beerdigungen. Für Harms Probleme hatte er deshalb wirklich keine Zeit.

Kapitel X

Palme war aufgebracht. „Wo steckt Schuback nun wieder? Ich riskiere hier meinen Kopf! Und was macht dieser Dämlack? Lässt Harm entkommen und seine Großmutter sterben. Davon, dass sie unser Beute-Lager ausspioniert hat, will ich gar nicht erst reden! Bestimmt hat sie ihren Freunden davon erzählt!?“
 Das würde mich nicht wundern.
 Aber wenn das rauskommen sollte, bin ich erledigt!
 Warum bloß bin ich nur von Trotteln umgeben, die alles, aber auch alles falsch machen?“
 Wutentbrannt pfefferte Palme, begleitet von ausfallendem Geschimpfe, die auf seinem Schreibtisch liegenden Unterlagen in eine Ecke und feuerte das halb gefüllte Tintenfass samt

Streusandbüchse und Schreibfeder hinterher. Bis ihm plötzlich bewusst wurde, dass im Fährhaus Mithörer wohnen. Augenblicklich wurde er wieder leise.

Deshalb wollte er nachschauen, ob jemand an der Tür lauscht. Urplötzlich riss sie auf. Niemand dahinter.

Daraufhin stürzte er die Treppe hinunter und schrie nach Elske, seiner Geliebten. Als sie ihm endlich gegenüberstand, flüsterte er ihr zu: „Bring mir diesen Schuback. Oder nein, mach einen Termin mit ihm. Drüben auf der anderen Elbseite. Ich muss mit dieser Ausgeburt sprechen!“

Elske war ein gerissenes Weibsstück.

Intelligent, charakterlos und willensstark.

Nicht von Ungefähr hatte sie es geschafft, nach langer Marketenderin-Karriere und Hure die Geliebte Palmes zu werden.

Zunächst folgte sie dem Befehl ihres Liebhabers missmutig, fand dann aber Gefallen an der Aufgabe, weil sie Schuback schon lange eins auswischen wollte. Vom Tag, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren, konnte sie ihn auf den Tod nicht ausstehen. Nun aber gab sie sich Mühe, ihn rasch und risikolos zu informieren, schickte ihm eine Brieftaubennachricht.

Elske plante das Treffen auf der Lüneburger Seite von Finkenwerder. Der südliche Inselteil gehörte zu Hannover, nicht mehr zu Hamburg. Er lag auch nicht im umkämpften Gebiet des Alten Landes, war für Palme also neutrales Ausland und obendrein gut zu erreichen. Dort kannte Elske einen Kätner, der ihr einen Gefallen schuldete. Deshalb würde er leicht zu bewegen sein, seine Hütte für ein Treffen der beiden unterschiedlichen Ganoven zur Verfügung zu stellen. Zwei Tage später ließ sich Palme mit einer Jolle nach Cranz bringen, wo er nach Einsetzen der Dunkelheit ein Pferd mietete, mit dem er unerkannt an die Süderelbe ritt. Von dort ging es per nächtlicher Bootstour zum Treffpunkt „einsame Kate“ in den Süden Finkenwerders. Doch wer nicht da war, war Schuback. Augenblicklich braute sich bei Palme einer seiner gefürchteten Wutanfälle zusammen. „Warum habe ich mich bloß darauf eingelassen, mit diesem unzuverlässigen Kerl Geschäfte zu machen?“

Bei allemächtigster Gelegenheit werde ich ihn ausbooten!

Denn Schuback bringt mich fortlaufend in Gefahr,“ lautete sein zum soundsovielten Mal gefasster Vorsatz.

Mitten in der Nacht klopfte es an der Katen-Tür. Palme sprang aus dem Bett, griff seinen Degen und stand kampfbereit im Zimmer, als Schuback vom Regen durchweicht und mit schuldbewusstem Gesicht in der geöffneten Tür stand.

„Tut mir leid. Ich konnte nicht früher. Ich wurde verfolgt!“

„Verfolgt? Von wem?“, fuhr Palme ihn aufgebracht an und zweifelte, ob das wirklich stimme.

„Das weiß ich nicht. Es können Dänen, vielleicht auch Schweden gewesen sein. Oder Hamburger! Deshalb musste ich mich verstecken und konnte nicht rechtzeitig hier sein!“

„Erzähl er mir nicht diesen Quatsch,“ brüllte ihn Palme an.

„Ich will endlich wissen, warum er die alte Trine gegen meinen Willen ins Jenseits befördert hat. Weiter will ich hören, warum er ihren Enkel noch immer nicht festgesetzt oder ganz zum Schweigen gebracht hat.“

Er weiß doch, dass uns der Junge außerordentlich schaden kann!“

Schuback stand im doppelten Sinn wie ein begossener Pudel da, während das Regenwasser von seiner Kleidung rann und auf dem Stuben-Dielen Pfützen hinterließ. Doch ihm kam keine Antwort über die Lippen!

„Ist er schwerhörig oder will er nicht mit mir reden?“, brüllte Palme noch lauter.

„Leider war die Alte krank, sehr krank sogar. Wochenlang musste sie im Pastorat aufgepöppelt werden. Dann ist es uns gelungen, sie in die Hände zu kriegen. Leider ist sie an Erschöpfung gestorben!“

„Hat er sie wenigstens verhört? Ich meine, einem scharfen Verhör unterzogen und was ist dabei rausgekommen?“

Schuback, der immer noch nass wie ein begossener Straßenköter dastand, zuckte mit den Schultern, nahm seinen Dreispitz vom Kopf und befreite ihn mit einigen Schlägen auf das rechte Hosenbein von Regennässe. „Ich vermute, der Junge steckt irgendwo im Alten Land, vielleicht sogar in Buxtehude. Aber genau weiß ich das nicht!“

„Genau weiß ich es nicht!“, äffte Palme Schuback nach und redete sich in Rage. „Ich will augenblicklich wissen, ob der Konvoi immer noch in dem Versteck bei Buxtehude liegt.“

„Zwei Wagen samt Pferden konnte ich verkaufen. Das Geld hab´ ich mitgebracht!“

„Und an wen hat er die Dinger verhökert? Doch hoffentlich nicht in der Umgebung von Buxtehude, sodass man uns auf die Schliche kommt!“

Schubacks Antwort, wohin er die Wagen verkauft habe, entsprach ganz und gar nicht Palmes Vorstellungen. Im Gegenteil. Er beschimpfte den Dicken als ausgemachten Stümper.

„Ein Narr ist er.“

Von einer Minute auf die andere änderte sich seine Stimmung.

„Unsere Besprechung wird morgen früh mit dem Glockenschlag acht Uhr fortgesetzt!

Verstanden? Sei er diesmal pünktlich!“

Palme war schon früh am nächsten Morgen auf den Beinen. Über Nacht hatte er einen Plan entwickelt, mit dem er Schuback loswerden konnte. Doch als er zum Frühstück aus der Haustür trat, saß Schuback da, umgeben von fünf Männern, alle bis an die Zähne bewaffnet.

„Guten Morgen!“ grüßte Schuback verschlagen lächelnd.

„Nicht dass er sich erschrecke! Aber zur Vorsicht habe ich ein paar meiner Leute mitgebracht!

Man weiß ja nie, ob uns ein Däne übelwill!“

Durch diesen Schachzug war Palme in die Defensive gedrängt.

Der wünschte seinen hinterfotzigen Geschäftspartner im Stillen ins Jenseits. Doch gab er sich einen Ruck und knüpfte an die Unterredung der letzten Nacht an, während er seinen Brei hinunterschlang.

„Er muss Harm unbedingt aus seinem Versteck locken. Sonst mach ich ihm die Hölle heiß! Hat er mich verstanden? Wie immer er das anstellt, ist seine Sache! Doch erfolgreich muss es sein! Ich will diesen Mitwisser endlich loswerden. Koste es, was es wolle. Sonst werden wir beide am Galgen enden. Bis Ende nächster Woche gebe ich ihm Zeit. Dann will ich Vollzug!“ Mit diesen Worten trennte man sich. Allerdings nicht ohne das Schuback ihm das Geld für die beiden verkauften Wagen überreichte.

Auf dem Rückweg überlegte Palme, an wen er die Güter aus dem Konvoi verkaufen könne. Schuback konnte er für diese Aufgabe vergessen. Der würde nie und nimmer Käufern finden. Das Beste wäre, er, Palme, fände jemanden, der Waffen und Ausrüstungen in ein Krisengebiet verkauft. Und zwar per Schiff.

Doch über welchen Hafen müsste man den Transport abwickeln?

Für diesen höchst sensiblen Punkt brauchte er Ideen.

Hätte er die Sache bloß gleich selbst in die Hand genommen, dann stünde er jetzt als gemachter Mann da. In der Tat, Schuback mit dem Verkauf des Konvois zu beauftragen, war ein kapitaler Fehler. Das gestand sich Palme ein - und war zerknirscht.

In den Tagen darauf begann der Major selbst einen Abnehmer der „heißen Ware“ zu suchen.

Wurde so etwas vielleicht im Spanischen Erbfolgekrieg gebraucht?

Da doch bestimmt.

Der Konflikt verheerte halb Europa.

Zum Beispiel Flandern und Brabant, Oberitalien und als Stellvertreterkrieg sogar Nordamerika.

Dort nannte man ihn den „Queen Anne War“.

Noch naheliegender wäre, die deutsche Rheinarmee mit besagten Gütern zu versorgen, denn die marschieren gerade gegen die Franzosen auf. Sie zu beliefern müsste ein Kinderspiel sein!

Eines, das vielleicht sogar Schuback geschafft hätte?

Mit diesem Stoßseufzer und den Worten: „Wenn man nicht alles selber macht,“ schloss er seine Überlegungen. Tatsächlich fand er nach einigem Herumhören Händler, die ein gewisses Interesse zeigten. Doch wie sollten die auffälligen Güter von der Buxtehuder Geest zu einem verschwiegene Hafen kommen, wie verladen werden?

Nach vielen vergeblichen Überlegungen war er schließlich auf einen möglichen Weg gestoßen: „Was, wenn die Ware im Hafen von Borstel im Alten Land auf ein Schiff kommt? Borstel war schließlich nur 15 Kilometer vom Versteck entfernt.

Doch er war entrüstet, als er hörte, was der Borsteler Bürgermeister für eine Verladung von Ware dieser Art haben wollte. Erschwerend kam hinzu, dass er die Summe vorschießen musste. Ob man den Borsteler vielleicht noch drücken konnte? Denn die geforderte Summe hatte er nicht. Bei Verhandlungen mit den Altonaer Kaufleuten tauchte ein weiterer kritischer Punkt auf: Der Kaufpreis für den Konvoi sollte erst bezahlt werden, wenn die Ware beim Abnehmer angekommen sei- und das in einwandfreiem Zustand. Das konnte in England, Spanien oder sonst wo sein, wo er, Palme, überhaupt keine Kontrolle mehr über den Zahlungsweg hatte. Der Major bestand zunächst auf Bezahlung der Ware in Blankenese oder Hamburg. Erst dann würde er liefern. Das wurde abgelehnt. Um den Wünschen der Interessenten entgegenzukommen, versuchte er es mit einer Anzahlung von 50 Prozent, den Rest bei Lieferung. Auch dieser Vorschlag stieß auf wenig Gegenliebe.

Für die Zahlung gab es also keinen Verhandlungsspielraum. Außerdem erlaubte die Sache keinen Aufschub. Denn mit jedem neuen Tag wurde die Situation brenzlicher. Das hieß in diesem Fall, dass die Sanduhr mit seinem Todesurteil immer schneller lief. Trotzdem erbat sich Palme 24 Stunden Bedenkzeit.

Außerdem war da immer noch das ungelöste Problem mit dem Jungen. Wo mochte er stecken? Wenn er ihn nicht augenblicklich ausschaltete, konnte der Bengel ein höchst unangenehmer Zeuge werden. Deshalb war er schnellstmöglich aus der Welt zu schaffen. Und zwar für immer.

„Ich werde ihn schon noch aus seinem Versteck locken.“

Während er das vor sich hinmurmelte, durchdachte er noch einmal seinen Plan. Durch den Buxtehuder Ausrufer wollte er einen jungen Ruderer für die Fähre suchen lassen. Bei Bewährung könne er in absehbarer Zeit sogar zum Vormann aufsteigen, sofern er das Zeug dazu mitbrächte. „Damit werde ich ihn an die Angel kriegen!“, war sein hinterlistiger Gedanke. Er musste grinsen.

Der Ausrufer zog durch die Stadt und verkündete seine Botschaft unter Läuten einer Hand-Glocke in allen Gassen und Twieten. Doch die Botschaft zeigte nicht die gewünschte Wirkung. Zwar meldeten sich ein paar Interessierte. Doch die waren weder jung noch hatten sie das Zeug zum Vormann. Das enttäuschende aber war, das Harm offenbar nicht zu den Bewerbern zählte. „Wäre auch zu schön gewesen, ihn auf diese Weise zu kriegen!“

Nach vierzehn Tagen kam ein Totengräber und fragte, was man als Ruderer und was als Vormann für Kenntnisse mitbringen müsse und - wieviel man verdiene. Doch zu diesem Zeitpunkt war Palme längst wieder in Blankenese. Nur sein Faktotum hatte sich mit dem Bewerber unterhalten. „Was sich manche Leute einbilden,“ schimpfte der gegenüber anderen Fährknechten und schüttelte den Kopf. „Ihr wollt doch wohl keinen Totengräber in Euren Reihen aufnehmen. Das bringt Unglück.“

Als Palme von der missglückten Personalsuche erfuhr, wurde er ungehalten. Um ihn aufzuheitern, erzählte das Faktotum vom Totengräber, der sich bei ihm beworben hat. Dann korrigierte er sich: „Zumindest hat er sich erkundigt, nach welcher Zeit er Vormann wird und wie viel er verdient!“

Während das Faktotum weiter plauderte, räumte Palme seinen Schreibtisch auf. Urplötzlich hielt er inne, starrte seinen Mitarbeiter wutentbrannt an und schrie:

„Was hat er gerade gesagt? Totengräber? War das einer vom Buxtehuder Friedhof? Und den lässt er laufen? Ist er denn des Wahnsinns? Das ist die Spur, die wir suchen! Aber lass er bloß die

Finger davon! Von nun an leite ich die Aktion! Damit er uns nicht wieder durch die Lappen geht.“

Für schnelle Nachrichtenübermittlungen setzte auch Palme Brieftauben ein, die Informationen und Befehle zu Schuback brachten - und umgekehrt. Jetzt erteilte Palme seinem verhassten Partner den Befehl, ihn morgen Nachmittag mit fünf Bewaffneten vom Buxtehuder Fähranleger abzuholen.

Tatsächlich stand Schuback mit seinen Mannen am Anleger. Servil dienerte er um Palme herum. „Guten Morgen, Herr Major. Hier läuft alles wie gewünscht, Herr Major!“ Und in der Tat, er stand mit fünf bewaffneten Männern auf dem Kai, die mit glänzenden Säbeln und geladenen Musketen bewaffnet waren.

„Ich kann weitere vier Fuhrwerke samt Pferden verkaufen! So werden wir einen Wagen nach dem anderen los. Wenn das so weiter geht, sind bald keine mehr da.“

Damit hoffte er sich bei Palme einzuschmeicheln. Doch der Major hätte Schuback am liebsten in der Luft zerrissen oder ihm die Bäckertaufe verpasst. Warum hatte er sich bloß mit diesem Trottel bei einem so heiklen Geschäft eingelassen? „Natürlich verkauft er die Wagen nicht! Schon gar nicht in der Umgebung von Buxtehude. Ist er denn wahnsinnig?

Erst neulich hat er von mir eine Zurechtweisung bekommen, weil er zwei der Fuhrwerke in der Umgebung verkauft hat. Daraus scheint er überhaupt nichts gelernt zu haben.“ Palme fuhr sich mit der Hand über die Stirn und durch sein schütteres Haar.

„Mann, begreift er nicht, dass die schwedischen Wagen von jedermann erkannt werden? Vielleicht wird jetzt schon geforscht, wer sie verkauft hat!“, orakelte Palme.

„Von Schuback, heißt es dann. Der hat ein Diebeslager bei Buxtehude. Da kann man gut und billig Fuhrwerke kaufen. Und dann haben sie ihn bi de Bux. Er kommt vor Gericht und an den Galgen! Kapiert?“

Schuback wollte von diesem höchst unangenehmen Thema fortkommen und versuchte scheinheilig ein anderes anzuschneiden:

„Darf man fragen, warum wir kommen sollten? Was liegt an?“

„Zum Friedhof geht es, wohin denn sonst!“, befahl ihm der Major, worauf der Trupp loszog, von johlenden Gassenjungen begleitet.

Kapitel XI

Zum Glück hatte Clas Stehr seine Ohren überall.

Auch er hörte von der Bewerbung eines Totengräbers bei der Buxtehuder Fähre. „Darüber lacht die ganze Stadt“, wurde ihm erzählt. Stehr schaltete augenblicklich. Der Mann mit dem traurigen Beruf musste jemand sein, der sich für Harm umhört.

Bestimmt war es so, da war er sich ganz sicher.

„Wenn Palme erfährt, dass ein alter Totengräber für einen jungen Mann Erkundigungen einholt, wird er hellhörig. Und wenn er dann richtig schaltet, und ich bin sicher, dass tut das tut, wird er ein paar handfeste Leute zum Friedhof schicken.“

„Meine Güte, ich muss Harm sofort warnen!“, schoss es Clas in den Sinn.

Doch die Zeit bis zur Abfahrt des Fährboots reichte nicht, um zum Friedhof zu laufen und ihn zu wahrschauhen. Außerdem würde es auffallen, wenn er nach Bemerkung des Faktotums fortlaufen würde und sich dadurch die Fähr-Abfahrt um eine Tide verzögerte. Deshalb sprach er die Haushälterin des Pastors an, die zufällig vorbeikam. Sie bat er, Harm schnell eine Nachricht zu bringen.

„Harm arbeitet doch auf dem Friedhof? Oder?“

„Das darf ich nicht sagen!“, kam es verschämt, wobei sie rot wurde! „Musst Du auch nicht! Aber ihm was mitteilen darfst Du doch wohl.“

Leider versäumte es die Haushälterin, Clas' Warnung weiterzugeben. Denn an diesem Tag passierten einfach zu viele aufregende Dinge.

Erst war eine Alte während des Gottesdienstes verstorben. Sie als Haushälterin mußte mithelfen, die Tote ins Pastorat zu schleppen, ihre Angehörige benachrichtigen und sie für die Beerdigung zurechtmachen.

An diesem verrückten Tag wurde der Pastor auch noch zu einer Gefangenen gerufen, die der Hexerei beschuldigt war. Er hatte darauf bestanden, dass ihn seine Haushälterin begleitet. Doch als beide den Gefangenen-Turm erreicht und an das Eichentor klopfen, teilte ihnen der Wärter durch das kleine Torluk mit, dass die „Hexe“ Selbstmord begangen habe.

„Das geschah bestimmt aus Angst vor der Folter!“, resümierte der Geistliche und war froh, dass sein Besuch nicht stattzufinden brauchte. Für die gestresste Pastorenhelferin waren das genug Gründe, die Botschaft an Harm zu verdrängen.

„Nu kiek di dat an. Wat wüllt de denn heer?“, wurde Harm, der auf der Sohle eines mannstiefen Grabes schachtete, vom alten Totengräber gefragt. Er schaufelte den Sand vom oberen Grabesrand weg, den Harm mit der Schaufel nach oben warf. Doch der Junge konnte nicht sehen, was auf dem Weg zum Kirchhof anmarschierte.

„Ich mach das hier noch fertig, dann komm ich hoch und schau mir das Spektakel an!“

Ja, auch er wollte den Grund sehen, der die Straßenjungen johlen ließ. Kaum hatte er sich aus dem Grab geschwungen, erblickte er die Gruppe, die den Friedhofsweg heraufgezogen kam. An ihrer Spitze Palme, der seinen Männern vorauslief. Mehr brauchte er nicht zu sehen. Das genügte.

Wie ein Wiesel ergriff er Jacke und Schaufel, beschwor seinen Kollegen, nichts von ihm zu erzählen und sauste davon. Seine Flucht ging durch die Friedhofshecke und weiter über eine Wiese. Als er sich, verdeckt von einem Baum, umdrehte, erkannte er, dass die Männer seinen alten Kollegen umringten und ihn offensichtlich befragte.

Plötzlich schlug ihm Palme links und rechts ins Gesicht, anschließend prügeln die Landsknechte auf den Alten ein, der unter ihren Schlägen zusammenbrach.

Nach einem Umweg, Harm wollte auf keinen Fall den Friedhofsweg zur Stadt benutzen, traf er mit pochendem Herzen in der Werkstatt bei Meister Pickenpack ein und berichtete, was auf dem Gottesacker passiert war. Immer wieder nach Luft japsend stieß er aus:

„Aber das Grab ist fertig, Meister! Keine Sorge! Erst als wir unsere Arbeit beendet hatten, kamen Palme und seine Leute. Irgendwoher müssen sie erfahren haben, wo ich zu finden sei. Zum Glück konnte ich türmen. Dafür haben sie den Alten halb totgeschlagen.“

Er schaute seinen Meister schweigend an. Um dann hervorzustoßen: „Jetzt weiß ich wirklich nicht mehr, wie es mit mir weiter gehen soll!“

Zunächst war auch Pickenpack wie vor den Kopf geschlagen.

Wo sollte er mit dem Jungen bloß hin?

Hierbleiben konnte er nicht.

Dann fiel ihm sein Bruder ein.

Der lebte zwischen Buxtehude und der Estemündung und besaß einen Frachtkahn, mit dem er Nord- und Ostsee befuhr. Hatte er nicht erst vor ein paar Tagen davon gesprochen, einen Leichtmatrosen zu suchen? Das müsste doch das Richtige für Harm sein, sofern die Heuer nicht schon vergeben war.

Wie auch immer, er schickte den Bengel zum Bruder.

„Bestell ihm einen schönen Gruß,“ rief ihm der Meister noch nach.

Danach zog Pickenpack ein paar kräftige Handwerker aus der Nachbarschaft zusammen. „Falls Palmes Männer frech werden!“

Doch Palme kam allein, fragte, ob hier wohl ein Harm arbeite.

Da sich Pickenpack in der Zwischenzeit eine Gesprächsstrategie zurechtgelegt hatte, fiel es ihm leicht zu antworten. „Ich hatte mal einen Jungen aus Sittensen, der Harms hieß. Aber mit

Nachnamen. Er war nur kurz bei mir, denn er taugte nichts! Sie meinen doch den mit dem schwarzen Haar?“

Palme guckte wütend auf Pickenpack.

Wollte ihn dieser verdammte Sargtischler ins Bockshorn jagen oder war er begriffsstutzig?

Fürs Erste bedankte sich der Major, um zurück zu Schuback und seinen Kumpanen zu gehen, während sich Pickenpacks Nachbarn feixend über den Ausgang des Gesprächs amüsierten, dass sie vom Nebenraum verfolgt hatten.

Harm rannte im Dauerlief nach Estebrügge, um bei Schiffer Pickenpack vorstellig zu werden.

Der sagte, dass er den fehlenden Leichtmatrosen leider schon gestern angeheuert habe.

„Mit Glockenschlag acht sollte er heute früh anfangen,“ und zuckte mit der Schulter.

„Bis jetzt, und wie man sieht, ist es inzwischen die sechste Abendstunde, hat sich der Bengel noch immer nicht blicken lassen. Vielleicht liegt das daran, dass gestern im Gasthof Meyer Danz op de Deel weer. Dabei soll es mal wieder eine kräftige Schlägerei gegeben haben. Ich vermute mal, dass der neue Leichtmatrose kräftig mitgemischt hat und jetzt seine Blessuren oder seinen Kater auskurieren muss. Wenn er bis Klock tein nich da ist, kriegst Du die Heuer und er kann von mir aus zusehen, wo er bleibt.“

Die nächsten Stunden wurden für Harm zur Geduldsprobe.

Immer wieder klopfte er bei Schiffer Pickenpack an und fragte, ob der Leichtmatrose wohl gekommen sei.

„Nee! Noch nich! Teuv man noch ´n beeten. Dat ward schon noch,“ tröstete der.

Harm ging ein weiteres Mal durch den Ort, blickte zum Himmel und zählte Vögel. „Wenn der Schwarm mehr als 50 Vögel hat, krieg ich die Heuer!“ Als er bei zwanzig angelangt war, hatte er erst einen Bruchteil gezählt. „Dann sind es über fünfzig und ich krieg sie!“, jubelte er. Trotzdem wollte er durch immer neue Orakel bestätigt wissen, dass er die Heuer auch wirklich bekäme.

Dabei klang in seinem Inneren ein Kirchenlied, das ihm die Festigkeit gab, sein Wunsch werde erhört: „Mit Gott will ick mien ´n Weg gahn, mit em dörch ´t ganze Leben. Sien Woord schall mi vör Oogen stahn, schall Licht un Kraft mi geben. Sien Woord, dor gah ik nich vun af, dat hol ick wiß as Stütt un Staff, alltieds un allerwegen.“

Die Kirchturmuhre hatte schon vor einiger Zeit zur neunten Stunde geschlagen, als er ein weiteres Mal an Pickenpacks Tür klopfte.

„Der Leichtmatrose hat noch immer nichts von sich hören lassen.“

Von mir aus kannst Du bleiben.“

Das war der erlösende Bescheid.

Trotzdem fragte Harm: „Hab ´ich nun die Heuer?“

Ja, er konnte als Leichtmatrose ins Logis der „Zwei Gebrüder“ ziehen.

„Unsere Fahrt geht morgen früh los!“, hatte ihm der Schiffer noch erklärt. „Ich warte nur noch auf den Moses, den Schiffsjungen, der morgen früh anfangen soll, dann geht es nach Nordenham.“

Am nächsten Morgen stand Hein, der milchgesichtiger Moses, vor der Gangway, und meldete sich zum Dienst. Harm nahm ihn in Empfang. Noch am gleichen Tag ging die Fahrt die Este abwärts nach Altona, wo sie eine Ladung Korn übernahmen.

Leider passierte schon auf der Este das, was passieren musste:

Die Blankeneser Fähre kam auf und Harm wäre um ein Haar von den Ruderern entdeckt worden.

„Das ist noch mal gut gegangen!“, stöhnte er erleichtert, als das Fährboot achterraus verschwunden war. Auch in Altona zeigte er sich so wenig wie möglich in der Öffentlichkeit. Er wollte doch nicht, dass man ihn erkannte und Nachrichten über seinen Aufenthalt zu Palme gelangten.

Nachdem sie die Korn-Ladung übernommen hatten, folgte die Reise nach Elsfleth in der Wesermarsch. Dort war er nun tatsächlich unbekannt.

Mit einem Tjalk wie die „Zwei Gebrüder“ machte segeln Freude. Obendrein konnte man sich überall trockenfallen lassen. Bei Ebbe im Watt oder einem Tide-Hafen. Für Landratten bedeutete das, dass die breite „Zwei Gebrüder“ bei ablaufendem Wasser im Schlick liegen konnte – ohne Schaden zu nehmen. Bei schwerer See lag der Tjalk mit seinen Seitenschwertern stabil in jeder Dünung.

Nur schnell segeln konnte er nicht.

In seinen Freiwachen hatte Harm seinen Spaß mit dem Schiffs-Hund, einem kleinen, weißen Spitz namens Pfiffi. Ihm brachte er allerhand Schabernack bei. „Kunststücke“ sagte dazu. Außerdem nahm er den Moses unter seine Fittiche, damit er die Grundbegriffe des Kochens lernte. Zum Glück stellte sich der Junge gelehrig an. Deshalb unterwies er ihn auch in ausgefalleneren Speisen, wie beispielsweise einem Rochengericht. Das war Harms Lieblingsspeise. Auch lernte der Schiffsjung das Fangen und die Zubereitung von Scharben. Das sie salzig schmeckten, machte sie pikant, denn nach den schweißtreibenden Arbeiten an Deck lechzte jeder Körper nach Salz.

Auf der Rückfahrt hatten sie Mauersteine für Freiburg/Niederelbe an Bord. Damit gerieten sie querab Helgoland in Sturm. Hein wurde seekrank, lag stöhnend in seiner Kojе, während Schiffer Pickenpack und Harm an Deck alle Hände voll zu tun hatten. Den Schiffer plagte obendrein die Sorge, die Steinladung könne verrutschen und den Tjalk in gefährliche Schlagseite bringen. „Das passiert öfter als Du denkst, wenn eine Ladung nicht professionell gestaut ist. Dann übernimmt das Schiff Wasser, was im schlimmsten Fall zum Untergang führen kann.“ Doch alles ging gut.

Bei der in der Elbmündung liegenden Marneplate trafen sie auf eine Brigg, die beim Kreuzen auf Schiet gelaufen war. Sie hatte sich am südlichen Ufer zu weit vom ausgetonnten Fahrwasser entfernt. Sprüschauer fegten über deren Deck. Die Mannschaft konnte von Glück sagen, dass allein das Vorschiff festsaß. Doch da es aufzulaufen begann, sollte es der Besatzung gelingen, die Brigg wieder frei zu segeln. Trotzdem nahm Pickenpack Kurs auf den Havaristen. Vielleicht war Hilfe vonnöten? Als er nach Herkunft und Zielhafen fragte, rief der Kapitän des Havaristen: „Unser Schiff heißt „Ingrid Marie“ und hat Ladung aus Borstel/Niederelbe für Brake an der Weser.“

„Merkwürdig!“, murmelte Pickenpack, „Von Borstel sind doch meist nur Äppels und Birn´ zu transportieren! Und schon gar nicht zur Weser!“

In diesem Augenblick hörte man trotz des Sturms eine Stimme brüllen: „Schnauze! Halt er gefälligst seine verdammte Schnauze!“

„Das Organ kenn ich.“ schoss es Harm durch den Kopf, während ihr Großsegel im Sturm schlug.

„Wenn das nicht Schuback ist!“

Zu Schiffer Pickenpack kreischte Schuback:

„Fahr er weiter! Hau er endlich ab! Wir brauchen keine Hilfe.

Mach er, dass er fortkomme!“

Pickenpack ließ den anderen Käpten trotzdem wissen, dass er vor Anker gehen und warten wolle, bis sich die festsitzende „Ingrid Marie“ wieder freigefahren habe. Doch deren Käpten lehnte das Hilfsangebot noch einmal ab.

Harm hatte sich auf dem Achterdeck der „Zwei Gebrüder“ aufgehalten, sodass er vom festsitzenden Kahn nicht gesehen werden konnte. Das war auch gut so. Als Pickenpack schließlich nach Achtern kam, um eine Mug Tee zu trinken, erzählte ihm Harm, wer sich auf dem festsitzenden Kahn befindet: „Vermutlich Schuback mit seinen Spießgesellen. Das ist der

Verbrecher, der mir schon lange nach dem Leben trachtet und der wahrscheinlich auch meine Oma auf dem Gewissen hat!“

„Das ist ja man ´n komplizierte Situationschön!“ brummelte der Schiffer, womit er zweifelsohne Recht hatte. Doch da ihre Hilfe zwei Mal energisch abgelehnt worden war und vieles dafürsprach, dass die Brigg mit auflaufendem Wasser freikommen würde, entschloss sich Pickenpack seinen Tjalk in den Wind Richtung Cuxhaven zu legen.

„Ich könnte mir vorstellen,“ überlegte Harm laut, „dass Schuback die Militärgüter an die Weser bringen soll und dort auch das Geld kassiert. Ja, so könnte es sein.“ Pickenpack brummelte etwas, was Zustimmung bedeuten mochte, während der blonde Schiffsjunge Hein verständnislos und mit offenem Mund von einem zum anderen glotzte. Wovon wurde da gesprochen?

„Ich werde Omas Tod rächen!!! Koste es, was es wolle. Und ich werde mich für meine Gefangenschaft im Keller bei Pinneberg revanchieren,“ war Harms weiterer Racheschwur. Allerdings sprach er darüber nicht mit seinem Schiffer. Das ging ihn nichts an. Denn eines war klar: Schuback war ein Problem, dass er allein lösen musste!“

In den Tagen darauf erkundigte sich Harm, wie lange eine Fahrt zur Wesermündung und nach Brake dauern würde. Nach nerviger Fragerie bekam er eine Vorstellung, wann Schuback wieder zurück in die Elbmündung sein könnte. „Vermutlich wird er von einer Leibgarde begleitet, um auf dem Hinweg das Diebes-Gut zu schützen und auf dem Rückweg den erhaltenen Verkaufserlös heil nach Blankenese zu bringen.“

Doch was konnte er allein gegen Schuback und seine Spießgesellen ausrichten? Gab es dafür eine Lösung? Im Laufe der nächsten Tage würden ihm dazu bestimmt Ideen kommen. Jedenfalls hoffte er das.

Von Fischern in Cuxhaven erfuhr er, dass der Major noch immer in Blankenese herrscht. Also würde Schuback dorthin zurückmüssen, um das Geld aus der Beute mit ihm zu teilen. Weiter war Harm sicher, dass Schuback den Rückweg ebenfalls mit der „Ingrid Marie“ machen wird, denn das sei der wohl der sicherste Weg mit dem Geld aus dem Verkauf des Konvois nach Hause zu gelangen.

Doch was sollte er tun, wenn die „Ingrid Marie“ und Schuback eines Tages wieder in der Elbe aufkreuzten? Hoffentlich, so spekulierte er, kämen ihm dazu die richtigen Einfälle!

Ein weiteres Problem blieb noch offen:

Was konnte er gegen mehrere Bewaffnete ausrichten? In Gedanken verrannte er sich immer öfter in selbstmörderische Ideen, die er in der Regel gleich wieder verwarf.

Kapitel XII

„Ist der Kerl denn ganz und gar von Gott verlassen?“ brüllte Schuback, kurz nachdem die „Ingrid Marie“ mit Knirschen auf die in der Elbmündung liegende Marneplate aufgelaufen war. Mit dem „von Gott verlassen“ meinte er ganz offensichtlich den Kapitän, der mit seiner Brigg viel zu weit aus dem Fahrwasser und damit ans Nordufer gekommen war. Schon seit Fahrt-Beginn ärgerte sich Schuback, dass er die „Ingrid Marie“ nur wegen der günstigen Frachtrate genommen und dem schlechten Leumund des Kapitäns keine Beachtung geschenkt hatte. Jetzt verstand er die Anspielung, Sein Schiffer sei wohl nicht die erste Wahl gewesen. Und dann schickte dieser Unfähige seinen eigenen Schiffsjungen auch noch ins Wasser, dass zu dieser Stunde nur knietief war, um die „Ingrid Marie“ von der Plate zu schieben. „Hatte der Mensch denn überhaupt keine Ahnung von christlicher Seefahrt?“

Nun musste er, Schuback, die Suppe auslöffeln, die er sich eingebrockt hatte. Trotzdem: Wenn auf dieser Reise auch nur das kleinste Bisschen schiefging, das Schiff auflief wie gerade eben, eine andere Havarie hatte, oder was auch immer, würde man entdecken, dass sie Diebesgut schmuggelten. Für ihn, den getreuen Schuback, wäre das mit allergrößtem Ärger verbunden. Doch selbst wenn alles gut ausginge, bekäme er Ärger mit Palme, der immer alles besser wusste.

„Dieser Klugscheißer!“, schimpfte Schuback vor sich hin.
Sollte Palme nur ein einziges Mal sehen, was er alles leistet.
Zum Beispiel bei der Bewachung der schwedischen Waffen und Munition. Und auf der Rückfahrt würde er das Geld wie ein rohes Ei hüten. Wie ein Pelikan, der sich lieber in die eigene Kehle beißt, nur um seine Jungen mit dem eigenen Blut zu füttern!

Warum musste er eigentlich Landsknecht Boris mitnehmen, statt seiner Truppe, die aus fünf Männer bestand, fragte er sich?
Landsknecht Boris mochte ein tüchtiger Soldat sein.
Aber einen hundertprozentigen Schutz konnte ein einzelner niemals bieten!
Ja, der frühere Speicher-Vice stand unter enormen Druck.
Das zehrte an seinen Kräften.
Die Aufregungen der letzten Wochen hatten ihn dünnhäutig und fahrig werden lassen.
„Und dann kam dieser Trottel mit seinem Tjalk und wollte helfen.
Na, dem hab´ ich gesagt, was Sache ist.
Man muss seine Augen eben überall haben.“
Doch was war das? Kam die Brigg in diesem Augenblick wirklich frei?
Er fühlte, dass sie im Bugbereich aufzuschwimmen begann und hörte obendrein die Geräusche von flatternden Segeln, die gehisst wurden, bevor die Brigg in den Wind kam.
„Gott sei Dank, das Schiff ist wieder flott! Das wurde aber auch Zeit!“
Sie ließen Helgoland an Steuerbord liegen.
Auch der Leuchtturm von Neuwerk war achterraus verschwunden.
In Gedanken war Schuback jetzt schon in Brake.
Er überlegte, ob man ihm bei Übergabe der Waffen den vollen Preis zahlen würde? Und zwar den, der mit den Altonaer Kaufleuten abgesprochen war.
Was, wenn ihm die Abnehmer nur die halbe Summe böten?
Wenn sie beispielsweise sagten, mehr hätten sie nicht.
Oder Mängel an den Kanonen feststellten, die vorher niemand gesehen hat? Wenn er sich nur mal mit jemandem austauschen könnte!
Aber er musste alle Entscheidungen ganz allein treffen, wurde ständig von Palme kritisiert und gegängelt.
Das hatte ihn fertiggemacht.
Doch wenn der Verkauf nun ohne jede Schwierigkeit ablief?
Wenn er den vollen Preis für die Ware erhielt, was dann?
Dann würde er sich freuen.
Das wäre, als fiel Weihnachten und Ostern auf einen Tag.
Allerdings: Sein Anteil sollte nur schäbige fünfundzwanzig Prozent betragen. War das nicht zu wenig – bei dem enormen Einsatz und der großen Verantwortung, die er zu tragen hatte?
Immerhin riskierte er seinen Kopf, wenn die Sache schiefging!
Sicher, er könnte die gesamte Summe einstecken und damit auf Nimmerwiedersehen verschwinden.
Doch er wurde das Gefühl nicht los, dass Landsknecht Boris den Auftrag hatte, ausgerechnet auf ihn, den getreuen Schuback, aufzupassen. Verschwände er mit dem Geld, könnte das für ihn nach hinten losgehen.
Ein weiteres kritisches Thema war die Schiffsbesatzung. Wie würde sie sich, einschließlich dieses Schafskopfs von Kapitän, verhalten, wenn er nach der Bezahlung mit gut gefüllter Geldkiste zurück an Bord käme?

Würden sie ihn ausrauben?

Fragen über Fragen, auf die er ganz allein die richtige Antwort finden musste.

Immer ruhte alles auf seinen Schultern – und das bei diesem Hungerlohn. Während Palme im warmen Nest den dicken Reibach macht.

Voller Wut und Selbstmitleid grübelte er weiter.

Dabei war er weggedämmert, bis ihn lautes Geschrei an Deck weckte.

Was war denn nun schon wieder los?

Irgendwann hörte er aus dem sich überschlagenden Geschrei die tiefe Stimme des Landsknechts.

Ob er die Situation unter Kontrolle gebracht hatte?

Schuback rollte aus der Koje und ging gemessenen Schrittes den Niedergang aufwärts.

Wo steckten die Streithähne?

Er konnte sie zwar hören, entdeckte sie aber nicht.

Erst als er um ein Skylight bog, traf er auf zwei Parteien, die sich kampfeslustig gegenüberstanden. Drei Männer aus der Mannschaft auf der einen und Landsknecht Boris auf der anderen Seite.

Boris hatte seinen Degen, die Sailor ihre Takel-Messern in der Hand.

„Seid ihr wahnsinnig? Steckt sofort die Dinger weg!“

Zwar gingen die gegenseitigen Beschuldigungen lauthals weiter, doch die Waffen wurden langsam gesenkt. In diesem Augenblick erschien auch dieser Tölpel von Kapitän, der sofort Partei für seine Leute ergriff. Doch Schuback drängte die vier Streithähne auseinander, verbot dem Kapitän sich einzumischen, verlangte erst von den Seeleuten, dann von Landsknecht Boris Bericht.

Schon bald wurde klar, dass Boris die Seeleute beim Hütchenspiel ausgenommen hatte. Zu Recht waren die Janmaaten verärgert und wollten ihr Geld zurück. Doch Boris war nicht zum Einlenken bereit.

„Nun geb´ Er sich einen Ruck und zahle das Geld zurück. Fertig, aus! Wir wollen keinen Ärger auf dem Schiff!“

Doch Boris ließ sich nicht erweichen. Als Schuback ihm dann aber das unrechtmäßig gewonnene Geld aus der Tasche zog, wehrte er sich nicht.

„So ein Mist! Wie soll das erst auf der Rückfahrt gehen?“, war Schubacks Befürchtung. „Das kann ja heiter werden!“

Obwohl Schuback nach diesem kleinen Zwischenfall Schlimmes befürchtete, verlief die Fahrt ohne weitere Aufregungen. Im Gegenteil, gute Winde segneten sie. Der Kapitän machte keine neuen Navigationsfehler und auch zwischen der Mannschaft und Boris gab es keine weiteren Auseinandersetzungen. So liefen sie in die Außenweser und segelten flussauf bis Brake.

Es sollte allerdings noch ein paar Tage dauern, bis Schuback mit den Aufkäufern des Kriegsguts in Kontakt getreten war. Sie sollten die Waffen, Munition und Pferdewagen für die Rheinarmee erwerben.

Die Herren Offiziere wollten zuvorderst die Kanonen begutachten, bevor sie zahlten. Da man schwere Waffen schlecht im dunklen Laderaum auf ihre Funktionsfähigkeit prüfen konnte, sollten alle ausgeladen und an Land beschossen werden.

„Wir sind dazu verpflichtet, sie vor dem Kauf beschießen!“, lautete die Forderung der Offiziere. Damit verlief das Gespräch genau in die Richtung, die Schuback befürchtet hatte. Deshalb kam er mit einem Gegenvorschlag:

„Meine Herren, die Ware ist, wie abgesprochen, vollzählig hier.“

Über die Höhe der Zahlung besteht Einigkeit. Sie wurde im Kontrakt festgelegt.

Wo aber ist das Geld?

Ich möchte zunächst das vollzählige Geld sehen!

Vielleicht habt Ihr es ja gar nicht dabei!“

Die Aufkäufer tuschelten miteinander. Schließlich kam ein sehr großer, dunkler Mensch mit Hinkelbein auf Schuback zu und baute sich vor ihm auf:

„Wir wollen alles, was wir kaufen, begutachten und die Kanonen beschießen. Erst wenn wir festgestellt haben, dass jedes einzelne Teil einwandfrei funktioniert, werden wir uns über die Bezahlung unterhalten!“

Schuback ging augenblicklich in die Gegen-Offensive.

„Über den Kaufpreis unterhalten wir uns nicht mehr, wenn Ihr das meint! Der steht fest. Auf den haben sich beide Seiten geeinigt!

Wenn Ihr unbedingt ein paar der Kanonen ausprobiert wollt, seid Ihr herzlich eingeladen, mit uns zu einem Platz zu segeln, den wir bestimmen.

Dort könnt Ihr zwei der Kanonen, die von Euch aus der Ladung ausgewählt werden, an Land beschießen.

Ist das Ergebnis zufriedenstellend, wovon ich ausgehe, ist die Zahlung sofort und ohne Abzug fällig. Sagt Euch mein Angebot aber nicht zu, segeln wir wieder nach Hause. Denn andere Mütter haben auch hübsche Töchter! Will sagen, dass wir noch einen weiteren Interessenten haben, der sich freuen wird, die Waren zu erhalten.“

Damit hatte sich Schuback ziemlich weit aus dem Fenster gelehnt.

Wenn das nun schiefging?

Außerdem gab er dem Kapitän im gleichen Atemzug die Anweisung, das Schiff seeklar zu machen.

Das wiederum verunsicherte die Aufkäufer.

Sie hatten Befehl, die mit dem Schiff kommenden Kanonen augenblicklich der Rheinarmee zuzuführen. Dort wurden sie dringend benötigt. Doch um persönlich vom Handel zu profitieren, versuchten sie den Preis zu mindern.

Die so eingesparte Summe sollte ihre eigene Tasche füllen.

Das war ein uralter Trick. Doch offenbar ließ sich dieser ausgebuffte Hamburger Kaufmann nicht darauf ein.

Kleinlaut ließen sie das Packpferd mit der Geldkiste holen.

Die war mehrfach mit Ketten und Schlössern gesichert und wurde unter dem Schutz schwer bewaffneter Grenadiere herangeschafft. Umständlich nahm man die Kiste vom Pferd und schleppte sie auf die „Ingrid Marie“. Auch während des kurzen Transports und an Deck bewachten ihre Soldaten den Schatz mit aufgefplantem Bajonett. Aber handelte es sich bei dem Geld auch wirklich um die volle Summe?

Schuback wischte den Gedanken vorerst beiseite.

„Wie auch immer, meine Herren, wir fahren jetzt ein Stück flussab. Dort werden wir Euch zwei der Kanonen vorführen. Die werden auf der Fahrt zu dem Schießplatz von Euch ausgesucht. Seid Ihr von deren Qualität überzeugt, kommt die gesamte Ladung an Land und wir erhalten den vereinbarten Betrag!“

Nach etwa drei Meilen steuerte die „Ingrid Marie“ ein kleines Bollwerk an. Dort entlud man zwei der von den Käufern ausgewählten Kanonen.

Als die Aufmerksamkeit von Käufern und Verkäufern auf das Richten, Laden und den mit Spannung verfolgten Schüssen lag, schlichen zwei Grenadiere davon, um Verstärkung zu holen. Genau das hatte Schuback erwartet.

Für diesen Fall stand Landsknecht Boris mit ein paar Seeleuten im Gebüsch und fingen sie ab.

Anschließend wurden sie in eine Kajüte gesperrt, bis die Vorführung der Geschütze abgeschlossen, die Munition und die anderen Gegenstände gezählt und ausgeliefert und das Geld übergeben war.

Damit war ein ganzer Tag verflossen.

Tatsächlich erhielt Schuback die vertraglich vereinbarte Summe. Ungeschmälert. Danach suchten die Offiziere mit ihrer Ware und den Soldaten so schnell wie möglich an den Rhein zu kommen, während Schubacks Brigg in Windeseile abreisefertig gemacht wurde.

„Ich hab´ mich korrekt verhalten.

Sie haben die Ware - ich das Geld. Damit sind wir quitt.

Nun muss ich sehen, dass ich heil mit der Geldtruhe nach Blankenese komme!“

Die „Ingrid Marie“ war keine drei Stunden unterwegs, da tauchten vor dem Schiff drei, nein vier Schaluppen auf, die Eigenartiges im Schlepp hatten. Der Kapitän der „Ingrid Marie“ griff zum Glas und gab es Schuback. „Da!“, sagte er verwundert, „Schau Er das mal an!“ Schuback erkannte bei den Aufkommern, dass immer zwei der Schaluppen nebeneinander segelten, die zwischen sich einen langen Baumstamm schlepten. Auf diese Weise sperrten sie die Fahrrinne.

Was hatte das zu bedeuten?

Der Käpten versuchte an Steuerbord an ihnen vorbei zu segeln, entdeckte aber im letzten Moment, dass an Backbord eine viel bessere Möglichkeit bestünde. Diesen Manöverschwenk hatten auch die Männer auf den Schaluppen erkannt, warfen die Baumstämme los und enterten die Brigg, die nun vor Anker gehen musste.

Zehn, zwölf Männer hielten die „Ingrid Marie“ besetzt, während ihre Boote an der Bordwand der Brigg dümpelten.

Nachdem die „Ingrid Marie“ vor Anker schwoite, durchsuchten die Flusspiraten die Brigg nach der Truhe mit dem Geld. Sie stöberten in jeder Ecke, jedem Schrank, nahmen den leeren Laderaum auseinander. Andere bewachten das Deck. Nach mehr als zwei Stunden versammelte sich das Kommando wieder auf dem Achterdeck. Ihre Suche war erfolglos. Auch der Kapitän der „Ingrid Marie“ wollte oder konnte nichts über den Verbleib des Geldes sagen. Es war, als habe es nie eine Schatztruhe mit Geld gegeben.

Inzwischen war klar, dass es sich nicht um gewöhnliche Piraten handelte. Vielmehr redeten sie sich mit Dienstgrad an. Mit Sicherheit waren es Soldaten. Wahrscheinlich Untergebene der Offiziere, die die Militärgüter erworben hatten. Gerade wollte man den Kapitän eines „strengen“ Verhörs unterziehen, als eine kleine Yacht die „Ingrid Marie“ passierte.

Einige Besatzungsmitglieder der Brigg starteten hinüber, einer winkte verstohlen. Das fiel einem der Räuber auf, der das aufkommenden Schiff ebenfalls beobachtet hatte. Als die eben vorbeifahrende Yacht ein paar Kabellängen flussabwärts war, hatte dieser Mann plötzlich eine Eingebung.

„Das sind sie! Wenn mich nicht alles täuscht, hab´ ich Schuback auf der Yacht da vorn erkannt! Los, hinterher!“ Damit zeigte er auf das ablaufende Schiff.

So flink sich die Soldaten auch anstellten, bis alle von Bord gesprungen waren, ihre Boote losgebunden hatten und die vier Schaluppen am Wind lagen, verging viel Zeit. Hinzu kam, dass sie keine Seeleute waren. Schubacks Yacht hatte derweil einen Vorsprung von mindestens einer Seemeile, wenn nicht noch mehr.

Trotzdem: Würde der Vorsprung reichen, um Schuback entkommen zu lassen? Sicher, eine Yacht konnte bei richtigem Wind weit schneller als jede Schaluppe segeln. Doch der Wind stand ungünstig. Schubacks einzige Hoffnung war deshalb, den Vorsprung zu halten.

Er verwünschte die verbrecherischen Unterhändler. Sie hatten ihm tatsächlich eine zweite Falle gestellt, in die er zum Glück nicht getappt war.

Nein, dazu war er zu schlau!

Von vornherein hatte er so etwas geahnt und die Yacht frühzeitig angemietet. Sie sollte ihn und den Schatz nach Cuxhaven und dort zur „Ingrid Marie“ bringen.

„Hätte Palme mich nicht, könnte er sein schönes Geld nach diesem Vorfall abschreiben.“, flüsterte Schuback und hätte sich am liebsten selbst auf die Schultern geklopft. „Denn dies war die Situation, die nur ein Schuback beherrschen konnte!“ Aber noch war die Kiste mit den vielen goldenen und silbernen Thalern nicht in Sicherheit.

Im Gegenteil: Ein weiter Weg und viele Gefahren lag noch vor ihm.

„Man soll den Tag nie vor dem Abend loben,“ führte er sein Selbstgespräch fort.

Ständig blickte Schuback auf seine Verfolger, dann wieder in die Segel. Immer voller Angst, aber immer auch in der Hoffnung, der Wind möge umspringen und eine kräftige Brise schicken. Doch sie kam nicht.

Eine weitere Furcht kam hinzu: Die Mannschaft der Yacht sollte nicht versuchen sich den Schatz anzueignen. Dafür stand Boris an Deck und hielt die Mannschaft mit gespannter Pistole unter Kontrolle.

Stunde um Stunde.

Irgendwann meinte Schuback: „Ich hab’ das Gefühl, unser Vorsprung wird größer!“ Doch das schätzte er falsch ein. Die ihn verfolgenden Schaluppen hatten sogar noch etwas aufgeschlossen. Im Gegensatz zu Boris wurde der Vice unvorsichtig.

Der passte mit Argusaugen auf Schuback und den Schatz auf.

Als der Vice einmal wieder durch das Glas des Kapitäns zu den Verfolgern schauen wollte, bekam er ganz unverhofft einen Schlag auf den Kopf, der zum Glück abrutschte, weil er sich gerade drehte.

Die Antwort auf diese hinterhältige Tat ließ nicht auf sich warten: Augenblicklich krachte ein Pistolenschuss.

Der Mann, der Schuback hinterrücks niederschlagen versuchte, brach tödlich getroffen zusammen.

Für den Landsknecht, der sekundenschnell reagiert hatte, bedeutete das, dass er von nun an noch mehr auf der Hut sein musste. Schließlich hatte es sich einmal mehr gezeigt, dass man auch auf diesem Schiff keinem trauen durfte.

Der durch den Hieb verletzte Schuback hockte vor Boris, um sich von einem Besatzungsmitglied verbinden zu lassen. Trotz seines Handycups beschützten er und der Landsknecht den Schatz wie eine Löwin ihr Junges.

Nur Boris wusste in dieser verzwickten Situation, wie er sich verhalten musste. Er befahl dem Kapitän der Yacht, sich auf einen Stuhl zu setzen, den ein Matrose eilig aus dem Salon holen musste. Der Schiffsführer blickte irritiert, denn er ahnte nicht, was diese Posse sollte. „Was soll der Kinderkram?“

Als er saß, musste ihn Schuback fesseln, während Boris seine neu geladene Pistole auf die Mannschaft richtete.

Von nun an hielten sich nur Boris, der verletzte Schuback, der verschnürte Kapitän und ein Rudergänger auf dem Achterdeck auf.

„Boris schießt auf jeden, der sich nähert!“ stieß Schuback hervor, und biss die Zähne vor Schmerzen zusammen. Zum Glück kam der Wind jetzt endlich aus der richtigen Richtung. Die Yacht nahm Fahrt auf, während die Schaluppen zurückfielen.

Der durch den Schlag verletzte Schuback sowie der Landsknecht mussten aufpassen, dass die Mannschaft ihre Yacht nicht irgendwo auf den Strand aufsetzte. Boris hielt seine Pistole deshalb auf den gefesselten Kapitän. Seine zweite steckte schussbereit im Gürtel.

Die Drohung mit den geladenen Waffen zeigte Wirkung.

Doch wo blieb ihre „Ingrid Marie“ und deren dusseliger Kapitän?

Sie hatte sich doch hinter den Schaluppen befunden!

Tatsächlich konnte man ihre Masten während der letzten Stunden manchmal achterraus erkennen.

Viel Zeit verging, bis die Nordsee endlich erreicht und sie vor den Verfolgern in Sicherheit waren. Das war der Augenblick, in dem sie unter Landgingen, die Segel anschlugen und Anker warfen, denn hier konnten sie bweruhigt, auf die Brigg zu warten, die hoffentlich bald aufkommen würde.

Schuback ließ sich mit dem Beiboot an Land rudern, um einen Arzt aufzusuchen. Doch er hatte kein Glück. Im nahegelegenen Dorf gab es noch nicht mal einen Bartscher und schon gar keinen Medicus. Als er sich wieder zur Yacht übersetzen ließ, entdeckte er die Schaluppen der Verfolger, die trotz einsetzenden Flut kreuzend aufkamen.

„Hat Boris die Verbrecher denn nicht gesehen? Musste er denn alles selbst ...?“ So schnell es ging ruderte die beiden Sailor mit dem Beiboot zur Yacht. Schon von Weitem brüllte Schuback

nach Boris, der das nahende Unheil ebenfalls erkannte hatte. Doch noch ehe das Ruderboot längsseits der Yacht festgemacht hatte, war Boris verschwunden. Doch als Schuback mit weißem Kopfverband das Deck erklimmen wollte, kam Boris zu ihm ins Beiboot gesprungen. Unter dem linken Arm ein Fässchen sowie eine aufgeschossene Leine.

„Was will er denn damit? Etwa fliehen? Jetzt, wo die Feinde gleich hier sind?“ Schuback wurde es mulmig. Wer schützte ihn vor den Schaluppen-Kerlen und wer vor der Yacht-Mannschaft?

Die würden bestimmt gleich ihren gefesselten Kapitän befreien.

Doch da hatte er sich geirrt.

Die Sailor hatten ganz offensichtlich Angst.

Angst vor den verbrecherischen Verfolgern.

Doch Boris hatte sie in seinen Plan eingeweiht.

Diese Angst schweißte sie mit Schuback und Boris zusammen.

Der Landsknecht stellte sein Fässchen unter eine Ruderbank.

Die Leine befestigte er sowohl am Ruderboot wie auch an der Yacht.

Schuback und die beiden Sailor mussten an Deck der Yacht. Nach ihnen stieg auch der Landsknecht das Fallreep an Deck.

Doch nein!

Vorher ratschte er ein Zündholz an.

Was sollte das?

Die Seeleute der Yacht begannen Segel zu setzen.

Meine Güte, das dauerte.

„Können sich die Kerle denn nicht mal beeilen?“

Der Speicher-Vice wurde rasend, bepöbelte die Männer an der Ankerwinde wie jene, die die Segel setzten.

Als die verfolgenden Schaluppen auf 100 Meter an die Yacht herangekommen waren, fuhr endlich Wind in ihre Segel, blähte sie auf und setzte die Yacht in Bewegung. Boris hatte in dieser kritischen Situation nichts Besseres zu tun, als das Beiboot mit der Leine zu lenken. Mal korrigierte er dessen Kurs in die eine, dann wieder die andere Richtung.

Die Schaluppen hatten das dümpelnde Beiboot beinahe erreicht. Einer versuchte die Nusschale mit einem Bootshaken an sein Schiff zu ziehen, als ein greller Blitz das Geschehen mit einem Donnerknall erschütterte. Splitter und Bootsteile wirbelten durch die Luft, fielen dann klatschend ins Wasser. Einige Teile trafen sogar die Brigg, sodass sich Schuback ängstlich hinter der Schanz versteckte.

Als er hoch kam gaffte er immer noch mit offenem Mund, bis ihm klar wurde, dass Boris seinen Plan vollendet hatte. Das im Beiboot deponierte Fässchen enthielt Sprengstoff. Deren lange Lunte zündet er, um das Boot danach mit der Leine zu den aufkommenden Schaluppen dirigiert.

Drei der feindlichen Schaluppen gab es nach der Explosion nicht mehr, das vierte war wrack. Ein paar der Überlebenden klammerten sich an im Wasser treibende Holzteile.

Es dauerte, bis Schuback den Schrecken der Explosion überwunden hatte. Eigentlich ließ der Schock erst nach, als er wieder auf den Planken der „Ingrid Marie“ stand, die inzwischen aufgekommen war und Schuback wie Boris, vor allem aber die Schatzkiste übernommen hatte. Das Gefühl, einer großen persönlichen Gefahr entronnen zu sein, erfüllte beide.

Schuback wagte jetzt davon zu sprechen, dass ihre Heimreise von nun an wohl unter einem glücklicheren Stern stehen würde. Doch dann zog eine schwarze Wetterfront auf, die ein auffrischender Wind auf sie zutrieb.

Wäre diese Wetterkonstellation nicht gewesen, hätte das Ende der Reise tatsächlich perfekt werden können. Doch jetzt stand ihnen, kurz vor heimatlichen Gefilden, die Einfahrt in den Mündungstrichter der Elbe bei schwerem Wetter bevor. Der Nordwest blies mit Stärke acht, in Böen zehn. Die Wellen hatten sich auf Höhe von drei bis vier Metern aufgeschaukelt. Gischt sprühte über das Schiff. Die meisten Segel waren schon angeschlagen.

Immer wieder wuschen Brecher von Achtern über das Deck und räumten von Bord, was nicht niet- und nagelfest war. Und obwohl der Käpten zahlreiche Seile übers Deck hatte spannen lassen, war es seinen Männern kaum möglich, an Deck und in den Segeln zu arbeiten. Das war auch der Grund, warum ihnen die Fock wegflog. Ein nächster schwerer Brecher schlug ins Schratsegel des Besans. Dabei wurde der ganze Mast mitsamt den Rahen des Ober- und Untermarssegels abknickte. Zu allem Überfluss sprang das Schiff achtern leck und machte Wasser.

Die Männer versuchten fieberhaft, die undichte Stelle mit einem alten Segel abzudichten, doch das war bei dem Sturm und Wellengang kaum möglich. Stattdessen arbeiteten sie an den Pumpen, um das rasch eindringende Wasser zurück in die Außenelbe zu schicken. Doch die „Ingrid Marie“ nahm immer mehr Wasser über.

„Vielleicht können wir Cuxhaven anlaufen. Dann wären wir in Sicherheit!“ grummelte der Kapitän. Doch das war eine Floskel, mit der er Landratten hätte trösten können. Tatsächlich war es bei dem Sturm unmöglich, Cuxhaven anzulaufen, ohne auf die Molenköpfe der Hafeneinfahrt gedrückt zu werden. Stattdessen blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Stadt in wahren Höllentempo passieren.

Vor Altenbruch war dann auch dem letzten Besatzungsmitglied klar, dass ihr Schiff, die „Ingrid Marie“, nicht mehr zu retten war. Deshalb gab ihr Käpten den Befehl „Beiboot klar machen“, damit sie zumindest das nackte Leben retten konnten. Zum Glück war hinter ihnen ein Fischewer aufgekommen, der ihre Lage erkannte und sie aufnehmen wollte.

Das Beiboot wurde in Lee zu Wasser gelassen.

Hastig sprang einer nach dem anderen ins Boot. Merkwürdigerweise der Landsknecht voran, der furchtbare Angst vor Wasser hatte. Als die Männer der „Ingrid Marie“ endlich an Deck des rettenden Ewers standen, vermisste der Landsknecht Schuback.

„Wo ist der Dicke?“

„Schuback wollte noch die Kiste holen!“

Als ob das in dieser lebensbedrohlichen Situation wichtig gewesen wäre. Boris war zerknirscht. Er hatte seine Aufgabe vernachlässigt, weder auf Schatz noch auf Schuback aufgepasst. Dafür müßte er bestimmt vor Palme Rechenschaft ablegen.

Da es kaum möglich war, zurück auf die „Ingrid Marie“ zu gelangen, befahl er den Fischer noch einmal am Wrack anzulegen, um nach Schuback zu schauen. Doch auf den Trümmern der „Ingrid Marie“ war kein Mensch zu sehen.

Irgendwann wurde es zu gefährlich. Der Fischer wollte sowohl sein Schiff, vor allem aber die Menschen darauf in Sicherheit bringen. Doch jetzt war es Boris, der sich gefangen hatte und erneut befahl:

„Wir warten auf Schuback!“

Doch der Fischer kümmerte sich nicht um den Befehl.

Landsknecht Boris schaute noch einmal zur aufgegebenen „Ingrid Marie“. Es war wirklich keine Spur von Schuback zu entdecken.

Der Ewer nahm Kurs auf Otterndorf. Dort wurden die Schiffbrüchigen nach einem gekonnten Einlauf-Manöver abgesetzt.

Landsknecht Boris nahm sich vor, von Otterndorf schnurstracks zur Unglücksstelle der „Ingrid Marie“ zu laufen, die zerschlagen am Wassersaum vor Altenbruch liegen musste. Dort zog er seine hohen Reiterstiefel aus, um durch das sturmgepeitschte Wasser der Elbe zu waten. Als er das Wrack der Brigg erreicht hatte, versuchte er durch Rufe feststellen, ob noch jemand an Bord sei.

Vielleicht würde Schuback sich melden?

Doch es gab keine Reaktion.

Hatte er Boris wegen des Sturms nicht gehört?

Nachdem er sich über die Schanz geschwungen hatte, entdeckte er den toten Speicher-Vice in einem Niedergang liegen. Doch wo war die Truhe, die er, Boris die ganze Rückfahrt über bewacht hatte? So sehr er auch suchte, nirgends fand er eine Spur.

War schon jemand vor ihm hier gewesen?

Dann hätte die Strandräuber sicher mehr mitgenommen.

Beispielsweise den teuren Kompass. Trotzdem ging er schnurstracks zum Strandvogt nach Altenbruch, um den Schiffsuntergang sowie den Raub der Schatzkiste zu melden.

„Es handelt sich um eine eisenbeschlagene Truhe, in der Wertvolles aufbewahrt wird. Was, kann ich nicht sagen. Das weiß ich nicht!“

Kapitel XIII

Pickenpack beobachtete Harm, der am Ruder stand und unter dem Schratsegel hindurch nach vorn schaute. Vor ihnen kam ein Segler auf. „Alles klar?“ fragte der Schiffer und schaute Harm interessiert an.

„Der Junge gefällt mir! Hoffentlich bleibt er länger an Bord!“

„Schiffer, wie viele Stunden mag Schubacks Brigg vor uns sein?“

„Genau kann ich das nicht sagen. Vielleicht ein, zwei Stunden!“

Jetzt übernahm Pickenpack selbst das Ruder, um seinen Tjalk an den gefährlichen Sänden der Elbmündung vorbeizusteuern.

„Das ist mir hier ´n büschen zu figeliensch. Dieser Medem-Sand und die anderen Sände. Da hab´ ich die Pinne gern selbst in der Hand!“

Wie wahr.

Der aufkommende Fischewer, den Harm vorhin beobachtet hatte, musste vor ihnen kreuzen. Doch statt nach Backbord zu gehen, wechselte er unverständlicherweise nach Steuerbord und kam damit urplötzlich auf die „Zwei Gebrüder“ zugeschossen. Pickenpack schrie auf und versuchte das Ruder herumzureißen.

Augenscheinlich hatte der Schiffsjunge, der am Ruder des Ewers stand, die Anweisung seines Schiffers verwechselt.

Er schob die Pinne statt „Hart Backbord“ nach „Hart Steuerbord“.

Dadurch wurde der Ewer genau auf den Kurs der „Zwei Gebrüder“ gelenkt. Mit Knirschen bohrte sich der Bug des Fischewers in den Rumpf von Pickenpacks Tjalk. Schiffer Pickenpack knallte gegen einen Mast. Harm und der kleine Hein wurden übers Deck geschleudert, ein Mast brach und am Bug gab es mittelschweren Wassereinbruch.

Pickenpack war schnell wieder auf den Beinen, erkannte die Situation und versuchte sein Schiff auf den Sand zu setzen, damit es nicht ganz unterging.

Der Junge auf dem Ewer erhielt eine Abreibung, die sich gewaschen hatte. Wieder und wieder schlug ihm der Fischer mit einem Tauende den Rücken krumm.

„Schiffer, halt auf. Das nützt doch nichts! Besser, Du hilfst uns!“ rief ihm Pickenpack zu.

Daraufhin versuchte der Ewerschiffer längsseits der „Zwei Gebrüder“ zu gehen, um dabei zu helfen den beschädigten Tjalk auf den Sand zu setzen.

„Das sieht nach ein paar Wochen Werftzeit aus!“ taxierte Pickenpack und rechnete schon seinen Verdienstausschlag aus. Zu Harm gewandt stellte er fest: „Tut mir leid, aber damit endet Deine Heuer!“ Auch Hein musste abmustern.

Der Schadensverursacher brachte Harm und Hein nach Cuxhaven, wo beide zum nächsten Heuerbaas liefen, um ein neues Schiff zu finden. Harm erhielt die Möglichkeit, als Bestmann auf einem anderen Fracht-Kahn anzumustern. Der weserauf nach Elsfleth bestimmt war. „Besser kann es nicht laufen. So werde ich schon bald auf die „Ingrid Marie“ stoßen, die wahrscheinlich in Brake liegt. Schuback wird sich wundern, wenn er mich dort sieht!“

Doch nach einer Weile kamen ihm Bedenken.

Nein, sehen durfte ihn Schuback nicht.

Außerdem: Was konnte er allein gegen Schuback und Landsknecht Boris unternehmen?

Er, ein junger, unerfahrener, unbewaffneter Kerl.

Weder kannte er den Ort noch hatte er eine Vorstellung, wie viele Männer Schuback um sich versammelt hatte. Hinzu kamen die möglichen Aufkäufer der Waffen. Die würden sicher auch Gewehre, Pistolen und Säbel haben. Würde er sich mit seiner selbst gestellten Aufgabe nicht überfordern? Abgesehen davon, dass er sein Leben aufs Spiel setzte!

Kommt Zeit, kommt Rat, sagte er sich und segelte mit dem Frachtkahn Richtung Elsfleth. Als er dort abmusterte, bekam er von seinem Schiffer eine Schimpfkanonade zu hören, die er lieber kein zweites Mal erleben wollte. Und das, weil er schon nach der kurzen Fahrt Cuxhaven-Elsfleth abmusterte. Danach ging Harm Schnurstraks westerabwärts nach Brake.

Hinter Elsfleth traf er auf einen Müllergesellen, der seinen mit Kornsäcken beladenen Esel über die Landstraße nach Brake trieb.

„Sag er, ist es weit nach Brake?“

„Wenn Du schnell gehst, kannst Du in zwei, drei Stunden da sein! Aber mit dem Esel brauche ich länger!“

Die Entfernung musste also ungefähr sieben Seemeilen betragen, schätzte Harm. „Und, was willst Du hier, wenn Du ganz aus Blankenese kommst,“ wunderte sich der Müller-Geselle. Der erklärte, dass er eine Brigg namens „Ingrid Marie“ suche, die vermutlich gestern oder vorgestern in Brake festgemacht habe. Mit einem der Passagiere hätte er etwas Wichtiges zu besprechen.

„Und deshalb kommst Du her? Mann, o Mann! Obwohl ich nicht weiß, wo Blankenese liegt, denke ich, dass es von Deiner Heimat bis nach Elsfleth eine weite Reise gewesen sein muss.“

Dann wirst Du bestimmt auch ein wichtiges Anliegen haben! Stimmt doch?“

Er blickte Harm fragend an, während er mit einer Rute ein, zwei Male auf das Hinterteil des Esels schlug, um ihn anzutreiben.

Der trabte gleichmütig weiter, als sei nichts geschehen.

Doch die beiden jungen Männer schwatzten munter, sodass keine Langeweile aufkam. Als sie Brake erreicht hatten, fragte der Müllerbursche, der Fritz hieß:

„Schläfst Du bei Deinen Leuten auf dem Schiff oder willst Du lieber bei uns im Stall schlafen?“

Natürlich war klar, dass Harm lieber im Stall des Müllers nächtigen würde. Daraus schlussfolgerte der gewitzte Fritz das Richtige.

Am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, wurde Harm vom Müller eingeladen, mit ihm und Fritz zu frühstücken. Bratkartoffeln gab es, mit Bohnen und Speck und einen Becher heißer Milch. Für den ausgehungerten Blankeneser war das ein Tagesbeginn, wie im Schlaraffenland. Und dabei ratterten, mahlten und quietschten die Räder und Mühlsteine der Holländer-Mühle.

„Magst Du uns erzählen, warum Du wirklich nach Brake gekommen bist,“ fragte ihn der Müller.

„Vielleicht können wir Dir dann besser helfen!“

Daraufhin bekam Harm einen langanhaltenden Hustenanfall, der ihn rot werden ließ. Als er meinte, er könne endlich sprechen, quälte ihn ein neuer Anfall. Irgendwann kam er zu sich, rieb seinen Mund am Ärmel sauber und räusperte sich, um danach zu beginnen.

„Ich verfolge eine verbrecherische Bande, die meine Großmutter ermordet hat und mich beinahe auch! Jetzt sind sie mit der Brigg „Ingrid Marie“ voller Diebesgut nach Brake gekommen, um die heiße Ware an Abnehmer aus dem Rheinland zu verkaufen!“

Was ich hier machen will und kann, weiß ich noch nicht.

Am liebsten würde ich den Handel stoppen und die Anführer vor ein Gericht bringen. Aber ich weiß nicht, wie ich das machen soll!“

Danach erzählte er die Geschichte von Palme, Schuback und dem Landsknecht Boris. Doch weil sie über Gebühr dauerte, drängte der Müller seinen Gesellen Fritz, rasch die Korn-Säcke von Bauer Meinert zu mahlen, dann könne man sich weiter über Harms Problem unterhalten. Der Müller und sein Knecht waren aufgestanden, während Harm sitzen blieb, die Reste seines Mahls genoss, um danach den unterschiedlichen Mahlgeräuschen der Mühle zu lauschen. Schließlich rief er dem Müller eine Etage tiefer zu: „Meister, kann ich vielleicht helfen?“

Er konnte nicht.....!

Ob der Müller ihn wirklich unterstützen würde?

Außerdem: War es nicht leichtsinnig, Seine Geschichte zu erzählen und sich damit in ihre Hände zu begeben?

Er kannte die Müllersleute doch nicht!

Es dauerte etwas mehr als eine Stunde, bis das Korn von Bauer Meinert gemahlen war.

Staubbedeckt kehrte Fritz zurück an den Tisch:

„Der Meister kommt gleich. Dann können wir einen Plan schmieden.“ Und in der Tat erschien auch der Müller, bald nachdem Fritz seinen Auftrag erledigt hatte.

„Wo waren wir stehen geblieben?“, erkundigte er sich gedankenverloren.

Harm versuchte eine Basis in die gemeinsamen Überlegungen zu bringen:

„Zunächst müssen wir sehen, wo die „Ingrid Marie“ liegt und wie es in deren Umgebung aussieht. Als zweiten Punkt sollten wir ermitteln, ob die Käufer der Ware angekommen sind und wie sich die Verhandlungen gestalten. Danach wäre es notwendig, die Geldübergabe zu beobachten und wenn möglich zu verhindern!“

Harm war mit seiner Aufzählung am Ende.

Gespannt starrte er seine Gegenüber an.

Ob der Müller mit einem Gegenvorschlag aufwarten würde? Einem, der die Situation zu seinen Gunsten veränderte?

Bestimmt nicht. Oder vielleicht doch?

„Also,“ begann der Müller, „einen Schritt nach dem anderen! Mehr nicht.“ Damit haute er auf dem vor ihm liegenden staubbedeckten Balken. „Zunächst werden wir versuchen, das Schiff auszuspionieren, indem wir den Bäcker, der die „Ingrid Marie“ mit Proviant beliefert, um Unterstützung bitten. Das ist mein Schwager, der das bestimmt gern für uns macht! Danach sehen wir weiter!“

„Sehr vernünftig,“ fand Harm.

Schon zwei Tage später berichtete Müller Geerds über das, was sein Schwager über das Schiff herausgefunden hatte.

„Die „Ingrid Marie“ liegt am Kai, direkt an der Weser. Du musst daran vorbeigekommen sein, als Du mit Deinem Kahn nach Elsfluth gesegelt bist.

Übrigens, Deine „Freunde“ erwarten die Abnehmer ihrer Ware erst in ein paar Tagen. Sie suchen nach einem verschwiegenen Platz, an dem sie einige schwere Geschütze entladen und vorführen können.

Sofern sich Neues ergibt, wird mir das mein Schwager mitteilen!“

„Hat Dein Schwager den Leuten denn einen verschwiegenen Platz genannt?“

„Ja, hat er. Das wollte ich auch noch erzählen. Der Platz liegt etwa 10 Kilometer stromab! Fritz kennt ihn und kann ihn Dir zeigen!“

Das waren sehr interessante Informationen. Doch was sollte er mit diesem Wissen anfangen? Verwirrt blickte Harm den Müller an.

„Jung, nun wart mal ab. Wir schauen, wann die Abnehmer der Ware kommen und überlegen dann, was wir machen.“

Da hatte Müller Geerds eigentlich recht.

Tatsächlich kamen die Aufkäufer nach Brake und segelten mit der „Ingrid Marie“ zu dem verschwiegenen Platz, der 10 Kilometer stromab lag. Dort hatten sich Fritz und Harm ein Versteck gesucht, aus dem sie beobachten konnten, was sich tat. Beinahe wäre es die falsche Stelle gewesen, denn sie lag in der Nähe des Ziels, auf das mit zwei Kanonen geschossen werden sollte. „Ahnst Du, warum sie schießen? Wollen die Käufer die Waffen etwa ausprobieren?“, flüsterte Fritz. Damit hatte er natürlich recht.

Außerdem beobachteten die jungen Männer den schäbigen Versuch der Aufkäufer, hinterrücks Hilfe zu holen, um die von ihnen gezahlte Summe für die Waffen in ihren privaten Besitz zu bringen. Das verhinderte der schwarze Boris.

Inzwischen war es Abend geworden.

Auf der „Ingrid Marie“ wurde zum Abschluss des Geschäfts ein festliches Mahl serviert, auch wenn beide Geschäftsdelegationen voller Misstrauen waren.

Die Grenadiere hatten ein Lagerfeuer auf dem Kai angezündet, an dem sie sich wärmten, während sie die erworbenen militärischen Güter bewachten.

Wahrscheinlich hatten beide Seiten recht damit, der anderen Seite zu misstrauen, denn nachts passierte Eigenartiges.

Trotz des Feuerscheins, der auch die Weser beleuchtete, machte eine Yacht heimlich auf der Wasserseite der Brigg fest. Zufällig war Harm gerade da aus seinem Versteck gekrochen, um zu urinieren. Wie angewurzelt war er im Gebüsch stehen geblieben und verfolgte, wie von Bord etwas Schweres auf die Yacht abgeseilt wurde. Danach trieb das kleine Schiff zurück in die Dunkelheit. Niemand schien etwas gemerkt zu haben, denn die Wachen für die Kanonen schienen sich ganz offensichtlich nur um den Kai zu kümmern.

„Weißt Du, was ich denken?“, wisperte Fritz seinen neuen Freund zu. „Ich denke, die haben eben die Schatzkiste mit dem Geld auf die Yacht geschafft! Oder? Meinst Du Dein Freund Schuback hat Angst, er könnte von den Verkäufern überfallen werden?“

Tatsächlich wurde die Brigg im Morgengrauen segelfertig gemacht und verließ etwa eine Stunde später den versteckten Platz Richtung Nordsee. Die Grenadiere aber bewachten weiter die entladenen Kanonen und Gerätschaften auf dem Kai, bis sie gegen Mittag ein anderes Schiff eintraf, dass die militärischen Güter abholte. Währenddessen war es Harm und Fritz gelungen, sich während der Unruhe des Ablegemanövers der „Ingrid Marie“ davonzuschleichen.

In der Mühle angekommen, berichtete sie dem Müller über das Geschehen. Danach wurde Fritz geschickt, gemahlenes Gut zu einem Bauern zu bringen. „Ja, was machen wir jetzt mit unserem Wissen?“, erkundigte sich Harm, worauf der Müller zusammenfasste: „Wir wissen, wer die gestohlenen Militärgüter gekauft hat. Wie Ihr weiter beobachtet habt, werden sie zu dieser Stunde abgeholt. Obendrein ist uns bekannt, dass Schuback die Zahlung der Ware erhalten hat. Wir ahnen, dass das Geld vermutlich nicht mehr auf der Brigg ist, sondern vermutlich auf einer Yacht, die heute Nacht heimlich an der Brigg festgemacht hat.“

Während sich der Meister dabei nachdenklich am Hinterkopf kratzte, schaute ihn Harm erwartungsvoll an. „Ich denke mal, die Yacht wird die Brigg in der Weser-Mündung treffen und Schuback und die Geldkiste auf der „Ingrid-Marie“ absetzen. Alles übrige wird nur ein Täuschungsmanöver gewesen sein!“ Damit fiel der Müller wieder in Schweigen.

Harm fand seine Erklärungen einleuchtend.

„Das war mal wieder ein ausgebuffter Schuback-Plan!“, kommentierte er des Meisters Aufzählung der Abläufe. Doch anfangen konnte er nicht viel mit seinem neuen Wissen.

Noch am gleichen Tag verabschiedete er sich vom Müller und seinem Gehilfen Fritz und segelte als Bestmann mit einer Jolle nach Cuxhaven.

Die Heuer hatte ihm der Müllermeister vermittelt.

Doch als sie beinahe die Nordsee erreicht hatten, zog schlechtes Wetter auf, wobei der Begriff „schlechtes Wetter“ geschmeichelt war. Zum Glück war der Jollenführer ein alter Hase, der wegen des auflaufenden Wassers immer dicht unter Land bis zur Elbmündung, also fast bis Cuxhaven segelte und so unbeschädigt vom schlechten Wetter in den dortigen Hafen schlüpfen konnte.

Während dieses Sturms konnten Schuback totsicher nicht in die Elbe einlaufen. Das schien Harm klar. Doch wie erstaunt war er, als er dann doch die „Ingrid Marie“ aufkommen sah. Zwei alte Seebären, die neben ihm auf dem Deich standen, wiesen mit der Hand auf das Schiff und schüttelten den Kopf. Ihnen schien, als käme der Klabautermann angefliegen. „Das darf doch nicht wahr sein ...? Das kann doch nur die „Ingrid Marie“ sein!“

Tatsächlich, sie war es, die mit einer Wahnsinnsfahrt und bei achterlichem Wind in die Elbe hineinraste. „Wenn das nur gut geht!“, war Harms nächster Gedanke, denn sie lag bedenklich tief im Wasser. Dann sah er, wie ihr Rahsegel fortflog und schließlich auch der Besan brach. Er

konnte Männer an Bord ausmachen, die fieberhaft daran arbeiteten, dass Schiff nicht untergehen zu lassen.

Ein Fischerewer versuchte, dem Havaristen zu helfen.

Aber was machten sie jetzt?

Das Beiboot wurde trotz des Seegangs über das Lee-Bord gefiert. Dann ging die Besatzung in die kleine Nusschale, die wild auf und nieder tanzte. Noch wartete man mit dem Ablegen. „Warum nur? Warum legten sie nicht ab? Befand sich noch jemand an Bord, auf den sie warteten?“ Doch schon bald war das Schiff zu weit entfernt, als dass Harm Einzelheiten hätte ausmachen können.

Das Unglück nahm ganz offensichtlich seinen Lauf. Um das zu verfolgen, war Harm auf dem Deich, parallel zum Schiffsdrama, mitgelaufen. Die wracke Brigg schwamm zwar noch, wurde aber von einem Brecher nach dem anderen überspült. Nun stieß das Beiboot ab und steuerte auf den rettenden Fischewer zu, der die Mannschaft offensichtlich übernahm. Damit waren vermutlich alle Männer gerettet. Danach lief der Ewer weiter stromauf. Harm vermutete, dass man die gerettete Mannschaft in Otterndorf absetzen würde, sofern sie das schwierige Einlaufmanöver in den Medem bewerkstelligten.

Um das weitere Schicksal des untergehenden Schiffs verfolgen zu können, lief er dem Wrack weiter nach, hatte Altenbruch hinter sich gelassen, als das finale Ende der „Ingrid Marie“ anbrach. Der letzte Akt des Dramas passierte bei einsetzender Ebbe, als das Wasser wegen des Sturms nicht wirklich abfließen konnte.

Harm hatte die Stelle erreicht, an der das Wrack angespült worden war. Der Besan hing über Bord, zerrissene Taue bildeten ein wirres Durcheinander. Die zersplitterte Rah lag über dem Skylight und hatte es zertrümmert.

„Hallo! Ist noch wer an Bord?“ brüllte Harm, so laut er konnte.

Doch niemand antwortete. Vielleicht waren seine Rufe wegen des Sturms nicht gehört worden?

Er schwang sich über die Reling, begann den Kahn zu durchsuchen. Schon im Niedergang entdeckte er Schuback. Vermutlich war er vom niederstürzenden Besan erschlagen worden.

Harm schob seinen Peiniger zur Seite und wollte gerade die Treppe ins Schiffsinnere hinunter, als er die Schatzkiste entdeckte, über der Schuback lag, so als wolle er sie schützen. Er wuchtete sie an Deck und suchte nach Werkzeug, um sie zu öffnen. Nach langem Hin und Her fand er Stemmeisen und Hammer und machte sich an die Arbeit. Doch die Kiste war mit Eisenbeschlägen armiert, so dass Harm immer wieder neu ansetzen musste.

Es mochte eine halbe Stunde gedauert haben, als er den Truhendeckel einen Spaltbreit öffnen konnte. Und tatsächlich, sie war randvoll mit goldenen und silbernen Münzen.

„Das Geld aus dem Verkauf des Militärkonvois,“ kombinierte er und stieß die Kiste über die Schanz ins kaum noch überflutete Elbwatt. Doch im Augenblick, als er hinterher springen wollte, kam ihm eine Idee. Er streifte noch einmal durchs Wrack, bis er gefunden hatte, was er suchte. Die zwei leeren Säcke steckte er unter seine Jacke, sprang dann über Bord und wuchtete die nasse Truhe auf eine Schulter.

Auf dem wohl einen Kilometer langen Weg zum Deich schwitzte er Blut und Wasser. Denn die Last des Kastens wurde immer schwerer, erdrückte ihn fast. Wie sollte er mit diesem Gewicht nach Cuxhaven kommen? Wieder und wieder musste er die Truhe absetzen und sich den Schweiß von der Stirn wischen. Eine andere Frage war, was er sagen sollte, wenn ihm jemand begegnet? Und wie musste er sich verhalten, wenn einer von Schubacks Leuten, beispielsweise der Landsknecht, auftauchte?

Tausend Probleme rasten durch seinen Kopf. Und jedes Mal, wenn er die Kiste von der Schulter geworfen hatte, überkam ihn das Gefühl, er könne fliegen. So vogelgleich war es ohne die schwere Last. Lag ein Fluch auf dem geraubten Geld, der die Kiste so schwer machte?

Als er endlich den Deich erreicht hatte, konnte er die Schräge nur noch keuchend emporkriechen. So sehr hatte ihn der Weg hierher geschafft. Als er endlich auf der Landseite war, warf er sich unter einem Fliederstrauch ins Gras.

Puhh!!! Er konnte nicht mehr.

Noch im Liegen entdeckte er unter Büschen einen zweirädrigen Karren, mit dem Milchkannen von der Weide zum Weg geschafft werden. „Ein Geschenk des Himmels!“ kam es ihm. Darauf konnte er die Schatzkiste transportieren.

Nach kurzer Pause packte er die Kiste auf den Karren und ging an der Innenseite des Deichs Richtung Cuxhaven. Nach etwa zwei Meilen war ein kleiner Schlenker notwendig, um zur Chaussee zu gelangen, die parallel zur Elbe nach Cuxhaven führte.

Kurz bevor er die Straße erreichte, versteckte er die Kiste im Wasser des Chausseegrabens unter einem dichten Haselstrauch.

Und um jede weitere Spur zu verwischen, richtete er das niedergetretene Gras auf. Niemand sollte erkennen, dass hier etwas versteckt war. Vorsichtshalber hatte er die Kiste geleert und ihren Inhalt in die beiden Säcke umgeladen, die er bisher unter seiner Jacke trug. Den Milchkarren schob er allerdings noch einige Meilen weiter und ließ ihn sichtbar am Wegesrand stehen.

Ohne Kiste war der Schatz erheblich leichter.

Nachdem er die Milchkarre zurückgelassen hatte trug er die zusammengebundenen Säcke über die Schulter geschlagen. Einer hing nach vorn, der nach hinten.

Doch schon bald zog ihn das Gewicht der Säcke nach unten und schnitt ihm obendrein in die Schulter. Als Harm merkte, dass er nicht genug Kraft hatte, seine goldene Last nach Cuxhaven zu schleppen, versteckte er auch die Säcke. Dafür fand er einen sicheren Platz in einer hohlen Weide am Knick einer Kuhwiese. Vorsichtshalber deponierte er den Schatz nicht am Boden des Baumverstecks, sondern in eine Vertiefung der oberen Baumhöhlung.

Darauf sollte erst mal einer kommen.

Danach schlich er gegen den immer noch starken Sturm nach Cuxhaven. Dort schlüpfte er in eine Scheune und warf sich ins Heu. Seine Jacke benutzte er als Zudecke.

Das Unwetter hielt die Nacht über an, heulte und brüllte.

Der Sturm erprobte sich an allem, was nicht niet- und nagelfest war. Nach den enormen körperlichen Anstrengungen der vorausgegangenen Seereise und der Bergung des Schatzes schlief Harm tief und fest. Denn er war sich sicher, dass ihm in der Scheune weder der Sturm noch der Landsknecht etwas anhaben konnte.

Und auch sein Schatz wäre in Sicherheit.

Übrigens: Ganz Cuxhaven zerriss sich in den darauffolgenden Wochen das Maul, dass angeblich eine Schatzkiste vom Wrack der „Ingrid Marie“ geraubt worden sei.

„Bestimmt waren es Strandräuber!“, hieß es.

Ob das stimmte?

Wenn es diese Truhe samt Schatz tatsächlich gegeben hat, wo war er dann?

Nach langer Zeit erreichten Harm eine gute Nachricht aus Blankenese. Die schwedischen Truppen waren von den Dänen zurückgedrängt worden und aus Blankenese abgezogen. Auch Palme hatte weggemusst. Die Suche nach dem überfälligen schwedischen Militärkonvoi wurde vermutlich eingestellt. Für Harm bedeutete der Abzug der Schweden, dass er zurück in die Heimat konnte.

Blankenese war feindfrei.

Welche Freude.

Doch ihn plagte eine ganz andere Frage: Wie den Schatz heil nach Blankenese bringen? Sein Heimatdorf lag mehr als 100 Kilometer von Cuxhaven entfernt und obendrein auf der anderen, der nördlichen Elbseite.

Nach den positiven Erfahrungen mit dem Melkkarren erwarb Harm einen kleinen Bollerwagen, den er mit Brennholz belud. Unter dieser neutralen Ladung versteckte er die Säcke mit dem Münzschatz. Um nicht aufzufallen, zog er zunächst Frauenkleider an und tat, als sei er eine alte Frau, die Feuerholz gesammelt hat. So verkleidet begann seine Weiterreise nach Blankenese. Er

meinte, in dieser Verkleidung nicht von Boris, dem schwerbewaffneten Landsknecht, erkannt zu werden. Der würde den verschwundenen Schatz wahrscheinlich in der Umgebung von Cuxhaven suchen, nicht aber bei einer Alten, die Feuerholz sammelt.

Doch Harm kam mit dem Rollenspiel „alte Frau“ nicht zurecht.

Das merkte er schon nach dem ersten Kilometer. Gebückt zu gehen und dabei ein Bein nachzuziehen war überaus anstrengend.

Außerdem lag ihm die Schauspielerei nicht.

Kurzentschlossen entledigte er sich der Frauenkleider und warf sie über das Feuerholz.

Als die Mittagssonne zu stechen begann, entschloss er sich, im Schatten eines Wäldchens Rast zu machen. Seine Jacke hatte er ausgezogen, die Schiffermütze abgenommen und beides auf den Wagen gelegt. Kaum hatte er es sich unter einer Eiche gemütlich gemacht, entdeckte er eine Gruppe von Männern, die auf der Landstraße anmarschiert kamen. Er traute seinen Augen nicht, als er trotz der Entfernung den Landsknecht erkannte. Damit hatte er noch nicht gerechnet. Augenblicklich zog er sich noch weiter ins Gebüsch zurück, seinen Bollerwagen hinter sich herziehend.

„Mann, hab´ ich ein Glück. Wäre ich etwas langsamer gegangen, hätte er mich eingeholt!“

Trotzdem saß der Schreck tief. Selbst nachdem die Gruppe an ihm vorbeigezogen war.

Nun lief Boris vor ihm und es bestand Gefahr, ihm irgendwo in die Arme zu laufen.

Was also tun?

Harm wollte sich von Otterndorf ans Nordufer übersetzen lassen. Damit würde er Boris hoffentlich aus dem Weg gehen.

Doch an diesem Abend würde das wohl nicht mehr möglich sein. Deshalb verbrachte er die Nacht in einem Heuschober.

Kaum stand die Sonne wieder am Himmel, machte er sich auf den nur wenigen Kilometer weiten Weg nach Otterndorf am Medem. Im dortigen Hafen stieß er auf ein paar Fischer, die ihre Boote zum Fang fertig machten.

„Kennst Du jemanden, der mich nach Brunsbüttel übersetzt?“ fragte er Verschiedene. „Geh mal ein Schiff weiter,“ hieß es.

„Vielleicht bringt Dich die „Katharina“ rüber!“

Sein Herz schlug höher, denn er hoffte inständig, schnell vom Südufer wegzukommen. „Der Landsknecht darf mich auf keinen Fall erwischen!“, hämmerte es in seinem Kopf.

Doch der Baas der „Katharina“ lehnte ab ihn mitzunehmen.

„Ich bezahl Dich auch mit gutem Geld!“ legte Harm nach und hoffte ihn so zu ködern.

„Was wir in einer Stunde verdienen, kannst Du nie bezahlen, Jung!“, lautete die Antwort.

Enttäuscht ging er zum nächsten Kahn.

Auch dort bekam er eine abschlägige Antwort.

Schon wollte er aufgeben, als er einen Mann sah, der schnellen Schrittes zu seiner Jolle ging.

Auch ihm trug er sein Anliegen vor. Leider reagierte er nicht.

„Was ist? Mag Er nicht antworten?“, bohrte Harm.

Doch der Kerl schwieg beharrlich. Bis er ihn so plötzlich wie unvermutet aufforderte:

„Steig ein!“

Schweigend machte der Kleinfischer sein Boot auslaufbereit. Danach ging es tatsächlich ins freie Wasser der Elbe. Kaum hatte die Jolle Fahrt aufgenommen, wollte der Fischer wissen, wohin Harm wirklich wollte und was auf dem Wägelchen sei.

„Du wirst ja wohl keinen Spielzeugwagen mit Holzscheiten vom Land Wursten zum Süllberg ziehen! Da steckt doch anderes dahinter!“

Harm blickte sich hilfesuchend um, überlegte fieberhaft, wie er sich und seinen Schatz verteidigen könne. Nach Hilfe schreien würde auf dem breiten Strom nichts nützen. Das war klar.

„Ach, ich hab´ das Holz von meinem Baas in Cuxhaven bekommen und konnte schlecht „nein“ sagen. Damit hätte ich ihn beleidigt. Nun bring ich das Brennmaterial zu meiner Tante nach Brunsbüttel. Die wird sich freuen!“

„Soso,“ brummte der Fischer.

„Wie heißt sie denn, Deine Tante? Vielleicht kenn´ ich sie ja?“

Harm begann bis unter die Haarwurzel rot zu werden.

„Wie sie heißt? Äh, warum?“

Harm brauchte Zeit zum Überlegen.

Die hatte er nicht.

Zum Glück war der Fischer gerade mit einer Halse beschäftigt und konzentrierte sich darauf.

„Tante Herta. Herta Wragel!“, stieß er hervor und war glücklich, dass ihm doch noch ein Name eingefallen war. Sie ist seit 26 Jahren mit Onkel Heinrich verheiratet. Die beiden sind vor einem Jahr an den östlichen Rand von Brunsbüttel gezogen!“

„Hoffentlich, hoffentlich kennt der Fischer Brunsbüttel nicht und hat auch nicht bemerkt, dass ich schwindele!“

Der machte immer noch das gleiche entspannte Gesicht, ohne ein Wort zu sagen.

„Wie kann ich mich auf diesem schmalen Boot wehren, wenn er mich überfällt?“, war der alles beherrschende Gedanke, der in Harms Kopf tobte und ihn an nichts anderes denken ließ.

In diesem Augenblick sprang der Fischer auf Harm zu.

Der duckte sich, ballte die Fäuste und rechnete mit dem Schlimmsten. Doch der Mann wollte nur zur Fock, die zu flattern begonnen hatte.

„Du büst mi ´n Bangbüx!“ rief der Fischer Harm lachend zu, während er die Fockleine anzog.

Als sie nach etwa einer Stunde das Nordufer erreicht hatten, überlegt Harm: „Soll ich in Brunsbüttel aussteigen oder wäre es vielleicht doch besser zu fragen, ob ihn der Fischer, gegen eine höhere Gebühr, ein weiteres Stück stromauf bringt? Das würde ihm viele Kilometer Fußweg ersparen.“

Um den Fahrpreis zu entrichten, hätte er sich aus dem Schatz bedienen müssen. Dann würde der Mann sehen, was sich unter dem Holzstapel verbirgt. Und er würde mit Sicherheit darauf kommen, dass es sich um den Strandraub handelt, über den die ganze Elbmündung rätselte.

Außerdem würde die Lüge um besagte Tante Herta offenbar werden.

Sterben lassen konnte er sie jetzt nicht mehr! Deshalb entschied er: Ich steige in Brunsbüttel aus, sonst mache ich mich nur verdächtig.

Im Hafen erkundigte er sich, wann die nächste Kutsche nach Glückstadt oder Hamburg geht. „In zwei Tagen!“, hieß es.

Das sei viel zu spät, entschied er. Was konnte in der Zwischenzeit alles passieren. Er musste augenblicklich hier weg, denn es konnte jeden Moment passieren, dass Landsknecht Boris in Brunsbüttel auftaucht. Also ging er zurück zum Hafen, um nach einem Schiff zu fragen, das stromauf geht. Schließlich nahm ihn ein Shellfischer mit, der einen der Kalköfen im Niederelbegebiet mit Muscheln beliefert. Er kam mit einer Ladung frisch gefangener Schalentiere aus dem Watt. Die sollen nach Wedel, wo Baukalk aus ihnen gebrannt wurde.

Wedel lag für ihn genau richtig.

Deshalb wurde man sich schnell handelseinig.

Was Harm obendrein freute:

Niemand hatte mitbekommen, dass er auf das Boot des Muschelfischers stieg und schon gar nicht, wohin es fuhr.

„Damit habe ich meine Spur verwischt!“, hoffte er.

„Boris kann mich jetzt mal!“

Bei gemischtem Wetter segelte der Shellfischkahn elbaufwärts. Während der regnerischen Fahrt schaute Harm umsichtig nach Booten, die in ihrer Nähe fuhren oder ihren Kurs kreuzten.

War der Landsknecht auf einem der Kähne?

Doch nichts Auffälliges war zu sehen. Im Gegenteil:

Trotz des wechselhaften Wetters verlief die Fahrt ohne Zwischenfälle.

Spätabends erreichten sie Wedel, den kleinen Flecken, der in der Nähe Blankeneses liegt.

Harm erinnerte sich leider nur zu gut daran, wie ihn Palmes Schergen in der Wittenberger Heide aufgelauert und verschleppt hatten. Dort wollte er die Nacht auf keinen Fall verbringen. Deshalb fragte er einen Wedeler Bauern, ob er wohl bei ihm im Heu schlafen dürfe.

„Mann tau!“ sagte der, wenngleich dessen Sohn das Holz-Wägelchen ein bisschen zu neugierig musterte. „Mit was für einem komischen Ding bist Du denn unterwegs?“

„Peter Neuschieder“, gab Harm frech zurück, was so viel wie „Halts Maul, Du neugieriger Kerl“, hieß. Doch damit war das Interesse seines Gegenübers erst recht geweckt. Oder war es Harm, der jeden Blick auf sein kleines Gefährt in höchsten Alarm versetzte? Den ganzen Weg über fürchtete er sowohl um seinen Schatz, vor allem um sein Leben.

Sollte er wegen des neugierigen Bauernburschen nicht besser weiterziehen? Nein, damit würde er sich ebenfalls verdächtig machen.

Ihm kam eine bessere Idee: Er zerrte die Säcke mit dem Geld unter dem Holz- und Kleiderstapel heraus und ließ das Wägelchen mit seiner nun ganz alltäglichen Fracht am Fuß der Leiter stehen. Daran konnte jeder schnüffeln, so viel er wollte und sehen, wie harmlos dessen Fracht war. Den Schatz aber nahm er zu sich ins Heu und schlief darauf. Für alle Fälle steckte er das von Clas erhaltene Rasiermesser in die Außentasche seiner Jacke. Denn mit einem Messer wie diesem hatte er sich schon einmal erfolgreich gewehrt. Das würde er jederzeit wieder tun.

In den ersten Nachtstunden hatte er das Gefühl, jemand mache sich an seinem Wagen zu schaffen. Doch da niemand die schwankende Leiter zu ihm ins Heu erklomm, schlief er nach einer bangen Viertelstunde wieder ein.

Noch im Morgengrauen packte er seine Brocken, versteckte die Geldsäcke abermals unter dem gespaltenen Holz und zog mit seinem Karren die letzten Kilometer nach Blankenese. Trotz der noch nachtschlafenen Zeit ging er zum Kohlhof, dem Gemüsegarten von Oma Trine.

Niemanden hatte ihn gesehen, keiner war zu dieser Zeit auf den Beinen.

„Gott, wie sieht es hier denn aus! Der Acker ist ja wohl mehr als ein Jahr nicht bestellt worden!“ Zum Glück stand die alte Regentonne noch immer an ihrem Platz und war zur Hälfte mit Wasser gefüllt.

Bevor er seinen eben gefassten Plan umsetzen konnte, schaute er sich mindestens dreimal um: Tatsächlich! Niemand zu sehen oder zu hören!

Daraufhin drückte er die mit nur wenig Wasser gefüllte Tonne hoch, legte Steine unter die Vorderseite und grub mit dem Spaten, den Oma vor Jahren unter einer Hecke versteckt hatte, ein Loch. Da hinein kamen die Münz-Säcke. Auch wenn die Tonne danach etwas höher stand, das Schatzversteck fiel wirklich nicht auf. Und das ausgehobene Erdreich verteilte er auf dem frisch umgegrabenen Beet eines Nachbarn. So erweckte auch seine Grabung bei niemandem Neugier. Als das erledigt war, ging er zu Clas' Haus. Schon auf der Diele, dem Gemeinschaftsraum der Haushälfte, wurde er von Magdalene angesprochen, die ihre Ziege molk:

„Mensch Harm! Auch mal wieder in Blankenes?“

Warst lange fort. Wir haben uns schon Sorgen gemacht!“ Die hübsche Magdalene gehörte zu einer Familie, die ebenfalls in Clas' Haus lebte.

„Ach, ist 'ne lange Geschichte!“ versuchte Harm möglichst unverbindlich zu antworten. Dann betrat er Clas' Kammer. Dessen Frau Metta arbeitete am Tisch ihrer Kammer.

„Kiek an, Harm is tröchl!“ rief sie und starrte Harm wie einen Außerirdischen an.

„Wat hest denn de hele Tiet makt?“

Das war ihre Art der Aufforderung, von seinen Abenteuern zu berichten. Harm stellte sich zu ihr an den Tisch, bekam eine Kümme Brei samt einem Holzlöffel und begann im Stehen zu essen. Dabei erzählte er in aller Kürze von seinen Erlebnissen. Doch zunächst wollte er noch einmal bestätigt haben, dass Palme und die Schweden wirklich abgezogen und weit, weit weg seien.

„Du kannst ganz beruhigt sein. Palme ist wirklich nicht mehr hier. Der kann Dir nichts mehr tun!“ Dem Jungen fiel ein Stein vom Herzen. Trotzdem waren seine Befürchtungen immer noch nicht ganz ausgeräumt.

Angst ließ ihn weiter vorsichtig handeln.

Was war mit dem Landsknecht, diesem Boris?

Wenn der nun käme und ihn, Harm, ausquetschen würde, um das Schatzversteck aus ihm herauszupressen? Aus diesem Grund ließ er in seinem Bericht vorsichtshalber alles, was den Schatz betraf, aus.

Kein Sterbenswort erwähnte er.

Sicher ist sicher, war seine Devise.

„Was ich noch sagen wollte: Ich wünsche mir nichts mehr, als wieder auf der Fähre zu arbeiten! Braucht Onkel Clas vielleicht jemanden?“

„Klar,“ kam es von Clas, der gerade den Raum betrat und den Rest der Rede mitbekommen hatte.

„Leute wie Dich immer. Ich sag Nottelmann Bescheid, dass Du demnächst wieder bei uns anmusters! Aber ein paar Tage musst Du Dich noch gedulden!“

Das war eine Nachricht, auf die Harm gehofft hatte.

Wieder auf den Planken eines Fährboots zu arbeiten, wieder sein gewohntes Alltagsleben zu führen, war sein Traum.

„Es gibt doch nichts Schöneres als den Alltag,“ war seine Schlussfolgerung!

Danach spazierte Harm zum Garten seines Hauses.

„Wie sich das anhört, *mein Zuhause!*“, überlegte er.

War es wirklich sein Zuhause, ohne Oma?

Die Haushälfte, die jetzt ihm gehörte, blieb ihm ohne seine Großmutter fremd.

Auf dem Weg nach Hause begegnete er abermals Magdalene, die zum Strand wollte. „Ick heff di lang nich säen,“ sagte sie und blieb stehen. In der Tat, es stimmte, sie hatten sich lange nicht gesehen. Er hielt ebenfalls inne und erzählte in groben Zügen, wie es Oma Trine und ihm im letzten Jahr ergangen war und unter welchen schrecklichen Umständen sie ums Leben gekommen war. Selbstredend verschwieg er auch ihr gegenüber den Palme-Schatz, den er aus dem gestrandeten Schiff geborgen hatte.

„Jetzt muss ich erst mal sehen, wie es um mein Haus steht. Wahrscheinlich muss ich in meiner Kammer erst Mal Klarschiff machen. Dann sind vielleicht noch ausstehenden Mieten zu kassieren und zum Schluss ist der Hausgarten zu bestellen,“ schloss er die Aufzählung.

„Wenn Du einverstanden bist, helfe ich Dir!“

Keine schlechte Idee, fand er, denn zu Hause würde mehr als genug Arbeit warten. Arbeit, die ihm nicht lag. Also zogen sie gemeinsam weiter.

Seine Kammer wurde von einigen Hausbewohnern als Abstellraum, von anderen als Kinderzimmer benutzt. Das musste schnellstens geändert werden. Als er die Truhe öffnete, gab es eine weitere Überraschung: Bettwäsche und vieles andere fehlten. Also auch Omas Kleidung und die wenigen Sachen von ihm.

Wo waren ihre Textilien geblieben?

Vorsichtig erkundigte er sich bei den Mitbewohnern.

Bis zum Abend erhielt er das eine oder andere unter haarsträubenden Ausreden zurück. Vieles aber war einfach nicht mehr da.

Wie gut, dass Magdalene die Rückgabe-Forderungen viel diplomatischer formulierte als er. Sonst hätte es mit manchem Nachbarn Dauerkrach gegeben.

Nachdem sein Kämmerchen gereinigt und der Alkoven für die Nacht hergerichtet war, ging es an den Hausgarten. Während einer Pause setzten sich beide auf die Bank und überlegten, was als nächstes zu tun sei. „Du wolltest Dich noch um ausstehende Mieten kümmern!“

„Vielleicht sollten wir das besser morgen oder übermorgen machen! Dann hat sich die aufgeheizte Stimmung nach der Wäschesuche etwas beruhigt!“

Dass diese Zurückhaltung eine weise Strategie war, merkte man am Benehmen der Hausbewohner. Alle waren Harm gegenüber freundlich, aber kurz angebunden. Eigentlich gingen sie ihm aus dem Weg. Keiner fragte, wie es ihm ergangen sei. Doch das störte ihn nicht. „Die können sich doch nicht einfach Omas Hausrat aneignen, auch wenn sie tot ist und ich in der

Fremde festgesessen hab'! Wo kämen wir da hin," sprach und stand auf, um die nächste Aufgabe anzupacken.

„Dann wollen wir mal den Kohlhof auf Vordermann bringen!“

Im gleichen Atemzug fragte er Magdalene:

„Du kommst doch mit?“

„Eigentlich müsste ich nach Hause. Aber ich komm lieber mit Dir!“ Doch dann fiel ihr ein, dass sie zu Hause zumindest kurz Bescheid sagen müsse und lief los. Doch noch bevor sie ihr Elternhaus erreichte, kam ihr ein Fremder entgegen.

„Mein Gott! Dem Aussehen nach könnte das dieser Boris sein, von dem Harm so schreckliche Dinge berichtet hat? Was will der denn hier? Mir graust vor dem!“

Der Vollbärtige sprach sie dann auch noch an.

„Kann sie mir sagen wo Harm wohnt? Ich muss ihm was Dringendes mitteilen.“ Wirklich. Das musste dieser Boris sein.

Magdalene ahnte Schlimmes, antwortete aber geistesgegenwärtig:

„Harm? Den hab' ich ewig nicht gesehen," und blickte auf ihre Schuhspitzen. „Ich glaub', er arbeitet in Buxtehude!“

Sobald es ging, informierte sie Harm über die drohende Gefahr, gerade als er dabei war Unkraut auf dem Kohlhof zu jäten. Damit sie nicht gesehen wurden, drängte ihn Magdalene hinter eine hohe Buchenhecke und berichtete atemlos von ihrer Begegnung. „Hoffentlich verschwindet dieser böse Mensch so rasch wie möglich wieder," war ihre Schlussbemerkung.

Nach diesem Bericht schätzte auch Harm die Situation als sehr ernst ein. Seit er mit seinem Schatz in Blankenese angekommen war hatte er sich der Illusion hingegeben, er sei Palme und Boris ein für allemal entwischt. Dieser Wunschtraum war wie eine Seifenblase zerplatzt.

„Der Landsknecht lässt sich immer neue Gemeinheiten einfallen! Deshalb muss ich weg. Weg von hier. So schnell es geht. Am liebsten noch heute Nacht!“, waren Harms Worte.

„Willst Du nicht doch bleiben? Clas und seine Männer werden Dich bestimmt beschützen!“

„Nein, dem Kerl sind sie nicht gewachsen. Selbst wenn ihn Clas und seine Mannschaft vertreibt, wird er bei nächstbesten Gelegenheit wiederkommen und versuchen, mich zu fangen oder zu töten. Er ist jemand, der keine Skrupel kennt und genau das tut, was ihm sein Herr befiehlt!“

Harm musste also verschwinden.

Doch wohin diesmal?

Vielleicht ein weiteres Mal zu Sargtischler Pickenpack nach Buxtehude? Oder auf den Äppel-Kahn seines Bruders?

Clas machte einen besseren Vorschlag:

Er kannte einen Viehbauern auf der Halbinsel Eiderstedt, mit dem er seit langer Zeit befreundet war. Seit damals, als er als junger Kerl bei einem der Rinderzüge mitgeholfen hatte.

„Zu dem gehst Du, grüßt ihn von mir und versuchst auf seinem Hof zu arbeiten. Sollte das nicht klappen, arbeitest Du eben auf einem der Nachbarhöfe. Irgendwo wirst Du schon was finden.

Dann bist Du weit vom Schuss.

Von diesem Plan erfährt natürlich kein Mensch, damit sich niemand verplappern kann und dieser Schlingel von Landsknecht vielleicht doch noch erfährt, wo Du Dich versteckst.

Nun also los!“

Damit schlug er Harm vor die Brust, drehte ihn um und schob ihn aus der Tür. Der ging mit Magdalene ein letztes Mal zum Kohlhof.

Heimlich beäugte er die Tonne, unter der sein Schatz vergraben lag. Alles war in Ordnung.

„Wenn Du Dich in der nächsten Zeit um meinen Garten kümmern könntest? Das wär' großartig!“

Danach machte er sich auf den Weg nach Eiderstedt.

Wahrscheinlich würde er dafür zwei bis drei Tage benötigen.

Zum Abschied drückte ihm Magdalene noch einen flüchtigen Kuss auf die Wange. Was er aber nicht ahnte war, dass Magdalene nicht nach Hause ging, sondern ihm heimlich folgte.

Zumindest ein Stückweit.

Sein überstürzter Abschied brach ihr fast das Herz.
Sie mochte ihn bei der Gefahr, die über ihm schwebte, nicht ziehen lassen.
Deshalb lief sie ihm bis zur Chaussee nach Schenefeld hinterher.
„Wie gut, dass ich das gemacht hab!“ sagte sie später immer wieder und rechtfertigte ihren Entschluss als den besten, den sie je getroffen hatte.

Denn was sie dort erlebte, vergaß sie ihr Lebtag nicht.
Harm mochte vielleicht hundertfünfzig Meter vor ihr gehen, als plötzlich ein Mann mit großem Federhut, Reiterstiefeln und gezogener Pistole aus dem Gebüsch gesprungen kam. Der Junge riss die Arme hoch, während ihn der Mann nach Waffen abgeklopfte.
So plötzlich, wie der Federhut-Kerl aus dem Gebüsch gesprungen kam, so rasch verschwand er mit dem gefangenen Harm hinter dem Knick.
Ganz klar! Ein Überfall auf ihren Harm!
Vor ihren Augen wurde er gefangen genommen!
Und sie hatte erkennen können, wer der Täter war.
Der schreckliche Landsknecht! Natürlich! Er war es!
Da war sich Magdalene ganz sicher.
„Hilfe!“ Sie suchte händeringend Unterstützung.
Aber niemand war in der Nähe.
So schnell sie konnte lief sie nach Dockenhuden.
Rannte von einem Haus zum nächsten.
Pochte gegen Türen. Schrie Zeter Mordio, um Helfer zu mobilisieren. Aber die Bewohner waren wohl alle auf dem Feld!
Da sie in Dockenhuden keine Helfer fand, rannte sie so schnell sie konnte weiter. Bis zu Clas' Haus. Aufgeregt hämmerte sie gegen seine Kammertür, konnte aber keinen Ton hervorbringen, als Clas die Tür öffnete und sie fragend anstarrte.
Sie rang nach Atem, was ihr die Sprache verschlug.
„Mok suttje, Deern!“ meinte er und wartete, bis Magdalene zu Atem gekommen war. Schließlich schilderte sie das Geschehen in abgehackten Sätzen. Noch während sie berichtete, schob Clas sie aus dem Haus, um augenblicklich ein paar Nachbarn zu mobilisieren.
Mit vier gestandenen Kerlen sowie der Jungfer Magdalene zog er los. Zunächst ging es zur Schenefelder Chaussee.
Natürlich war kein Landsknecht und kein Harm mehr zu sehen.
Der Häscher und sein Gefangener hatten wahrscheinlich einen gehörigen Vorsprung. Doch in welcher Richtung werden sie gegangen sein?
„Hier. Ungefähr hier muss er Harm gefangen haben,“ erklärte Magdalene und zeigte auf die Stelle, an der Harm überfallen wurde.
Die Männer schauten ins Gebüsch und hinter den Knick, als könne der Landsknecht mit dem gefangenen Harm dort hocken.
Gleich hinter den Büschen lag ein frisch bestellter Acker, auf dem die Fußspuren von zwei männlichen Personen zu erkennen waren. Wahrscheinlich die von Harm und dem Landsknecht? Sie führten nach Norden.
„Vermutlich bringt er Harm zu Palme ins schwedisch kontrollierte Gebiet!“, kombinierte einer der Männer.
„Schön und gut. Aber wo ist das?“ Das wusste keiner genau.
„So Deern. Du hast Deine Pflicht und Schuldigkeit getan und uns hierhergeführt. Nun geh man wieder nach Haus. Was jetzt kommt, ist nichts für Frauensleute!“ Doch Magdalene wollte nicht heimgeschickt werden.
Sie wollte dabei sein, wenn man Harm befreite.
Während die anderen unschlüssig herumstanden, schickte sie ein stilles Gebet zum Himmel.

Vielleicht half das, denn Clas rüttelte seine Jungs mit „Tja, denn wüllt wi!“ aus ihren Gedanken und marschierte allen voran los. Doch Jungfer Magdalene musste, wie gesagt, zurückbleiben. Da ließ Clas nicht mit sich handeln.

Wie lange mochte es her sein, dass Harm in die Hände des Landsknechts gefallen war? Eine halbe Stunde? „Vielleicht,“ vermutete Clas.

Sie durften keine Zeit verlieren. Schließlich ging es um das Leben des jungen Mannes! Also auf nach Schenefeld. Dort hatte einer von Clas' Männern Verwandte, die ihnen vielleicht einen Einspanner leihen würden.

Leider wurde daraus nichts. Die Verwandten waren mit besagtem Wagen nach Altona gefahren. Als man deren Nachbarn nach dem Landsknecht und Harm fragte, erfuhren sie: „Tatsächlich, vor einer guten Stunde sind zwei Männer hier durchgezogen! Der mit dem großen Federhut besaß einen Degen und im Gürtel hatte er eine Pistole.“

„In welche Richtung sind sie denn gegangen?“

„Da längs!“, wurde ihnen gezeigt. „Nach Norden.“

„Unser Nachbar will mit seinem Einspanner gerade seine Sau nach Pinneberg bringen. Ich frag mal, ob er Euch mitnimmt!“

„Dann werden wir Harm und seinen Bewacher vermutlich bald eingeholt haben.“

Tatsächlich aber schaukelte und ächzte der Wagen unter dem Gewicht der fünf Kerle, dass es seine Art hatte. Schwankend und knarrend ging es durch Wege-Kuhlen und Pfützen. Der Bauer konnte deshalb nur langsam und stütze fahren, musste darauf achten, dass es zu keinem Radbruch kam.

„Pass op!“, oder „Schlagloch steuerbord voraus!“ waren Rufe, die den Bauern irritierten, manchmal aber auch zu Kurswechseln veranlasste. Bei jedem der abrupten Richtungswechsel wurde die Sau von einer auf die andere Seite geworfen, was die Männer auf der Ladefläche jedes Mal in Gefahr brachte, von ihr zerquetscht zu werden.

Als sie unschlüssig vor einer Weggabel standen, wollten sie nach dem Weg fragen. Schließlich hatten sie keine Ahnung, ob sie nun links oder geradeaus nach Uetersen fahren sollten.

„Ich frag mall!“

Clas sprang vom Kutschbock, um sich bei einem im Garten hackenden alten Weib nach den beiden Männern zu erkundigen.

„Heff ick nich sejn!“ lautete ihre Antwort.

„Und wo geht es nach Uetersen?“ „Doar lang!“ zeigte sie, ohne aufzublicken.

„Geradeaus,“ entschied Clas nach Auskunft der unfreundlichen Alten und kletterte zurück auf den Bock.

Erneut ließ der Schweine-Bauer die Peitsche knallen. Sein Pferd zog an. Doch wo mochten der Landsknecht mit dem armen Harm stecken?

Waren sie wirklich Richtung Norden gelaufen?

Oder doch in die andere Richtung?

Vielleicht zu dem Hof bei Uetersen, auf dem Harm damals gefangen gehalten wurde?

Leider war die Adresse von Harms damaligem Gefängnis nach wie vor unbekannt. Eines war aber sicher: das Haus musste einem aus der Palme-Bande gehören.

Sie durften jetzt keine Zeit verlieren.

Es musste schnellstens weitergehen, damit sie Harm befreien konnten.

Deshalb wurde der kutschierende Bauer erneut animiert, seinem Zossen die Peitsche zu geben, damit es endlich voran ging. Doch je schneller der Wagen fuhr, desto häufiger wurden die Männer hin und her geworfen, genau wie die mächtige Sau, die von links nach rechts und wieder zurück schaukelte.

Clas, der auf dem Kutschbock saß, erzählte dem Bauern von Harms Gefangennahme.

„Der Junge ist aus unserem Dorf. Wir müssen ihn befreien! Das verstehst Du doch?!“

„Das würden wir genauso machen!“, konnte der Bauer nur zustimmen.
Mit der Zeit wurden die Männer auf der Ladefläche immer lauter. „Kinder, nun seid endlich mal ruhig.
Nehmt die Sache nicht auf die leichte Schulter.
Der Landsknecht ist schwer bewaffnet!
Wenn wir den unvorbereitet treffen, kann manches schief laufen!“, warnte Clas seine Männer.
Irgendwann musste er sie ein weiteres Mal berufen:
„Haltet jetzt endlich den Sabbel. Ihr benehmt Euch wie auf einer Pfingsttour! Ihr wollt doch nicht, dass unser Kommen schon eine Meile im Voraus angekündigt wird!“
Als sie in der Ferne, zwischen den Büschen eines Knicks, zwei Wanderer entdeckten, ahnten sie, dass es gleich zu einer netten Schlägerei kommen würde.
„Da sind sie! Ich erkenne den Landsknecht an seinem Hut!“, hieß es. Diesmal schnalzte der Bauer nur mit der Zunge und schlug dabei mit den Zügeln, um den Gaul in leichtem Trab zu versetzen. Man wollte nicht schon wieder auf sich aufmerksam machen.
Auch den kutschierenden Bauern hatte das Jagdfieber ergriffen.
Er wollte unbedingt dabei sein, wenn Harm befreit wurde.
Vielleicht gäbe es eine handfeste Keilerei mit diesem Verbrecher.
Die würde er liebend gern mitmachen. Denn die letzte körperliche Auseinandersetzung, an der er beteiligt war, lag leider schon ein paar Wochen zurück.
Doch als sie den Wanderern nähergekommen waren, mussten sie erkennen, dass es sich nicht etwa um den Landsknecht und Harm handelte, sondern um ein harmloses Bauernpaar.
Aber wieso trug die Frau den gleichen Hut wie dieser Boris?
„Woher hat Sie den eleganten Hut, gute Frau?“, fragte Clas.
„Den haben wir da achtern im Graben gefunden!“
Plötzlich waren alle hellwach, sprangen vom Wagen und bedrängten das Paar mit Fragen. Heraus kam, dass sie den Hut vor kurzem am Wegesrand entdeckt hatten. Das war, als die Bauersleute den Wagen mit Clas und seinen Männern gehört hatten.
„Hab´ ich Euch das nicht gesagt?
Jetzt sind sie uns durch die Lappen gegangen!“
Clas war wütend. Was nun? Der kutschierende Bauer war jedenfalls so enttäuscht, dass er sich entschloss, sein Schwein endlich zu dessen Käufer zu bringen.
Das bedeutete, er musste umkehren.
Drei von Clas´ Männern wollten ebenfalls zurück zu ihrer Arbeit.
Die ganze Gesellschaft drehte also um.
Zunächst mussten sie gemeinsam zu der Stelle, an der der Hut im Graben gelegen hatte. Zum Glück begleiteten sie die Bauersleute:
„Hier, genau hier lag das gute Stück!“
Dabei wiesen sie auf die umgeknickten Grasbüschel am Grabenrand.
„Da hat das gute Stück gelegen!“
Danach trennten sich drei Blankeneser sowie der Schweinebauer von Clas und seinem Kumpel. Der wurde Faust genannte. Die Beiden wollten unbedingt weiter nach Harm suchen. Doch wo?
„Faust“ trug seinen Spitznamen nicht zu Unrecht. Denn er gehörte zu den Männern, die lieber schlugen als diskutierten. Für ihn war jeder Tanzabend eine Gelegenheit zu zeigen, was in seinen Fäusten - und nicht nur in seinem Tanzbein - steckt. Doch Clas warnte:
„Mach Dir nichts vor. Der Landsknecht ist schwer bewaffnet.
Mit Fäusten kommt man gegen ihn nicht an!“
Doch Faust blieb uneinsichtig.
„Wenn es Dir nicht passt, kann ich ja nach Hause gehen!
Ich hab´ schließlich besseres zu tun, als hinter Harm herzurennen!“ Clas ging nicht auf die schmollende Bemerkung ein, sondern bedankte sich bei dem Bauernpaar.
Leider waren keine weiteren Hinweise zu finden, die sie auf eine neue Fährte hätten setzen können. Schon gar keine, die Aufschlüsse über den Fluchtweg der Beiden gegeben hätte.

Warum hatte Boris den teuren Hut mit der Straußenfeder liegen gelassen? Ein so wertvolles Stück vergisst man doch nicht!
„Was glaubst Du, was ich an Boris Stelle gemacht hätte, wenn ich von fünf Männern verfolgt werde und nicht weiß, ob sie bewaffnet sind oder nicht?“
„Ich würde versuchen sie in die Irre zu führen! Oder ich würde mich verstecken,“ antwortete Faust kleinlaut.
„Die Idee wird auch der Landsknecht gehabt haben!“
Das machte Sinn. Und weil ihnen nichts Besseres einfiel, gingen Clas und Faust den Weg weiter zurück.

Kapitel XIV

Boris grinste. „Sie machen genau das, was ich will! Weil sie denken, wir seien zurückgegangen. Aber Pustekuchen! Wir nehmen den Weg zu Palme, den ich will. Während ich Deine dämlichen Freunde in die Irre laufen lasse.“
In der Tat, Boris hatte Clas und seine Männer hinters Licht geführt.
Doch er hatte immer noch nicht herausfinden können, ob Harm den Schatz der „Ingrid Marie“ nun wirklich geraubt hat und falls ja, wo er versteckt ist.
Im Zweifel würde das Palme machen.
Der war für seine Verhörmethoden berüchtigt.
„Boris, ich habe Dir schon mehrfach gesagt, dass ich den Schatz der „Ingrid Marie“ beim Strandvogt auf der Hatzburg abgegeben hab!
Das ist aktenkundig! Mehr kann ich Dir nicht sagen! Und wenn Du Zweifel an meinen Worten hast, dann geh doch einfach zu ihm und erkundige Dich!“ Doch Boris wischte Harms Antwort mit einer Handbewegung beiseite.
Sollte Harm wirklich etwas verschweigen, würde das Palme schon aus ihm herausprügeln.
Oder ihm die Daumenschrauben anlegen!
Ihm vielleicht auch den Schwedentrunk zu schlucken geben!
Da war sich der Landsknecht ganz sicher.
Für Boris war die augenblickliche Situation tatsächlich kompliziert: Er musste mit diesem schlaun Gefangenen durch die Gegend spazieren, der bestimmt versuchen würde, Hilfe von den Leuten am Wegesrand zu erheischen.
Weiter war sich Boris sicher, dass Harm die nächstbeste Gelegenheit nutzen würde, zu fliehen.
Aber da war er bei ihm an den Falschen geraten.
Er fesselte Harms Hände.
Und nachts wurden auch seine Füße zusammengebunden.

Harm ahnte, was auf ihn zukommen würde, wenn er erst einmal bei Palme angelangt war.
Deshalb überlegte er fieberhaft, wie er entkommen konnte.
Das musste so schnell wie möglich passieren.
Deshalb hatte er sich vorgenommen nach Feuersteinsplittern zu suchen, die manchmal auf dem Weg lagen. Wo immer sie gingen, war sein Blick nach unten gerichtet, um Splitter zu entdecken und – wenn möglich – aufzusammeln.
Bei einer kurzen Rast sah er welche. Jetzt kam es drauf an, sie in seine Hosentasche zu zaubern.
Deshalb ließ er sich beim erneuten Aufbruch absichtlich fallen.
Nichtsahnend war sein Bewacher ein paar Schritte weitergegangen, um auf ihn zu warten. Dieser Augenblick genügte Harm, die Steinsplitter zusammenzuraffen und sie, trotz gefesselter Hände, fest umklammert in einer Faust zu verbergen. Leider verursachten die messerscharfen Splitter heftige Schmerzen. Später versuchte er die Steine mit den immer noch gefesselten Händen in eine Hosentasche zu stecken. Dabei entglitten ihm die meisten. Übrig blieben nur zwei Feuersteinklingen, die tatsächlich in seiner Tasche landeten.

Abends lagerten sie in einem Wäldchen.

Für die Nacht wurde Harm an einen Baum gefesselt.

Dabei war kein Griff in seine Tasche möglich.

Er versuchte zwar, die Fesseln zu lösen, aber das war unmöglich.

Was also tun?

„Ich muss mal hinter ´n Busch!“, war sein dringender Wunsch.

Nach vergeblichen Bitten band ihn Boris los und ließ ihn hinter einen Busch hüpfen. Seine Beine und Hände blieben aber weiterhin gefesselt. Schon auf dem Weg suchte Harm mit vielen Verrenkungen nach besagtem Stein in seiner Tasche, fischte eine Klinge heraus und begann augenblicklich, an seinen Handfesseln zu säbeln. Dabei war er zur Tarnung in die Hocke gegangen, so als verrichte er sein Geschäft. Dummerweise entglitt ihm der Stein, den er im hohen Gras nicht wiederfand. Verzweifelt suchte die zweite Klinge in der Tiefe seiner Tasche. Sie war nicht mehr da. Fieberhaft wühlte er, ohne sie zu finden.

Das durfte nicht wahr sein.

Endlich, nach langem Wühlen, hielt er sie dann doch in der Hand.

Aber erst, nachdem er seinen Rotz-Lappen aus der Tasche gezogen hatte. Zunächst versuchte er sich an der Handfessel, was besonders schwierig war.

„Bist Du nun endlich fertig?“, brummte Boris ungehalten.

„Augenblick noch!“

Doch das Durchtrennen der Fesseln wollte und wollte nicht gelingen. Das Tau bereitete größte Schwierigkeiten.

Dann endlich hatte er es geschafft.

Jetzt machte er sich an die Fußfesseln. Da er seine Hände wieder ungehindert benutzen konnte, waren die Fußbänder im Nu durchschnitten. Doch bevor die letzte Fessel gefallen war, tauchte die Frage auf, wie es weitergehen sollte. Natürlich hatte er genau diese Situation mehrfach durchzuspielen versucht, doch jetzt musste er handeln.

Sollte er aufspringen und weglaufen?

Oder wäre es besser, einen Ast zu suchen und Boris damit den Kopf einzuschlagen? Besser nicht!

Der Mann war nicht nur im Nahkampf geübt, sondern mit Stich- und Schusswaffen ausgerüstet.

Da es stockfinster war, entschied sich Harm fürs Weglaufen.

„Dabei habe ich die besten Chancen“, war seine Überlegung.

Also sprang er auf und rannte im Zickzack davon. Die Haken schlug er, damit Boris ihn nicht mit seinen Pistolen nicht treffen konnte. Doch gezielte Schüsse waren bei Dunkelheit ohnehin unmöglich.

Kaum hatte der Landsknecht bemerkt, dass Harm floh, brüllte er:

„Stehenbleiben oder ich schieße!“

Und schon konnte man hören, dass er die Verfolgung aufgenommen hatte. Jedoch ohne zu schießen! Aber Harm war schneller als sein Verfolger, sehr viel schneller und als junger Mensch viel wendiger und ausdauernder. Obwohl Harm in der Dunkelheit immer wieder über Wurzelwerk und umgestürzte Bäume stürzte, gelang es ihm, Boris bald abzuhängen.

Als er einen Augenblick stehen geblieben war, bemerkte er, dass sein Verfolger eine andere Richtung nahm. Um ihn weiter auf der falschen Fährte laufen zu lassen, warf er zwei, drei Steine auf seinen Weg, damit Boris denken mochte, er sei auf der richtigen Spur.

Nachdem Harm wohl mehr als eine Stunde nach Süden gerannt war, blieb er stehen und versuchte sich zu orientieren.

Aber auch um zu verpusten.

Richtig, er musste weiter nach Süden, um nach Blankenese zu kommen.

Oder etwa nicht? Doch lief er wirklich in südliche Richtung?

Die geschlossene Wolkendecke hing niedrig. Er konnte weder Mond noch Sterne entdecken.

Gestirne konnten ihm also nicht helfen. Deshalb hielt er den nass geleckten Zeigefinger in die Luft.

Auf einer Seite wurde er kalt. Von dort kam der Wind.

Er erinnerte, dass sie gestern Westwind hatten.

Wie üblich an der Küste.

Sofern der Wind nicht gedreht hatte, musste dort also Westen sein. Dieser kleine Trick bestätigte, dass er wahrscheinlich nach Süden lief.

Das hoffte er auch.

„Ich muss weiter, damit mich Boris nicht doch noch erwischt!“

Der Landsknecht war die Triebfeder, die ihn weiterlaufen ließ, obwohl er ziemlich ausgepumpt war.

Sein Weg führte über Wiesen und Gräben, durch Waldstücke und auf dem Halm stehenden Feldern. Vorsichtshalber mied er Gehölze, um Hunde nicht zum Bellen zu bringen. Denn damit würde er eine akustische Fährte für Boris legen. Irgendwann gelangte er an eine riesengroße Brache, die langsam anstieg. Davon hatte er schon öfter gehört.

Wo genau mochte sie liegen?

Immer wieder reckte er den nassen Finger in die Höhe, um seine Lauf-Richtung zu überprüfen.

Der Wind bestätigte, dass er auf dem richtigen Weg sein musste.

„Bevor ich das sumpfige Flottbeker Tal erreiche, muss ich rechts abbiegen. Von dort ist es nicht mehr weit nach Blankenese.“

Dann bin ich in einem riesengroßen Bogen gelaufen,“ registrierte er.

Es stellte sich heraus, dass ihn Windrichtung und Ortssinn nicht getäuscht hatten. Harm hockte an einer Birke und überlegte, wie er weitergehen musste. Oder wäre es vielleicht zu gefährlich, den direkten Weg zu nehmen?

Welcher Pfad beziehungsweise welcher Umweg mochte sicher sein?

Nachdem er wieder zu Atem gekommen war, entschied er sich für den direkten Weg nach Blankenese. Doch vor jeder Biegung, jeder Abzweigung klärte er vorsichtig, ob Boris in der Morgendämmerung auf ihn warte.

Sein Weg führte ihn ohne weitere Vorkommnisse Richtung Blankenese. Bis er eine Mannsperson ausmachte, die einen pistolen-ähnlichen Gegenstand in der Hand zu halten schien. Das jedenfalls glaubte er im Büchsenlicht zu erkennen.

Sofort drückte sich Harm ins Gebüsch.

In der Tat, nach einigen Minuten hatte er die Person mit Sicherheit erkannt.

Es war tatsächlich der Landsknecht.

Und er hielt seine Pistole in der Hand.

Zum Glück hatte Boris ihn nicht bemerkt.

Wahrscheinlich, weil Harm aus einer ganz anderen Richtung als erwartet gekommen war.

Doch was nun?

Sollte Harm warten, bis Boris das Feld geräumt hatte?

Oder wäre es besser von der Elbseite nach Blankenese zu kommen?

Nein, nein, und abermals nein!

Das Beste wäre, jemanden zu finden, der ihn nach Blankeneser schmuggelt.

Zu Harms angespannter Situation gesellten sich Hunger und Durst. Trotzdem verkroch er sich zunächst im Knick.

Zu einer Denk-Pause!

Dafür nutzte er einen verlassen Fuchsbau, der mehr als 50 Meter von der Straße entfernt lag, sodass ihn wirklich niemand sehen konnte.

Ihn fror. Es war wirklich zu kalt, um zu dieser frühen Morgenstunde ohne Decke draußen zu hocken. Dabei hatte er seine Jacke schon bis zum Kragen zugeknöpft. Obendrein quälten ihn Hunger und Durst. Deshalb entschloss er sich zum Durchbruch nach Blankenese.

Doch er war noch nicht auf der Straße, als er den Milchwagen kommen hörte. Harm trat aus dem Gebüsch: „Dach ook, Eggerstedt, kunnst mi mit no Blankenes nehmen?“

Der Milchkutscher war über die unverhoffte Begegnung erschrocken, hatte Harm auch nicht gleich erkannt.

„Mensch Jung, wo kommst Du so früh am Morgen her? Ganz Blankenese macht sich Sorgen um Dich. Überall haben sie nach Dir gesucht. Und nun stehst Du hier und willst mitfahren.“

Während Eggerstedt sein Pferd mit einem „Hü“ zum Weiterlaufen ermunterte, erzählte Harm in kurzen Worten, was ihm widerfahren war und wer auf ihn wartete.

„Ja, und? Wie soll es jetzt weitergehen?“ bohrte der Milchkutscher nachdenklich und hielt sein Pferd zum Laufen an.

„Kann ich mich zwischen Deinen Milchkannen verstecken? Damit mich dieser verdammte Landsknecht nicht sieht, sollte er am Ortsrand von Blankenese auf mich warten.“

Tatsächlich lungerte ein Mann am Ortseingang, auf den die Beschreibung des Landsknechts passte. Doch der Mann ließ den Wagen passieren, weil nur Eggerstedt auf ihm zu sehen war. In Blankenese angekommen, sprang Harm hinter den Kannen hervor und lief auf direktem Weg zu Clas, um sich Rat zu holen.

Doch der befand er sich auf einer Fährfahrt und würde erst mit der Nachmittagsebbe zurückkommen, meinte seine Frau bedauernd. „Möchtest was trinken? Oder hast Du Hunger?“ Doch Harm wollte nicht bis zum Nachmittag warten. Dafür nahm er gern den Becher Wasser an und ließ sich ein paar luftgetrocknete Scharben in die Tasche schieben.

„Danke, Tante Metta! Ich komm nachher vorbei, wenn Onkel Clas da ist!“

Nach einigem Überlegen fasste er einen anderen Entschluss:

„Ich werde mich kurz bei Magdalene blicken lassen!“

Er ging zum rückwärtigen Küchen-Eingang von Clas' Haus. Durch ihn musste man bei Magdalenes Eltern eintreten. Leider war auch sie nicht anwesend, sondern mit ihrer Mutter auf dem Altonaer Fischmarkt.

So ein Pech aber auch.

Doch Harm hatte mehr als genug zu Hause zu tun.

Vorsichtig spähend betrat er sein Heim.

Dort wurde er von Mitbewohnern begrüßt, die natürlich wissen wollten, was er diesmal erlebt habe. „Zum Glück laufen sie nicht mehr vor mir wegen der offenen Mietforderungen oder wegen meines verschwundenen Hausrats weg!“

Den Satz: „Du glaubst ja nicht, was man im Dorf alles über Dich erzählt!“, hörte er an diesem Tag mindestens vier Mal. Doch noch mochte er nichts von sich erzählen, denn zuallererst ging es ihm darum, alles in die Wege zu leiten, um sich vor dem Landsknecht zu schützen.

Deshalb bat er die Nachbarn, ihm beizustehen, sollte sich der Landsknecht blicken lassen. Dafür beschrieb er den Kerl. Ein paar junge Burschen waren sofort bereit ihm beizuspringen.

„Wo ist der Kerl? Den werden wir uns vorknöpfen!“

Andere legten sich Sensen, Knüppel oder Forken für den Fall das Boris auftauchen sollte, zurecht.

Kaum war Harm in seiner Kammer, holte er das Rasiermesser aus der unteren Schublade des Tassenschranks und steckte es in die geheime Gesäßtasche. „Besser ist besser!“ Auch wenn er keine Idee hatte, wie man sich mit einem Rasiermesser gegen Degenangriffe oder gar eine Pistole verteidigen konnte.

Da wieder mal viele unerledigte Arbeiten auf ihn warteten, verlief die Zeit bis zu Clas' Rückkehr im Nu. Trotzdem schaute er zwischendurch immer wieder auf die Elbe, als wolle er Clas „herbeischauen“. Endlich kam seine Fähre auf. Augenblicklich rannte er zu seinem Haus, um dort auf ihn zu warten. Der Seebär trat ins Haus, umarmte Harm und schlug ihm immer wieder auf den Rücken. Dabei musste er sich ein paar Tränen aus den Augen wischen. Noch ehe Harm ein Sterbenswort von seinen neuen Abenteuern losgeworden war, platzte Clas mit einer anderen Neuigkeit heraus:

„Gut, dass Du da bist, Jung! Also ...“, stieß er hervor und blickte Harm konzentriert an. „Hör gut zu: Gestern früh ist „Ollen Schultheiß“, der Bootsführer der zweiten Fähre, mit einem Herzanfall zusammengebrochen. Es sieht so aus, als könne er nie wieder eine Fähre führen. Na

ja, mit dreiundsiebzig kann man auch mal kürzertreten. Deshalb brauchen wir Ersatz. Und dabei haben wir an Dich gedacht, Harm.

Mein Vorschlag: Du übernimmst sein Schiff! Wir alle sind dafür. Einige meinen sogar, es gibt keinen Besseren als Dich, obwohl Du erst achtzehn bist. „Wenn Harm zurückkommen sollte,“ haben Schultheiß’ Männer gemeint, „wird er unser Fährmaster! Das haben wir Nottelmann vorgeschlagen, der allerdings noch seinen Segen dazugeben muss.“

Familie Stehr starrte Harm an. „Glückwunsch, Jungel!“, gratulierte Tante Metta. „Nicht zu früh gratulieren. Noch bin ich kein Fährmaster. Gratuliert mir erst, wenn auch Nottelmann damit einverstanden ist.“

„Das wird schon, Harm. Keine Bange. Aber nun bist Du dran mit erzählen. Wie ist es Dir ergangen? Und wie bist Du diesem Schurken entwischt?“ wechselte Clas voller Neugier das Thema.

Nachdem der Junge die Geschichte seiner Entführung erzählt hatte, stand sein väterlicher Freund auf. „Dann wollen wir mal,“ worauf ihn Harm fragend anschaute.

„Na, jetzt müssen wir dem Landsknecht wohl endlich den Rest geben!“ Damit griff er seine Jacke, zog den Jungen hoch und rief „Tschüß denn, bis nachher!“, zu seiner Frau. Eilig gingen Clas und Harm zu den Nachbarhäusern, um Männer aus Clas’ Mannschaft für die Jagd auf Boris zu mobilisieren. Schließlich waren sie fünf, die sich auf den Weg nach Dockenhuden machten. Kurz vor dem Blankeneser Ortsende, da wo die Altonaer Chaussee beginnt, blieb Clas stehen. „Leute, wir müssen noch mal überlegen, was wir mit dem Kerl machen!“ Eine Weile wurde wild durcheinandergeredet, doch im Prinzip liefen alle Vorschläge darauf hinaus, den Landknecht nach Strich und Faden zu verprügeln und ihn anschließend am nächsten Baum aufzuhängen.

„Jongkerls, der Mann ist schwer bewaffnet. Dem kann man nicht eben mal eine reinhauen, ohne selbst Schaden zu nehmen!“ Dabei sah er von einem zum anderen. „Lynchjustiz geht nicht!“ Erwartungsvoll blickten ihn seine Männer an, die nach diesem Einwand einen besseren

Vorschlag von ihm erwarteten:

„Also: Der Landsknecht sollte Harm ganz offensichtlich zu Palme bringen. Und zwar lebend. Das ging schief. Deshalb wird er versuchen, ihn ein zweites Mal in seine Hand zu bekommen. Meine Idee ist deshalb Harm als Köder zu benutzen. Darum lassen wir ihn durch Dockenhuden laufen, so als habe er dort Dinge zu erledigen. Auf diese Weise locken wir den Landsknecht aus seinem Versteck, überraschen ihn und können ihn dingfest machen. Verstanden?“

Einige nickten zögerlich.

Unbeirrt fuhr Clas fort:

„Also wir schleichen im Gebüsch neben der Straße her, auf der Harm einherläuft, versuchen ihn jedoch aus unserem Hinterhalt zu schützen. Sobald der Mistkerl aus seinem Versteck tritt und Harm gefangen nehmen will, greifen wir ein und schlagen ihn mit Knüppeln windelweich. Die hat mein Ältester vorhin hinter dem Busch da drüben versteckt!“

Damit ging er in den Garten des letzten Blankeneser Hauses und holte kräftige Knüppel unter einer Ligusterhecke hervor. Sie konnten selbst Degenangriffe abwehren. Die Fährmänner wogen die Hölzer in der Hand, ließen sie schon mal durch die Luft zischen und machten zufriedene Gesichter. Nur Harm sah belämmert aus. So hatte er sich die Gefangennahme des Landsknechts nicht vorgestellt.

„Muss ich wirklich Köder sein? Kann das kein anderer machen?“

Doch Clas ließ kein Grübeln zu.

„Auf geht’s, Männer!“, lautete sein Kommando.

Doch die Ruderer blieben unentschlossen stehen.

Wollten sie nicht mitkommen?

„Nee, Du als Erster, Harm! Wir begleiten Dich heimlich hinter den Büschen!“, erinnerten sie und schoben den Jungen Richtung Dockenhuden. Der schulterte lustlos den Kartoffelsack, den er zur Täuschung tragen musste und zog los. Von Zeit zu Zeit setzte er den Sack ab, um seinen Kumpels Gelegenheit zu geben, aufzuschließen.

So erreichten sie Dockenhuden. Leider ohne Boris gesehen oder gehört zu haben.

„Komisch, der muss doch hier irgendwo stecken!“

Wo mochte der Kerl bloß sein?

„Vorhin war er jedenfalls noch da.“

Harm entdeckte den Schnapsack am Ortsausgang, tat aber so, als bemerke er ihn noch nicht. Dafür nahm er den Sack ein weiteres Mal von der Schulter, wischte sich imaginären Schweiß von der Stirn und verpustete Momente, bis er seine Kumpels im Gebüsch rascheln hörte. Jetzt konnte er weitergehen. Scheinbar unbekümmert zog er Richtung Boris, der ihn hinter einem Baum erwartete. Als Harm dort ankam, trat ein siegesgewiss lachender Boris aus der Deckung.

„Hahaha,“ kam es hämisch.

„Endlich sieht man sich wieder. Ich hatte schon Sehnsucht nach Dir!“

Harm tat überrascht, ging trotzdem einen Schritt weiter. Mit dem Sack über seiner Schulter. Als Boris mit gezückten Degen vor ihm stand, wirbelte Harm den Sack herum, in dem sich Kartoffeln, hauptsächlich jedoch Stroh befand. Damit wollte er Boris ins Gesicht schlagen. Der parierte die Strohsack-Attacke mit seinem Degen und grinste Harm überlegen an. „Und? Was sollte das werden?“

Danach steckte er seine Stichwaffe in den Gürtel und kramte ein paar Fesseln aus der Hosentasche, um Harm zu fixieren. Zuvor schaute er sichernd in alle Himmelsrichtungen, ob man auch wirklich allein sei. Das war der Augenblick, in dem Clas mit seinen Männern aus dem Gebüsch stürzte.

Überrascht verharrte Boris, ließ dabei die Schnüre fallen, riss eine Pistole aus dem Gürtel und schoss. Einen Augenblick hielt Clas inne, stürzte sich dann aber auf den Landsknecht.

Im Nu war er niedergeworfen und mit den eigenen Bändern gefesselt.

Jetzt galt es, diesen Verbrecher zum Landdrost auf die Hatzburg nach Wedel zu bringen. Doch Clas hielt stöhnend inne.

Denn Boris Kugel hatte seine Lunge getroffen.

„Clas muss dringend zum nächsten Arzt! Am besten mit einem Fuhrwerk!“ rief jemand.

Nachdem die Männer realisiert hatten, dass ihr Vormann durch Boris verletzt worden war, schwer verletzt sogar, gingen sie brutal mit dem Landsknecht um.

„Du Halunke hast unseren Vormann verletzt.“

Dafür sollst Du büßen!“

Wieder und wieder schlugen und traten sie ihn.

Doch Harm ging dazwischen.

„Leute, lasst das. Wir müssen Boris zum Reden bringen und Palmes Versteck erfahren. Denn er ist Kopf der Bande. Er steckt hinter diesen Verbrechen! Ihn müssen wir zu fassen kriegen,“ ließ Harm aufgeregt seine Ruderer wissen, als sie sich außer Hörweite ihres Gefangenen berieten.

Unmittelbar nach Boris' Gefangennahme wurde jemand geschickt, einen Wagen für Clas' Transport zu besorgen. Es eile. Die Wunde ihres Vormanns musste dringend von einem Arzt behandelt werden. Doch wo blieb das Fahrzeug? Die Nienstedtener Kirchturm-Uhr hatte ihnen angezeigt, dass sie seit über einer Stunde auf einen Wagen warteten! In der Zwischenzeit hatten sie einen Eimer mit Wasser besorgt, um dem Verwundeten zu trinken zu geben und seine Wunde zu säubern.

Endlich kam das ersehnte Fuhrwerk. Behutsam wurde Clas auf die Pritsche gelegt, während Boris, angebunden wie ein Rind, dass zum Markt geführt wird, hinter dem Gefährt herlaufen musste. Zunächst ging der Weg zu Clas' Haus. Seine Frau wurde informiert. Natürlich war sie sehr besorgt um ihren Mann. Der winkte ab.

„Das wird schon wieder! Mach Dir keine Sorgen, Metta!“

Doch seine Verletzung war viel ernster, als er wahrhaben wollte.

Vorsichtshalber schwor er seine Männer darauf ein, dass Harm Nachfolger vom herzkranken Ollen Schultheiß werden solle. Dann setzte sich der Wagen mit ihm in Bewegung. Es ging zum Arzt nach Wedel.

Boris lief festangebunden hinter dem Wagen her, während Clas stöhnend auf der Pritsche lag. Leider hatten sie aus Boris bisher nicht herausbringen können, wo Palmes Versteck lag. Aber das

würde man auf der Hatzburg schon aus ihm herausquetschen. In diesen Dingen kannte man sich aus.

Boris' Degen und seine Pistolen hatten Clas' Männer an sich genommen, genau wie ihre kräftigen Stöcke. „Auf zu Palmes Schlupfloch. Wir sind bereit. Von uns aus kann es losgehen!“ Unter diesen Vorzeichen begann die Fahrt zur Hatzburg, die sie danach mit der Aushebung von Palmes Räubernest krönen wollten. Doch wo mochte es liegen? Auf dem Weg nach Uetersen wurde Harm immer wieder von den Fährknechten gefragt, ob Palmes Versteck wohl hier oder vielleicht dort liege, wobei sie auf Häuser mit darauf zulaufenden Lindenalleen zeigten. Doch Harm war bei seiner Gefangenschaft mit einem Sack über dem Kopf in Palmes Schlupfloch gebracht worden. Und auf seiner nächtlichen Flucht hatte er nicht erkennen können, wo genau es lag.

Auf der Hatzburg, die auch das Wedeler Gericht beherbergte, wurde Boris über Stunden verhört. Währenddessen sorgte Harm für eine große Überraschung:

Er übergab dem Gericht den Schatz, den er von Bord der „Ingrid Marie“ geborgen hatte. Es handelte sich um das Entgelt für die geraubte schwedische Militärkolonne.

Sagte er.

Daraufhin verhörte man Harm intensiv.

Das dauerte unendlich lange, sodass seine Mitstreiter ohne ihn nach Blankenese gingen.

Währenddessen folterte man Boris, um zu erfahren, wo Palmes Räubernest sei. Doch aus ihm es war kein Sterbenswort herauszupressen. Wegen der offenen Fragen bezüglich des Schatzes der „Ingrid Marie“ musste Harm die Nacht über auf der Hatzburg verbringen. Am nächsten Tag fuhren zwei Gerichtsdieners mit ihm nach Blankenese, durchsuchten seine Kammer und das Haus, ließen sich das Versteck des Geldes zeigen, um zu prüfen, ob dort vielleicht noch mehr versteckt sei. Nichts kam zutage. Gegen Mittag fuhren die Diener unverrichteter Dinge zurück nach Wedel. Harm atmete auf. Denn er hatte nur einen der beiden Geldsäcke abgeliefert.

Auf das abgelieferte Geld würde er, sobald es gezahlt worden sei, Finderlohn erhalten. Vom zweiten Sack hatte niemand eine Ahnung. Denn außer dem toten Schuback wusste keiner, wieviel Geld für die Militärgüter wirklich gezahlt worden sei. Harm hatte wegen der Unterschlagung des Schatzes kein schlechtes Gewissen. Vielmehr sah er das von ihm zurückbehaltene Geld als eine Art Wiedergutmachung an. Schließlich war er von der Palme-Schuback-Bande gefangen und gequält und seine Großmutter ermordet worden.

Es gab andere Dinge, die ihm weit größere Sorgen bereiteten.

Es stand nämlich schlecht um Clas. Er hatte Fieber, dass höher und höher kletterte. Drei Wochen nach dem Schuss verstarb er unter Höllenqualen. Für seine Familie, die Fähre, für ganz Blankenese war das ein schwerer Schlag. Der behandelnde Arzt meinte, dass Wundbrand, ausgelöst durch den Schuss, die Todesursache gewesen sei.

Clas wurde unter großer Anteilnahme beigesetzt. Im Trauerzug ging Fährverwalter Nottelmann gleich hinter Clas' Familie. Der Fährverwalter ging neben Harm, der eine Woche zuvor neuer Fährmaster geworden war. Mit kaum achtzehn.

Dem Trauergottesdienst, der von Pastor Sörensen in der Nienstedtener Kirche abgehalten wurde, folgte ein ausgiebiges Totenmahl, bei dem, man muss es leider sagen, auch ausgiebig gezecht wurde.

Clas' Witwe hatte an nichts gespart.

Natürlich wollten die Fischer und Ruderer auch Harm abfüllen.

„Das gehört einfach dazu, wenn jemand Fährmaster wird. Egal ob das Besäufnis bei einem Totenschmaus passierte oder nicht.“ Doch Harm wusste die Trinkerei zu umgehen, indem er sich von Nottelmann ins Fährhaus rufen ließ.

Was Clas' Witwe niemandem erzählt hatte war, dass ihr Harm einen Batzen Geld aus Palmes geraubtem Schatz zugesteckt hatte. Damit konnte sie die nächste Zeit über die Runden kommen und ihre Familie so lange ernähren, bis auch der Jüngste, er war gerade 11 geworden, Geld verdiente. Denn Harm fühlte sich für sie verantwortlich und half, wo immer er konnte.

Zunächst war der junge Fährmaster stolz auf die neue Aufgabe. Doch nach den ersten Monaten war die Tätigkeit zum Alltag geworden. Und der war eigentlich nicht aufregend. Hinzu kam, dass die Rinderzüge nach 1721 ausblieben. Die Ochsen, die jetzt noch aufgetrieben wurden, setzte man bei Zollenspieker ans südliche Elbufer. Damit fehlte der Wedeler wie der Blankeneser Fähre wesentliche Teile ihrer Geldeinnahme und obendrein das große, jährliche Spektakel.

Doch für Harm gab es nach jeder Rückkehr aus Buxtehude einen Grund zur Freude: Magdalene. Wenn es ging, stand sie schon am Ufer und wartete auf ihn. Leider waren ihre Eltern mit der Beziehung noch immer nicht einverstanden. Einerseits, weil sie Magdalene einem jungen Mann aus ihrer Familie versprochen hatten, nämlich ihrem Vetter Christian. Vor allem aber, weil Magdalenes Großvater Streit mit Harms Familie gehabt hatte. Doch das war schon mehr als 35 Jahre her. Höhepunkt des noch immer schwelenden Konflikts war, dass sie Magdalene jeden Umgang mit Harm verboten, der ja wohl Kontakte zu Kriminellen haben musste und sein Geld vermutlich auf unredliche Weise verdiente!

Nachdem diese Anschuldigungen weiter zunahmen, wurde es Magdalene zu viel.

Wie konnten ihre Eltern so über Harm reden?

Doch die entschuldigten sich nicht für ihre schlimme Unterstellung, sondern bemängelten obendrein, dass er noch nicht mal Eltern habe. Auch sei er viel zu rasch aufgestiegen. Das könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Wahrscheinlich habe er mit irgendjemandem eine Leiche im Keller!

Da Magdalenes Eltern nach wie vor nicht zu überzeugen waren, mussten sich die Liebenden weiter heimlich treffen.

Dann kam der Tag, an dem Magdalene schluchzend an der Fähre stand, als Harm aufkam:

„Was ist denn, Deern?“, versuchte er zu trösten.

„Etwas ganz Furchtbares ist passiert.“

Fischer Breckwoldt hat Vaters Ewer vor Texel gefunden.

Stell Dir vor, unser Kahn trieb auf offener See! Ohne eine Menschenseele an Bord! Zu der Zeit soll es eine lange Schönwetterphase gegeben haben. Es gab weder Sturm noch Seegang. Deshalb war auch kein Grund für die Mannschaft erkennbar, das Schiff freiwillig zu verlassen.

Wo mag Vater geblieben sein? Wo seine Leute? Niemand weiß etwas. Die einzige Erklärung könnte sein, dass sie von nordafrikanischen Piraten in die Sklaverei verschleppt wurden!“

„Und was ist mit Eurem Ewer?“

„Den hat Breckwoldt nach Cuxhaven geschleppt!“

Dort verkauft er ihn für uns.“

Nun stand Magdalenes Mutter vor der Tatsache, ihre Familie allein durchbringen zu müssen. Das war grausam, denn außer Magdalene hatte sie noch fünf kleinere Kinder, von denen das jüngste erst vier war. Unter diesen Umständen durfte man annehmen, dass der Konflikt mit Harm ruhen würde.

Magdalenes Mutter hatte jetzt andere Sorgen.

Harm ließ ein paar Monate verstreichen. Während dieser Zeit wurde die Not von Magdalenes Familie immer größer. Deshalb fasste er sich ein Herz und hielt um Magdalenes Hand an. „Dann wäre Deine Tochter versorgt, liegt Dir nicht mehr auf der Tasche und ich würde Eure Familie unterstützen“, erklärte Harm seiner Schwiegermutter in spe. „Darüber muss ich erst mal nachdenken“, war ihre schnippische Antwort.

Nach Wochen der Bedenkzeit stimmte Magdalenes Mutter einer Heirat von Magdalene und Harm zu. Schweren Herzens.

Es sollte weitere 10 Jahre dauern, bis Magdalenes Vater aus der Sklaverei freigekauft war und zurück nach Blankenese kehren konnte.
Sein Bestmann und der Schiffjunge waren in der Sklaverei verstorben.

Noch vor der Trauung gab Harm folgende öffentliche Erklärung ab:
„Mutige Blankeneser haben mir geholfen, den verbrecherischen Landsknecht Boris dingfest zu machen und ihn der irdischen Gerechtigkeit zu übergeben. Habt Dank dafür. Er hatte den Mord an meiner Großmutter mitzuverantworten und den Mord an Clas Schuldts begangen. Sein Mörder Boris wurde dafür gehenkt.
Ich, Harm Pieper, habe dem Strandvogt das Geld aus dem Verkauf des schwedischen Militär-Konvois abgeliefert!
Auch habe ich geholfen Boris dingfest zu machen.
Jetzt ist die Zeit gekommen, meine geliebte Magdalene zu heiraten.“
Nach dieser Ansage plante das Paar die Hochzeit.

Harms Erklärung machte im Dorf schnell die Runde.
Sollte Major Palme also wirklich noch einmal nach seinem „Schatz“ forschen, würde auch er von dieser Aussage Harms erfahren.

Zwei Tage vor der Heirat fand der Polterabend statt.
Dabei drängte sich das halbe Dorf in Magdalenes Elternhaus und Hof.
„Ich hab’ noch nie so viele Menschen auf einem Haufen gesehen!“ stöhnte die Braut.
Zur Eröffnung des Abends hatte das junge Paar die Aufgabe, Gedichte vor den Gästen zum Besten zu geben. Da das nicht Harms Sache war, übernahm Magdalene den Vortrag. Es wurde lebhaft geklatscht, weil sie die verschiedenen Gedichte wirklich auswendig und gekonnt vortrug.
Es folgte der Augenblick, in dem „kalte Schale“ (Bier) und Tee mit Rum und Kuchen serviert wurden. Darauf warteten viele Gäste schon länger.

Am eigentlichen Hochzeitsmorgen beflaggten Harms Fähr-Ruderer das Haus seiner Schwiegermutter. Als Dankeschön erhielt jeder eine Flasche Wein. Ein besonderes Gaudi war, dass ihr die jungen Kerle eine Kinderkarre auf Dach gehüsert hatten.
Über dieses Spektakel amüsierte sich ganz Blankenese.
Magdalenes Mutter, die zunächst nichts von diesem Spaß mitbekommen hatte, dekorierte im Fenster zur Straße lange, holländische Tonpfeifen. Und die kreuzweise. Das war das allgemein bekannte Zeichen, dass hier im Haus eine Hochzeit stattfindet. Eigentlich Quatsch, denn ganz Blankenese wusste, dass Harm und Magdalene heiraten.
Auf dem Tisch der Wohn-Kammer stand eine große Dose mit Portorico-Tabak, aus der sich jeder Gast nach Herzenslust bedienen durfte.

Die eigentliche Hochzeitsfeier begann morgens um zehn. Zum Auftakt reichte man den Gästen Käsebuttermilchbrötchen und Glühwein, eine solide Grundlage. Den Rest des Glühweins füllte Magdalenes Mutter mit ein paar Nachbarinnen in kleine Flaschen. Sie wurden an durstige Männer im Hochzeitszug verteilt, bevor man zur Nienstedtener Kirche aufbrach. Angeführt wurde der Hochzeitszug von Musikanten. Den fröhlichen Zug begleitete natürlich auch Magdalenes kleiner Bruder. Und zwar mit einem mit Klöben und Getränken beladenen Handwagen, von dem sich die Marschierenden immer wieder bedienen konnten.
Auf dem letzten Teil des Kirchwegs verzichtete man auf Musik wie auf Schießerei, um die Kirche gemessenen Schrittes und in würdevoller Haltung zu erreichen.
Dort warteten vorausgeeilte Kinder auf den Hochzeitszug. Natürlich hatten sie den Organisten über die bevorstehende Ankunft der Feiernden informiert. Kaum war der Zug in Sicht, setzte Orgelspiel ein.

Die Trauringe, die sich das Brautpaar vor dem Altar an die Finger steckte, gehörten weder ihnen noch waren sie aus Gold. Sie bekamen sie, wie üblich in Blankenese, vom Pastor geliehen und mussten nach der Trauung zurückgegeben werden.

Natürlich verzichtete man auch auf dem Rückweg bis zu „Lohmanns Gastwirtschaft“ darauf zu musizieren zu schießen. Danach setzte das fröhlich-laute Treiben wieder ein.

In Ermangelung ausreichender Bestecke hatte jeder Hochzeitsgast sein Besteck mitgebracht. Auch der Herd in Magdalenes Elternhaus war für die vielen Hochzeitsgäste viel zu klein. Deshalb kochte man die Hochzeits-Suppe auf dem Hof. Nachdem das Essen eingenommen worden war, wurden zur nun einsetzenden Musik Lieder gesungen, wie zum Beispiel: „Giv mi’n Piep mit’n Poos up!“ (Gib mir eine Pfeife mit Gänsefedermundstück).

Das war als Aufforderung an die Brautmutter zu verstehen, Rauchutensilien anzubieten, während einige Unentwegte bereits das Tanzbein schwingen.

Die meisten Gäste schenken dem Brautpaar Geldbeträge. Die wurden, wie in Blankenese üblich, Alten und Kranken gespendet.

Als die Glocken der Nienstedtener Kirche die Mitternachtsstunde einläuteten, tanzte die immer ausgelassene Gesellschaft der Braut die Krone ab. Danach trat Magdalene zögerlich in die Mitte eines Kreises von Junggesellen. Dabei achtete sie darauf, dass keiner der Burschen an ihrer Krone zu zupfen. Nachdem jeder einmal mit ihr tanzen durfte, nahm ihr Gesa, Magdalenes Cousine, die Brautkrone endgültig ab. Stattdessen setzte Gesa der Braut eine weiße Batisthaube auf. Darüber kam eine mit schwarzen Spitzen garnierte Samtmütze. So behütet führte Gesa Magdalene mit folgenden Worten zu ihrem nunmehr Angetrauten: „Eine junge Frau will ich Dir bringen, mit lieblichem Denken und freundlichem Lachen, viel mehr Komplimente kann ich nicht machen!“ Während die Gäste tranken, lachten und scherzten, tanzte das Brautpaar ganz allein über die Diele.

Kapitel XV

Man schrieb das Jahr 1725. Der Große Nordische Krieg war seit vier Jahren Geschichte. Doch das Land lag immer noch ausgeblutet dar. Nur langsam erholte es sich. Dafür hatte der dänische König den Blankenesern, nach jahrelangen erfolglosen Eingaben, das Privileg zugestanden, Einquartierungen eigener Truppen nicht mehr dulden zu müssen. Das wurde stürmisch begrüßt und festigte die Beziehungen der Blankeneser zum dänischen Gesamtstaat. Eine weitere Klammer für sie war die bedeutende dänische Kriegsflotte, die allen Schiffen mit dem Danebrog im Mast Respekt verschaffte. Das bescherte den Blankeneser Schiffen Respekt und gab ihnen Sicherheit.

Harms Sohn Thies war im Frühjahr sechs geworden. Immer öfter begleitete er seinen Vater auf dessen Fährfahrten nach Buxtehude.

„Ich will auch mal Vormann werden!“ kam es mit piepsiger Stimme, wenn man ihn nach seinem Berufswunsch fragte. Dagegen blieb seine Schwester Gesche, die vor Kurzem drei geworden war, lieber zu Hause bei Mutter. Sie mochte am liebsten in Magdalenes Nähe spielen.

Damit die Kinder nicht unter dem nackten Dach und mit den anderen Kindern schlafen mussten, hatte Magdalene dafür gesorgt, dass sie in der ihnen gehörenden Fischerhaushälfte eine zweite Kammer bekamen. Sie wollte nicht, dass ihre Kleinen im Winter unter dem Reetdach froren, vielleicht sogar erfroren, wie es schon öfter passiert war.

Der Morgen begann damit, dass sie den Kindern die blonden Locken kämmte. Die hatten sie vom Vater geerbt. Leider verkletteten ihre Haare häufig. Deshalb wurde jedes Kämmen zur Tortur. Nach dieser schmerzhaften Prozedur setzte sich die Familie an den Kapitänstisch und aß

den morgendlichen Brei. War Harm mit der Fähre unterwegs, was sehr häufig vorkam, musste Magdalene allein mit den Kindern frühstücken.

Harm hatte überlegt, sich ein eigenes Boot anzuschaffen und zusätzliche Fahrten auf eigene Rechnung anzubieten. Neben der offiziellen Fähre Blankenese – Buxtehude. „Das geht doch nicht. Das widerspricht geltendem Recht!“, wurde er mehrfach gewarnt. Trotzdem entschied er sich einen Pfahlewer bauen zu lassen, den er hauptsächlich zum Fischfang benutzen wollte, sofern für ihn keine Fährfahrten anstanden.

Doch er konnte sich immer noch nicht dazu durchringen, seine bisherigen Fähr-Aufgaben ganz an den Nagel zu hängen. Das war sicher sentimental, denn seine Familie hatte damit über Generationen ihr Brot verdient.

Eines Tages kam der kleine Thies angelaufen, gerade als Harm mit dem Fährboot aufkam.

„Vater, Vater“, rief er schon von weitem, „da ist jemand, der will unseren Ewer mieten!“

Als Harm das hörte, wurde er geschäftig.

„Ich komm gleich, Junge! Sag ihm das!“

Doch wie erstaunt war er, als er schon von Weitem Major Palme erkannte. Komisch, für ihn war Palme immer noch Major, auch wenn er ein elender Schurke und längst kein Major mehr war.

„Palme, was willst Du hier? Mach dass Du fortkommst. Ich will Dich hier nie wieder sehen!“

ging er in die Offensive, noch bevor er einen Fuß an Land gesetzt hatte und suchte insgeheim nach seinem Takelmesser!

„Reg Dich bloß nicht auf. Ich will nur mein Geld. Sobald ich das hab, reise ich ab,“ flötete der Major und schaute den Vormann süß lächelnd an. „Außerdem benötige ich für die nächsten 14 Tage Deinen Ewer, denn ich hab´ was in Cuxhaven zu erledigen!“

„Wenn Du Deinen Raubschatz suchst, den hab´ ich dem Strandvogt in Wedel übergeben!“

Kannst Dich auf der Hatzburg schlau machen, solltest Du mir nicht glauben.“

Nun lächelte Palme hinterhältig. „Das habe ich schon und dabei festgestellt, dass Du nur die Hälfte abgeliefert hast. Wo ist die andere?“ Mit diesen Worten zog der ehemalige Major seinen Degen und wollte auf Harm losgehen. Der jedoch hatte sein Takelmesser erhoben und es, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, gezielt auf Palme geworfen. Zittern blieb seine scharfe Klinge in der Bordwand eines aufgeslipten Ewers stecken. Dabei wurde Palmes rechter Ärmel von Harms Messer am Ewer festgenagelt. Nun stand der vormalige Soldat hilflos fixiert da. Zwar fuchtelte er weiter mit dem Degen, kam jedoch nicht vom Fleck.

„Dich krieg ich noch!“, stieß er wütend aus und versuchte, das Messer aus dem Holz zu ziehen.

Harm ergriff eine herumstehende Latte und schlug auf Palmes rechte Schulter, als er sich loszumachen suchte. Polternd fiel der Degen zu Boden. Harm stieß ihn mit dem Fuß beiseite, hob ihn auf und zerbrach ihn. Palme dagegen massierte die vom Brett lädierte Schulter. Derweil zog Harm sein in den Ewerplanken steckendes Takelmesser heraus und steckte es in die Scheide. „Solltest Du Fragen bezüglich der Höhe des Geldes haben, erkundige Dich doch bei Deinem Spießgesellen Schuback. Der schmort zwar in der Hölle, wird Dir später aber genau sagen, was er für seine Schandtaten erhalten hat!“

Mit diesen Worten war Harm auf Palme zugegangen, der sich seine schmerzende Schulter immer noch rieb. Plötzlich sprang er auf Harm zu und stieß ihn um. Dabei knallte der Fährmann mit dem Kopf gegen den Ewer und war für Augenblicke benommen. Diesen Moment nutzte Palme und lief gehetzt davon. Ärgerlich blickte ihm Harm nach und war wütend auf sich.

Drohend rief er dem Flüchtenden hinterher:

„Wenn Du Dich noch einmal hier sehen lässt, hat Dein letztes Stündlein geschlagen!“ Doch da war der Schurke schon so weit weg, dass er Harms Drohung nicht mehr hören konnte. In diesem Augenblick kam der kleine Thies und fragte seinen Vater unschuldig:

„Was wollte der Mann?“

„Ach, das ist ein ganz böser Mensch!“, wich Harm aus.

Kaum war er zu Hause angekommen, rief er aufgeregt nach seiner Frau und schilderte ihr den Vorfall. „Du, wir müssen unbedingt auf unsere Kinder aufpassen! Nicht, dass sich Palme an ihnen vergreift! Sowas sähe ihm ähnlich!“

Harm sorgte sich nach Palmes Auftauchen sehr um seine Kinder und steckte auch Magdalene damit an.

Die machte ein ängstliches Gesicht und kaute auf ihrer Faust, die sie sich während des Gesprächs vor den Mund drückte.

„Und? Wie willst Du unsere Kinder schützen?“

„Das weiß ich selber nicht. Aber mir wird bestimmt was einfallen!“

Harm hatte auch seiner Frau gegenüber nie von der einbehaltenen Schatzhälfte gesprochen.

Magdalene ahnte deshalb auch nichts von dessen Versteck.

„Und das Geld für den Ewer, woher hast Du das?“ fragte sie.

„Das Boot hab´ ich vom Bergelohn des Schatzes gekauft.

Das weißt Du doch!“ Richtig, dass wusste das ganze Dorf.

Um Hilfe bei einem möglichen Überfall von Palme zu erhalten, sprach Harm Nachbarn, Freunde und Verwandte an. „Wie kann ich unsere Kinder vor einem Verbrecher wie Palme schützen? Habt Ihr eine Idee?“ „Mach Dir darüber man keinen Kopf. Wir passen schon auf!“, lauteten die Antworten, die beruhigend klingen sollten. Aber darauf konnte man nicht bauen, das war Magdalene wie Harm klar.

Den beiden Kindern Thies und Gesche wurde zunächst nicht mehr erlaubt, außerhalb des Hauses zu spielen. Doch schon nach ein paar Wochen durften sie wieder in den Garten. Harm verdiente gut und konnte es sich leisten, endlich etwas bessere Kleidung zu tragen. Teils ließ er sie schneiden, teils erwarb er Gebrauchtstücke. Wo immer er auftrat, hinterließ er so einen seriösen Eindruck. Auch sein Schuhwerk war neu, obwohl er auf der Fähre nur praktische Holzpantinen trug. Das hatte seinen guten Grund, denn viele Wege von und zu den Anlegern waren nicht nur nach Regengüssen schlammige Pfuhe, sondern durchgehend feucht und deshalb für Holzschuhe bestens geeignet. Gepflasterten Straßen waren oft bedeckt von Kot, Urin und Unrat, sodass man wertvolle Lederschuhe schnell verdarb. Reiche Leute schnallten deshalb Holz-Sandalen unter ihre Lederschuhe, um sie zu schonen.

Auch verzichtete er auf Stutzen, wenn er Holzpantinen trug. Daran war er selbst im Winter gewöhnt.

Monate vergingen, ohne das etwas passierte.

Harms Vorsichtsmaßnahmen wurden mit der Zeit lockerer.

Bis ein regnerischer Abend aufzog.

Die Kinder schliefen längst.

Magdalene wollte schnell noch Wasser von der Pumpe holen, während Harm auf der Diele saß und an einem Treibnetz strickte.

„Soll ich nicht gehen?“, fragte er, während er die Netznadel durch die Maschen schob.

„Lass man. Ich bin gleich wieder da!“, kam es von ihr, und griff die Dracht zum Tragen der Wassereimer.“ Das bisschen Regen macht mir nichts aus!“ Masche für Masche arbeitete Harm weiter an seinem Treibnetz, musste ab und zu die Petroleumlampe anders zu stellen, um besseres Licht zu erhalten.

Irgendwann schoss ein Blitz durch seinen Kopf, denn er hatte registriert, dass seine Frau nicht zurückgekommen sei.

Sie hätte doch schon lange hier sein müssen. Ob sie eine Bekannte getroffen hat? Aber doch nicht bei dem Schietwetter!

Dann hörte er einen kleinen Schrei.

Es dauerte Sekunden, bis Harm sicher war, dass es seine Frau war, die geschrien hatte. Da er sich auf eine Situation wie diese schon lange vorbereitet hatte, stürzte er in seine Kammer, riss die stets geladene Vogelflinte samt Pulverhorn vom Haken, prüft kurz, ob er sein Takelmesser und

genügend Schrot dabei habe, trommelte die Familien in den Nachbarkammern aus dem Bett und bat, unbedingt auf die Kinder aufzupassen.

Vogelflinten gab es in fast allen Blankeneser Haushalten, weil viele Männer auf den Elbsänden jagten, um mit abgeschossenen Enten und Gänsen Abwechslung im häuslichen Speisezettel zu erhalten.

Er rannte zunächst Richtung Pumpe.

Als er atemlos dort ankam, entdeckte er ihre Dracht sowie zwei umgestürzten Wassereimer.

Sonst war wegen der Dunkelheit nichts zu sehen oder hören.

Er drehte sich im Kreis.

Aus welcher Richtung mag ihr Schrei gekommen sein?

Auf einmal meinte er zu wissen, dass er nicht aus dem Tal, sondern von der Lehne des Süllbergs gekommen sein musste. Dort würde er sie suchen. Aber wenn das eine Täuschung war – oder gar eine Falle?

„Hoffentlich treffe ich Freunde, die mir helfen!“, war sein Wunsch. Doch zu dieser späten Stunde war niemand mehr unterwegs. Trotzdem stürmte er den Hügel hinauf, die Flinte schussbereit in der Hüfte haltend.

Wie angewurzelt blieb er stehen.

„Wenn das nun doch eine Falle ist und sie rauben inzwischen unsere Kinder?“ Dieser furchtbare Gedanke schoss ihm ganz plötzlich in den Sinn. Kaum hatte er ihn zu Ende gedacht, wirbelte er herum und wollte zurück, als er vom Berg leise Hilferufe hörte, verbunden mit tiefem Schluchzen.

„Magdalene?“

Er war stehen geblieben und lauschte.

Wieder hörte er leises Wimmern und Schluchzen.

„Wirklich, das muss sie sein!“

Er stürmte aufwärts, bis er auf dem Weg etwas Dunkles liegen sah.

Ein Haufen Erde vielleicht? Jetzt hörte er es genau:

Das Schluchzen kam von diesem Bündel.

Es musste Magdalene sein.

Da war er sich sicher.

„Bist Du es?“, fragte er leise und versuchte, der Person aufzuhelfen. Vorsichtig hob er sie an und nahm sie in den Arm.

„Wer hat Dir das angetan?“

Magdalene klammerte sich schuttsuchend an ihren Mann.

Doch Harm war zu unruhig, hob ihren Kopf und stellte fest:

„Wir müssen zurück zu den Kindern.“

Ich habe eine furchtbare Ahnung.“

Auf dem Heimweg fing Magdalene an zu sprechen, nachdem sie sich mehrmals kräftig geschnäuzt hatte. Zunächst klang alles abgehackt und zusammenhanglos, dann wurde sie immer klarer.

„Zwei Männer haben mich überfallen.“

Die wollten wissen, wo Dein Schatz ist!“, jammerte sie und drückte Harms Hand.

„Wenn wir damit nicht augenblicklich rausrücken, hätten sie andere Möglichkeiten!“, drohten sie.

„Und weil ich nichts sagen konnte, haben sie mich geschlagen.“

Nach einer Weile setzte sie ihren Bericht fort.

„Sag mal, hast Du denn einen Schatz, von dem ich nichts weiß?“

Das kann ich mir überhaupt nicht denken! Wenn Du aber einen hast, dann gib ihn heraus. Denn ich halte diese Spannung nicht länger aus.“ Harm griff ihre Hand und zerrte sie weiter nach Haus; so schnell sie nur konnte.

Er rannte zur Kinderkammer, um nach den Kleinen zu schauen.

Doch schon auf der Diele hielt ihn der Menschaufbruch auf. Man stand um Elisabeth herum, die Harm beim Weggehen gebeten hatte, gut auf die Kinder aufzupassen.

„Was ist hier los?“, rief er, aufs höchste erregt.

„Palme war hier. Er hat Thies und Gesche aus den Betten gerissen und ist mit ihnen auf und davon. Als ich mich ihm in den Weg stellte, hat er mich weggeschubst. Dabei bin ich mit dem Kopf gegen den Webstuhl geknallt und war bewusstlos.“

Mehr brauchte Harm nicht zu wissen. Ihm war klar, was er jetzt zu tun hatte: „Männer, wer kommt mit? Wir müssen die Kinder befreien. Zusammen mit allen wehrhaften Blankenesern. Anders schaffen wir es nicht!“

Er teilte die Leute aus seinem Haus zur Kindersuche und Palme-Verfolgung ein.

Einige bekamen die Aufgabe Helfer zu mobilisieren, der Rest sollte ihm folgen.

Vorsichtshalber verabredete er Treffpunkte.

Danach hastete er mit seiner Gruppe los.

Doch kurz bevor Harm mit seiner Männerschar losstürmen wollte, traf Magdalene ein und fragte:

„Was meinte Palme mit ...!“ Weiter kam sie nicht.

„Das erklär ich Dir später! Erst müssen wir die Kinder befreien!“

Mit diesen Worten rannte er seiner Gruppe hinterher.

Doch wo suchen?

Harm überlegt nervös, was er täte, wenn er zwei kleine Kinder entführen müsste. Kam aber zu keinem Ergebnis. Dafür schickte er einen Boten zu den anderen Gruppen, mit Hinweisen, wer die Umgebung im Osten, Norden und Westen Blankeneses nach den Kindern absuchen solle. Wegen der Dunkelheit war das eine äußerst schwierige Aufgabe. Dafür wurden dringend Fackeln benötigt.

Er selbst brach mit drei Männern Richtung Uetersen auf, denn da vermutete er Palmes

Unterschlupf. Dort wird Palme auch die geraubten Kinder verstecken.

Gerade bog er mit seinen Männern in die Chaussee nach Schenefeld ein, als ein Reiter sie einholte.

„Männer wartet! Wir haben Palme mit den Kindern gestellt.“

Er hat sich mit Gesche und Thies verschanzt und schießt, sobald sich jemand nähert. Unsere Leute wollen jetzt aufs Hellwerden warten, um dann seinen Unterschlupf zu stürmen.“

Harm stieg zum Reiter auf Pferd, um zu zweit zurück nach Blankenese zu reiten. Immer wieder trieb er den Reiter an, doch schneller zu machen. Während ihm seine Männer zu Fuß folgten. Leider war es noch dunkel, als Harm Palmes Unterschlupf im Westen Blankeneses erreichte. In der Nähe des Süllbergs hatte man einen Schuppen umzingelt, der in einer Mulde lag. Dort hatte sich Palme mit zwei Helfershelfer verschanzt. Den Gefechtslärm hörte man schon von Weitem. Palme wollte seine Belagerer offenbar mit möglichst vielen Schüssen auf Abstand halten.

Noch im Galoppieren sprang Harm vom Pferd und wäre schnurstracks auf den Schuppen zugelaufen, hätte ihn nicht zwei starke Ruderer zurückgehalten.

„Bist Du verrückt? Der knallt Dich wie ein Karnickel ab!“

Sie waren jetzt ein gutes Dutzend Männer, die meisten davon mit Knüppeln oder Vogelflinten bewaffnet.

„Wo sind die anderen? Alle sollen so schnell es geht zu uns kommen. Schickt sofort Boten aus! Wenn der Morgen graut, stürmen wir die Räuberhöhle.“ Harm ordnete weiter an, wo sich jeder einzelne Gewehrbesitzer in Stellung bringen sollte.

„Sobald ihr das Mündungsfeuer eines Schusses seht, schießt ihr genau darauf! Auf diese Weise verletzen wir einen der Gauner oder schalten ihn mit ein wenig Glück sogar ganz aus!“

In diesem Augenblick war Magdalene zu Harm und seinen Leuten gestoßen, obwohl man versucht hatte sie zurückzuhalten.

„Ich will zu meinen Kindern!“ schrie sie tränenerstickt!“

Und zu Harm gewandt: „Was will Palme von Dir? Deinen Schatz? Wenn Du unserer Kinder wirklich liebst und Du tatsächlich einen geheimen Schatz besitzt, dann gib ihn raus. Ich will unsere Kinder wiederhaben und verzichte auf Dein verfluchtes Geld!“

Jetzt schaltete sich Palme aus dem Schuppen ein:

„Wenn Harm mir meinen Schatz nicht bis zum nächsten Glockenschlag der Nienstedtener Kirche ausgeliefert hat, passiert was mit Euren Kindern.“

Harm war wie betäubt.

„Siehst Du? Da hörst Du es! Jetzt tu endlich was!“

Würde Palme den Kindern wirklich etwas antun?

Dann bekäme er die Folgen sicher augenblicklich zu spüren.

Das musste ihm klar sein.

Inzwischen wurde ein Schuss abgegeben, den Harms Männer provoziert hatten, indem sie einen abgeschlagenen Strauch mit einem Seil Richtung Schuppen zogen, sodass die beiden Belagerten meinten, es erfolge ein Angriff. Kaum war dessen Knall verhallt, krachten drei, nein vier Schüsse. Sie alle wurden auf das Mündungsfeuer im Holzverschlag abgegeben. Ein lauter Aufschrei aus dem Schuppen bewies, dass jemand getroffen sein musste.

Nach einer Weile hörte man Palmes Stimme.

„Wir fordern freies Geleit. Dafür kriegt ihr das Mädchen.“

Harm stellte erleichtert fest, dass die Schurken jetzt wohl nur noch ihre Haut retten wollten. Der Schatz stand im Augenblick offenbar nicht mehr zur Diskussion.

Wie konnte er in dieser neuen Situation beide Kinder retten?

Die Blankeneser probierten noch einmal, am Seil festgebundenes Buschwerk zur Hütte zu ziehen. Obendrein hatten sie es mit klappernden Hölzern versehen. Leider wurde diesmal kein Schuss aus der Hütte gefeuert. Die Schurken hatten den Braten wohl gerochen.

Inzwischen sammelten Harms Männer Reiser und schichteten rund um den Verschlag Holzhaufen auf, die sie anzündeten. Durch die Flammen wurde das Schuppen-Gebäude hell erleuchtet. Als man darin eine sich bewegende Mütze sehen konnte, zielten alle Belagerer darauf.

„Wollt Ihr die Kleine? Oder wollt ihr sie nicht? Wenn ja, müsst Ihr uns freies Geleit geben!“

schrie Palme beinahe hysterisch. Tatsächlich ging, während er das sagte, die Schuppen-Tür auf und heraus schob er die zitternde Gesche, die Palme mit einem Seil an sich festgebunden hatte. Sie sollte ihm vorerst nicht entkommen.

„In Ordnung. Ihr bekommt freies Geleit! Und wir bekommen Gesche! Aber ich will auch meinen Sohn, und zwar sofort?“

„Eins nach dem anderen!“, antwortete Palme und trat mit Gesche, Thies und seinem Kumpan aus dem Verschlag. Die ängstliche Gesche schob Palme, der am Kopf blutete, vor sich her.

Seiner Reiterpistole hielt er Thies an den Kopf. Den Schluss bildete sein humpelnder Helfer. Ihn musste es sehr schwer getroffen haben.

Was war mit dem dritten Mann? Lebte der nicht mehr?

Nachdem die Verbrecher mit den als Geiseln genommenen Kindern um die nächste Wegbiegung verschwanden, ließen sie Gesche laufen, die zurück zu ihrem Vater rannte und sich in dessen Arme stürzte.

Das muss der Augenblick gewesen, in dem Palmes verwundeter Scherge zusammenbrach. Sofort stürzten sich die hinterhergelaufenen Blankeneser auf ihn.

„Lasst ihn auf der Stelle frei!“

Entweder er kommt mit mir oder Euerm Sohn passiert was!“

Doch Palmes Kumpan lag bewegungslos auf der Erde und rührte sich nicht!

Die Ruderer ließen von ihm ab.

„Der ist hin. Nichts mehr zu machen, Palme. Deinen Mann kannst Du vergessen. Der kommt nicht mehr mit Dir.“ Palme drängte allein mit Thies weiter, den er wie einen Schild vor sich herschob.

Für Augenblicke dachte Harm daran, Palme hinterrücks zu erschießen. Aber sie hatten nur Vogelbüchsen, die mit Schrot geladen waren. Ein Treffer mit dieser Munition würde nie und nimmer tödlich sein. Der Getroffene könnte noch schießen und damit wäre es wahrscheinlich um den armen Thies geschehen.

„Nun gib ihm endlich den Schatz, den er unbedingt haben will!“, schrie Magdalene in panischer Angst um ihren Thies, während sie die wiedergewonnene Gesche in ihren Armen hielt. Genau

das hatte Harm in den letzten Stunden immer wieder überlegt: Sollte er den Schatz, oder das, was von ihm übriggeblieben war, Palme im Gegenzug zu seinen Kindern beziehungsweise seinem Sohn anbieten?

Doch er hatte sich entschlossen, dies als letzte Möglichkeit zu nutzen. Denn dieser Verbrecher hatte seine Großmutter auf dem Gewissen und hätte beinahe auch ihn umgebracht. Weiter hatte einer seiner Schergen seinen Freund Clas ermordet.

Zu seiner Überraschung winkte Palme nach Magdalene Zwischenruf ab. Offenbar wollte er sich aus der brenzligen Lage winden. Das war im Moment sein einziges Ziel. Er würde erst wieder versuchen an den Schatz zu kommen, wenn die Karten für ihn besser gemischt wären.

„Was ist das eigentlich für ein ominöse Schatz, von dem der Kerl immer wieder faselt?“, wurde Harm gefragt. „Ach, Spinnkram! Hab´ ich Euch doch erzählt, was er damit meint!“ entgegnete der.

Leider mussten sie Palme und den gefangenen Thies ungeschoren ziehen lassen.

Der besinnungslose Scherge wurde auf eine Decke gepackt und in Harms Haus geschleppt. „Vielleicht kann ich ihn gegen Thies tauschen!“, war ein Gedanke, der ihm unterwegs kam. Doch den verwarf er so schnell, wie er gekommen war. Darauf würde sich Palme nie und nimmer einlassen. Er will den Schatz und würde alles unternehmen, ihn in seine Hände zu bekommen. Außerdem verstarb Palmes schwerverletzte Spießgeselle schon in der darauffolgenden Nacht. Palmes zweiten Mann hatten sie tot im Schuppen entdeckt.

Am nächsten Morgen ließ Harm beide Leichname zur Hatzburg schaffen und von dem von Palme verübte Verbrechen an seiner Frau und seinen Kindern berichten.

Doch Magdalene ließ nicht locker:

Die ganze Nacht über hatte sie an Harm appelliert, Palme endlich den imaginären Schatz zu überlassen, damit er ihren Thies freiließ.

Doch Harm schwieg. Er hatte noch keine Idee, wie er sich zu verhalten habe.

Außerdem wusste er nicht einmal, wo Palme zu finden war.

Auf der anderen Seite konnte sich der Major bestimmt nicht sicher sein, dass sich die zweite Hälfte des Schatzes auch wirklich in Harms Besitz befindet. Vielmehr war der Strandvogt auf der Hatzburg von Harm dahingehend informiert, dass der Schatz aus dem bei Cuxhaven gestrandeten Schiff von Harm abgeliefert wurde.

Und wenn der Vormann ehrlich war, wusste er selbst nicht, ob das, was vom Schatz übriggeblieben war, noch an der Stelle lag, an der er ihn versteckt hatte. „Bei nächster Gelegenheit werde ich schauen, ob er wirklich noch da ist!“, nahm er sich insgeheim vor.

Doch im Augenblick wollte er das Thema ruhen lassen.

Zumindest so lange, bis Palme sich wieder meldete.

Als Harm zurückkam aus Wedel, wartete ein 15-jähriger Bengel namens Claus auf ihn. Aufgeregt berichtete der Junge, dass er mit seinem Freund, ebenfalls ein Claus, bei der Schießerei letzte Nacht dabei gewesen sei. Harm erinnerte.

„Nachdem Palme mit dem kleinen Thies auf und davon war, sind wir dem Major nachgeschlichen. Bis nach Uetersen.

Die meiste Zeit musste Palme Deinen Thies auf dem Rücken tragen. Denn der Kleine war todmüde und schaffte es nicht, den weiten Weg zu laufen.“

Auch Claus´ Freund war nach ihrer Rückkehr so müde, dass er wie ein Bär schlafe. Nicht davon zu sprechen, dass auch ihm die Augen immer wieder zuklappten.

„Ja, und? Habt Ihr was rausgekriegt?“

„Wir wissen, wo Palmes Versteck ist!“ Dabei zeigte er auf seine Brust.

„Wie bitte?“ Harm war nicht zum Spaß zumute.

„Wo soll denn das sein, Junge?“

Daraufhin erzählte Claus, das Gehöft liege bei Uetersen und beschrieb den Weg.

„Das hab´ ich doch geahnt!“, stieß Harm aus und war ein wenig erleichtert. Doch jetzt zu Dir: Ihr seid Teufelskerle! Aber wie soll es Deiner Meinung nach weitergehen?“

Die Jungen mussten erst einmal schlafen.

Das würde bis zum Abend dauern können.

Bis dahin konnte Harm eine kleine Streitmacht sammeln, um die Räuberhöhle des Majors auszuheben. Mit ihnen würde er sich gegen Abend treffen. Danach legte auch er sich hin, konnte aber nicht schlafen. Immer wieder stieg das angsteinflößende Bild seines verschleppten Sohnes in ihm auf.

Wie mochte es ihm in der Gefangenschaft ergehen?

Hoffentlich gut!

Irgendwann stand er wieder auf.

„Ich kann einfach nicht schlafen, während mein Thies von diesem Verbrecher gefangen ist. Ich muss ihn befreien.“

Kurz vor Dunkelwerden trafen seine Männer ein.

Alle hatten Vogelflinten dabei, manche auch andere Waffen, wie beispielsweise einen alten Säbel oder Palmes abgebrochenen Degen.

Um rascher nach Uetersen zu gelangen, hatte Harm einen mit zwei Pferden bespannten Heuwagen organisiert. Damit ging die Fahrt los. Auch diesmal musste der Kutscher seine Pferde immer wieder antreiben, weil es Harm zu langsam ging. Fortwährend erkundigte er sich bei den Jungen, ob dies auch wirklich der Weg zum Räubernest sei. Was Wunder.

Harm war übernervös.

„Keine Sorge Vormann, hier sind wir richtig!“, beruhigten ihn beide. Sie waren und blieben die entspannten Navigatoren, die genau wussten, wo das Fahrwasser der Landstraße verlief und welchen Kurs sie einschlagen mussten. Schließlich, kurz vor dem Ziel meinte der Kleinere: „Hier. Hier geht´s ab. Links bei der Eiche. Da müssen wir rein.“

Augenblicklich herrschte gespannte Ruhe.

„Wie weit noch? Kann Palme uns schon hören,“ fragte Harm sorgenvoll.

„Das Haus liegt eine halbe Meile entfernt,“ antwortete der andere.

Der Kutscher lenkte den Wagen durch einen Knick auf die dahinter liegende Weide und hielt mit einem „brrr“. Die zwölf Männer sprangen ab und vertraten sich die Beine. Hier würden die Pferde in aller Ruhe grasen, während sich zehn von ihnen aufmachten, Palmes Räubernest auszunehmen. Dafür hatten sie vorsichtshalber eine Leiter mitgenommen, um eventuell in den ersten Stock einsteigen zu können.

Harm registrierte, dass dies nicht das Haus war, in dem er vor Jahren gefangen gehalten worden war. Diesmal handelte es sich um eine Kate und kein Gehöft mit Lindenallee. Außerdem war das Häuschen von Birken umstanden. Um die Lage vorsichtig zu klären, schickte er die Jungen als Späher voraus.

Einer von ihnen kam bald darauf zurück und meldete, dass im Haus kein Licht mehr brenne.

„Alles ganz ruhig, Vormann. Sie schlafen!“

Nach dieser Information machte sich Harms Gruppe daran, das Haus zu umstellen. Bloß keinen aufwecken. Damit wäre der Überraschungseffekt dahin! Die mitgebrachte Leiter wurde an ein Fenster im Dachgeschoss gelehnt, dass einen Spaltweit geöffnet war. Zwei seiner Leute machten sich daran, oben einzusteigen. Harm dagegen war an die Haustür getreten und probierte, sie zu öffnen. Leise drückte er den Griff herunter, doch sie war verschlossen.

„Lass mich!“ flüsterte einer seiner Männer, schob ihn zur Seite und drückte nicht nur den Griff fest runter, sondern presste die Tür mit voller Körperkraft auf. Daraufhin gab Harm das Zeichen zum Angriff und schlich als Erster ins Haus. Ein Hund fing im Schlaf leise an zu bellen, wurde immer lauter. Auch von oben hörte man Geräusche. Offenbar waren die Bewohner wach geworden.

Harms Männer durchsuchten die Parterre-Ebene. Es handelte sich um eine große Küche und eine kleine Mägdekammer. Beides leer. Auch gab es keinen Keller. Deshalb stürmte die Gruppe

die Stiege hinauf, wo sich zwei Blankeneser mit einem Kerl - trotz vorherrschender Dunkelheit - prügelten.

„Einhalten“, schrie Harm. Wir sind weder Räuber noch Diebe.“

Er zündete eine mitgebrachte Fackel an.

„Wir suchen einen Mann mit einem kleinen Jungen, der hier im Haus sein soll!“

„Hier ist weder ein fremder Mann noch ein fremdes Kind. Hier leben nur friedlichen Bürger, nämlich meine Frau und ich sowie meine fünf Kinder! Und nun macht, dass Ihr fortkommt!“

„Verdammt“, dachte Harm, „das ist schiefgegangen.“

Die Jungen wurden gerufen, die Harm offenbar eine falsche Auskunft gegeben hatten. Doch sie schworen, dass es genau dieses Haus gewesen sei, in dem Palme mit dem kleinen Thies verschwunden war.

„Wegen der komischen Birke, die vor der Tür steht, sind wir ganz sicher. Ihr Stamm spaltet sich in Mannshöhe, die in zwei dicken Ästen auslaufen. So was gibt es kein zweites Mal. Vormann, wir sind hundertprozentig sicher, dass der Major in diesem Haus verschwunden ist!“, schworen die Jungen und waren aufs Höchste erregt.

„Der Kätner lügt!“

Daraufhin verteilte Harm seine Männer erneut um das Haus. Doch als zwei Blankeneser die Leiter erneut besteigen wollten, kletterte ihnen jemand aus dem Fenster entgegen. Die Person trug etwas Schweres über der Schulter. Kaum entdeckte er Harms Leute, ließ er das Bündel fallen, sprang die letzten Sprossen von der Leiter, schoss mit einer Pistole auf einen der Ankömmlinge und verschwand im Dunklen.

Einer von Harms Männern wurde getroffen.

Was aber war mit dem Bündel, das er liegen ließ? Dem wurde zunächst keine Beachtung geschenkt, denn der zweite verfolgte den Weglaufenden. Vielleicht war es ja Palme?

Durch die Rufe aufmerksam geworden, schlossen sich weitere der Verfolgung an. Harm dagegen war mit zwei anderen im Haus geblieben, um den Kätner und seine Familie noch einmal zu verhören. Gerade als er beginnen wollte, hatte es der Verletzte geschafft, bis zur Küche zu wanken und sich erschöpft auf einen Schemel fallen zu lassen. Er war in die rechte Schulter getroffen, sein Hemd blutdurchtränkt. Die Kätnersfrau riss es ihm auf und versuchte die Wunde zu waschen, den Blutfluss zu stillen und ihn zu verbinden. Doch der arme Mann sank während ihrer Tätigkeit vom Schemel.

Trotzdem nahm sich Harm den Kätner vor, der ihn ganz offensichtlich angelogen hatte. Der jedoch tat, als wäre er von Palmes Anwesenheit in seinem Haus überrascht. Da konnte etwas nicht stimmen. Denn seine Kinder hatten sich verplappert, als sie in der kleinen Mädekammer im Parterre - ohne ihre Eltern - vernommen wurden. Sie berichteten, dass gestern früh ein älterer Mann mit einem kleinen Jungen zu ihnen gekommen sei und hier zu schlafen begehrt. „Und wo ist der Junge?“ bohrte Harm aufgeregt und schnappte fast über.

„Wissen wir nicht!“

Als sich Harm mit Peter Breckwoltd besprach, der die Kinder vernommen hatte, fiel dem plötzlich etwas siedend heiß ein.

„Komm mit! Ich hab' eine Idee!“, rief er und lief aus der Tür.

Es dauerte, bis Harm sich aufraffte zu folgen. In Riesenschritten eilte er Peter hinterher. Der war am Fuß der Leiter angelangt und schien, trotz der Dunkelheit, etwas zwischen den Büschen zu suchen. Schließlich rief er laut: „Harm, hier. Ich hab' es!“ Damit wuchtete er den Sack oder Beutel, was immer es war, hoch!

„Das muss Thies sein!“ rief er und übergab Harm den Sack, in dem der Junge zu stecken schien.

„Schnell, eine Fackel!“ rief Harm und begann, Thies aus dem Sack zu befreien. Da die Fackel immer noch nicht gebracht worden war, lief Harm mit seinem Sohn auf dem Arm durch die Dunkelheit in die Küche. Als er ihn auf dem Küchentisch abgelegt hatte und zu untersuchen begann, stellte Harm fest, dass ein Arm gebrochen war.

„Wenn es das nur wäre...!“

Doch Thies regte sich nicht. Er war ganz offensichtlich ohnmächtig
Aber von einem Armbruch wird man doch nicht ohnmächtig. Jedenfalls nicht so lange.
Egal, der Bengel musste dringend zum Arzt.

Kapitel XVI

Magdalene war glücklich über die Rückkehr der kleinen Gesche. Wenigstens ein Kind war gerettet. Aber was wird mit ihrem Thies geschehen sein?
„Hoffentlich, hoffentlich bringt ihn Harm heil und gesund nach Haus. Zur Not wird er ihn gegen seinen Schatz eintauschen, da bin ich mir ganz sicher!“
Doch was mochte das für ein Schatz sein?
Davon hatte sie keine Vorstellungen.
Das viele Geld, dass er von der „Ingrid Marie“ geborgen hat, musste er doch beim Deichgrafen auf der Hatzburg abliefern. Dabei handelte es sich um Geld aus einem Verbrechen, an dem viel Blut klebte. Für dieses Geld hat Harm seinen Bergelohn erhalten. Ob damit der Schatz gemeint war, den Palme verlangt?
Sobald Harm und Thies zurück wären, würde sie ihren Mann ausquetschen. Dann durfte er nicht wieder die Antwort verweigern. Das würde sie nicht dulden. Denn sie wollte genau wissen was es mit dem Schatz auf sich hatte und reinen Gewissens antworten, wenn sie im Dorf darauf angesprochen wurde. Sie wollte sich Sätze wie „Ihr könnt ja wohl jeden Tag Gesottenes und Gebratenes essen,“ nicht mehr gefallen lassen.
Leider gab es bei ihnen meist nur Fisch – und dann auch nie den besten! Der wurde nämlich auf dem Altonaer Fischmarkt verkauft.

Die Nacht verging, ohne dass sich etwas tat.
Und je näher der Morgen kam, desto unruhiger wurde sie.
Am nächsten Vormittag kam einer der Männer zurück und erstattete einen vorläufigen Bericht. Sie hatten Palme die ganze Nacht über gejagt. Obwohl sie einige Male kurz davor waren, ihn dingfest zu machen. Doch jedes Mal war er ihnen wieder entwischt. Trotzdem waren sie sicher, ihm dicht auf den Fersen zu sein. Deshalb verfolgten Harms Leute den Flüchtigen bis nach Elmshorn. Dort verlor sich seine Spur.
Und – wie sollte es weitergehen?
Das war Harms ganze Sorge!
Er musste sich zunächst um anderes als die Verfolgung Palmes kümmern und war bei seinem verletzten Sohn in der Kate zurückgeblieben. Die anderen hatte er zu einem Schläfchen entlassen.
Einzig Peter Breckwoldt hielt Wache.
Denn nach durchwachter Nacht waren alle rechtschaffen müde.
Auch Harm fiel irgendwann in tiefen Schlaf. Plötzlich wachte er auf und hatte das Gefühl, er müsse nach dem Rechten sehen. Da er in seiner Kleidung geschlafen hatte, war er schnell an der Tür und bekam gerade noch mit, wie der Kätner mit jemandem vor der Haustür flüsterte.
Wer war das?
Und wo war Breckwoldt? Der hatte doch die Hundewache?
Trotz des leisen Flüsterns bekam Harm mit, dass es ein Mann sein musste. Er sah seine Gestalt im Türrahmen. Seinen Gegenüber vor der Tür konnte Harm nicht sehen. Doch dann erkannte er Palmes Organ, da war er sich ganz sicher. Harm rührte der Schlag, denn er war vorhin darüber informiert worden, dass seine Leute die Spur des Majors bei Elmshorn verloren hatten. Das lag zehn Kilometer entfernt.
Deshalb sprang er hinter der ihn verdeckenden Tür hervor und stand Palme Auge in Auge gegenüber. Nur getrennt durch den Kätner. So laut es ging rief er: „Wahrschau! All hands on deck!“

Dieser Seemannsbefehl, den seine Leute bei Gefahr auf See nur zu oft gehört hatten, würde sie augenblicklich aufscheuchen.

Aus dem Sprung heraus stürzte Harm auf den Kätner. Der fiel gegen Palme. Beide gingen zu Boden, während Harm über ihnen zu liegen kam. Im gleichen Moment griff er sein Takelmesser, stieß es dem Kätner zwischen die Rippen. Dann sprang er wieder auf und trat Palme mit voller Wucht gegen den Kopf. Damit wollte er verhindern, dass sich der Major von dem über ihm liegenden Kätner befreien konnte.

Der Tritt machte den Major benommen.

Obwohl Harm die Situation für einen Augenblick unter Kontrolle gebracht hatte, rief er mehrmals und so laut er konnte:

„All hands on deck!“

Doch wo blieben seine Männer? Die müssten doch längst hier sein. Endlich: Einer nach dem anderen kam gelaufen und half, die beiden Spitzbuben zu fixieren.

Zunächst rissen sie den Kätner hoch, der seine Rechte auf die Stichwunde presste. Beinahe gleichzeitig nahmen sie sich Palme vor, der seinen Schädel hielt.

Ohnmächtig vor Wut attackierte Harm den Major.

Seine Freunde mussten ihn zurückhalten, weil er sich nicht beruhigen wollte. Das gelang ihnen nur unter Mühen. Keuchend stand Harm da, immer wieder vom Mord an seiner Großmutter redend, wie auch von der Entführung seiner Kinder, von der eigenen Gefangenschaft und von Clas' Tod.

So unkontrolliert, wie sich seine Wut entlud, so abrupt verstummte er, rannte davon, als sei er von wilden Tieren verfolgt. Er stürzte ins Haus und suchte Thies. Der hatte zwar die Besinnung zurückerlangt, doch es ging ihm elend.

„Wir müssen dringend zum Arzt. Deshalb laden wir sofort unsere Verwundeten auf und fahren los!“ waren seine Worte, die wie Befehle klangen. „Die Gefangenen binden wir hinten an den Wagen!“

Die Kätnerfrau hatte alles mitgehört und rang die Hände, denn sie bangte um ihren Mann. „Der muss doch auch versorgt werden!“ flehte sie. „Das wird beim Arzt gemacht. Danach geht es für ihn auf die Hatzburg, wo wir auch Palme abliefern.“

Zwei Tage nachdem Harm mit seinen Männern losgezogen war, kam die Gruppe zurück. Die Geräusche des Leiterwagens hörte man schon von Weitem auf der Avenue. Langsam rollte er vor dem Fährhaus aus. Die Pferde schnaubten und bekamen Wasser und Hafer. Nachdem die Männer ihre inzwischen verarzten Mitstreiter von der Ladefläche gezogen hatten, wurde der kleine Thies vom Wagen genommen. Allen Transportierten ging es nach der Tortur der Fahrt mies.

Der Blankeneser mit der Schussverletzung wurde in Segeltuch nach Hause geschleppt. Während Thies auf Harms Arm zu Magdalene getragen wurde, die zwei anderen Verletzten konnten selbst nach Hause gehen.

Schon im Garten kam ihnen Harms Frau entgegengestürzt und wollte augenblicklich wissen, was mit dem Jungen sei. An Harms ernstem Gesicht erkannte sie, dass es nicht wirklich gut um ihn stand.

„Palme hat den schlafenden Jungen von der Leiter geworfen, als er floh. Durch den Sturz hat sich Thies innere Verletzungen zugezogen - außerdem ist sein Arm gebrochen. Letzteres ist das kleinere Problem, meinte der Arzt.“

Dann erwähnte Harm den Besuch beim Doktor, der nicht weiterhelfen konnte. „Er sagt, ich soll Thies nach Altona bringen und dort einem bekannten Medicus vorführen. Der könne mehr als er machen. Die Adresse hab' ich mitbekommen.“

Während Magdalene Thies ins Bett brachte, um ihn zu versorgen, machte sich Harm auf, das Fuhrwerk zurückzugeben. Der Besitzer des Gefährts wollte sofort wissen, was denn nun mit Palme sei. „Hoffentlich habt ihr dem Kerl eine Kugel verpasst? Oder etwa nicht? Das würde mich sonst sehr enttäuschen!“ Augenblicklich gesellten sich ein paar Knechte und Kleinmägde hinzu, die ebenfalls vom Ausgang der Verbrecherjagd hören wollten.

„Das ist eine lange Geschichte!“, fing Harm stöhnend an.

„Aber ich will es kurz machen: Wir haben Palme gefasst und ihn zu seinem irdischen Richter auf die Hatzburg gebracht! Zusammen mit dem Kätner, der Palme Unterschlupf gewährt hat! Leider hab' ich im Augenblick überhaupt keine Zeit, denn mein Thies muss dringend zum Medicus nach Altona!“

Doch trotz seiner Eile schob Harm noch einen Satz hinterher: „Der Kätner war von Palme dafür bestochen worden, ihm und seinem angeblichen Neffen Unterschlupf zu gewähren. Doch niemand durfte davon erfahren. Der Kätner war glücklich über das erhaltene Geld. Alles andere interessierte ihn nicht.

„Das kann ich nachvollziehen.

Was soll ich bloß gegen ihn unternehmen?

Bestraft ist er doch schon genug.

Ich hab' gesehen, in welcher Not er und seine Familie leben.

Außerdem hat er mein Takelmesser zu schmecken bekommen.

Das wird bestimmt dauern, bis sich die Wunde geschlossen hat und er wieder arbeiten kann.

Obendrein wird er Ärger mit der Obrigkeit bekommen.

Ich denke, das genügt.“

Magdalene versuchte Harm zu überzeugen, besser nicht mit dem Jungen nach Altona zu fahren.

„Du siehst doch, in welchem Zustand er sich befindet. Der Medicus soll zu uns kommen.

Deshalb tu mir die Liebe, leih Dir ein Pferd und reite so schnell Du kannst zu ihm, um ihn zu holen.“ Doch bis der Medicus endlich in Blankenese erschien, war der nächste Morgen angebrochen.

Sowohl der verletzte Blankeneser wie auch Thies wurden von ihm untersucht und längere Zeit behandelt. Um das Arzthonorar und die notwendige Medizin bezahlen zu können, griff Harm auf seinen geheimen Schatz zurück, der zum Glück noch unberührt unter der Regentonne im Kohlhof lag.

Bis Thies wieder auf den Beinen war, dauerte es leider mehr als ein halbes Jahr. Da war der Henker längst seiner Pflicht nachgekommen und hatte das richterliche Urteil an Palme vollzogen.

Personen

Harm Pieper	Enkel von Trine Pieper
Trine Pieper	61 Jahre alt, Vormann/Frau auf der Buxtehude-Fähre
Jakob Pieper	ihr längst verstorbener Mann
Clas Stehr	Ruderer und Nachfolger von Trine als Vormann auf der Fähre
Metta Stehr	Seine Frau
Titke Rasche	Vormann einer anderen Fähre
Herr Brunswick	Kaufmann in Hamburg
Major Palme	korrupter Offizier in schwedischem Dienst
Betrüger Schuback	Speicher-Vice bei Kaufmann Brunswick
Magdalene Breckwoldt	Harms spätere Frau
Else	Trines Nachbarin, mit Mann Knud und Sohn Claus
Buxtehuder Kröger, Pastor	trinkt und hilft gern
Meister Pickenpack	Sargtischler in Buxtehude
Schiffer Pickenpack	Bruder des Sargtischlers, besitzt einen Tjalk